

Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen: eine biographieanalytische Studie über Partizipationsprozesse im Kontext von Migration und Geschlecht

Bel Adasme, Melisa

Erstveröffentlichung / Primary Publication

Sonstiges / other

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bel Adasme, M. (2016). *Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen: eine biographieanalytische Studie über Partizipationsprozesse im Kontext von Migration und Geschlecht*. Frankfurt am Main. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-51820-3>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Basic Digital Peer Publishing-Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den DiPP-Lizenzen finden Sie hier:
<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Terms of use:

This document is made available under a Basic Digital Peer Publishing Licence. For more Information see:
<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Abschlussarbeit zur Erlangung des akademischen Grades
„Master of Arts“

Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen

Eine biographieanalytische Studie über Partizipationsprozesse
im Kontext von Migration und Geschlecht

vorgelegt von

Melisa Bel Adasme
Matrikelnummer: 3482829

Erstgutachterin: Dr. Minna-Kristiina Ruokonen-Engler
Zweitgutachterin: Professorin Dr. Ursula Apitzsch

Einreichungsdatum: 18. Januar 2016

Inhalt

Vorwort	4
Engagierte Migrantinnen – Unsichtbar oder Ausnahmeerscheinung	6
I. Forschungskontext und theoretische Zugänge	12
1. Partizipation – Migration – Geschlecht	12
1.1. Partizipation: Begriffsbestimmung und Definition.....	13
1.1.1. Demokratietheoretisches Verständnis von Partizipation	13
1.1.2. Erweiterte Definition von Partizipation.....	15
1.2. Thematisierung von Partizipation im Kontext von Migration.....	17
1.2.1. Tatsächliche Zugangsmöglichkeiten zur Partizipation.....	18
1.2.2. Migrationsspezifische Ausdrucksformen von Partizipation.....	19
1.2.3. Integrationsdiskurs und Partizipationsverständnis	22
1.3. Geschlechtsspezifische Aspekte von Partizipation im Migrationskontext.....	25
1.3.1. Das Bild der »Migrantin«	25
1.3.2. Unterrepräsentation von Migrantinnen in Partizipationskontexten.....	29
1.3.3. Selbstorganisation(en) von Migrantinnen.....	32
1.3.4. Informelles Engagement im sozialen Umfeld	33
1.3.5. Subjektive Perspektiven auf Partizipation.....	34
1.4. Partizipation von Migrantinnen – ein Zwischenfazit.....	34
2. Forschungsperspektive: Dominanzkultur, Differenz, Biographie	36
2.1. Dominanzkulturelle Ausgrenzung durch Norm(alitäten)	36
2.1.1. Eindimensionales Verständnis von Partizipation	37
2.1.2. Trennung des »Öffentlich-Politischen« und »Privat-Persönlichen«	39
2.2. Herstellung von Differenzen entlang »Geschlecht« und »Ethnizität«.....	40
2.2.1. Differenzkonstruktionen und soziale (Subjekt-)Positionierungen.....	42
Exkurs: Zum Begriff der »Migrantin«	44
2.3. Biographietheoretische Perspektive.....	48
2.3.1. Biographie, Differenzen und Migration	49
2.3.2. »Biographische Passung« der Partizipation.....	51
2.4. Partizipation im Kontext von Dominanzkultur, Differenz und Biographie.....	52
II. Empirische Studie.....	54
3. Methodologisches und methodisches Design	54
3.1. Methodologisches Rahmenkonzept	54
3.1.1. Der abduktive Forschungsstil der Grounded Theory.....	55
3.1.2. Die rekonstruktiv verfahrenende Biographieforschung	57
3.1.3. Die phänomenologisch-interaktionistischen Grundlagen der Erzähltheorie	58

3.2. Methodische Vorgehensweise	59
3.2.1. Biographisch-narratives Interview als Zugang.....	60
3.2.2. Soziales Feld, Sampling und Auswahl der Analysefälle	61
3.2.3. Gestaltung der Interviewführung	63
3.3. Arbeitsbündnisse und Forschungsethik	66
3.3.1. Vertrauen zwischen Forscherin und Interviewten	67
3.3.2. Position der Forscherin als »Betroffene«	69
3.3.3. Sprachliche Besonderheiten im Forschungsprozess	71
3.4. Auswertung der Interviews	74
3.4.1. Aufbereitung des empirischen Materials	74
3.4.2. Biographieanalytische Rekonstruktion	76
4. Biographische Fallrekonstruktion.....	80
4.1. Frau Nazemis Partizipationsbiographie: „Ich bemühe mich“	81
4.1.1. Reflexion des Interviews	81
4.1.2. Das biographische Portrait.....	84
4.1.3. Biographieanalytische Falldarstellung.....	85
4.1.3.1. Migration als Ohnmachtserfahrung und Alltagsbewältigungskrise.....	85
4.1.3.2. Verselbstständigung und Ermächtigung durch Mutterschaft und Arbeit	91
4.1.3.3. Wandlung des Verhältnisses zum Herkunftsland als partizipative Wendung	106
4.1.3.4. Engagement als Vermittlungs- und Transformationsprozess zwischen Herkunftsland und Migrationsdasein	117
4.1.3.5. Die Positionierung als »integrierte« Migrantin: „ <i>Ohne Bewegung kommt gar nichts</i> “ ..	122
4.2. Zusammenfassende Betrachtungen: Die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte.....	127
5. Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen: Das Allgemeine im Besonderen	130
5.1. Partizipation als biographischer Prozess.....	130
5.1.1. Partizipation als Verlaufskurve und Wandlungsprozess	131
5.1.2. Aushandlung der Herkunftslandbeziehung als partizipationsbiographischer Wendepunkt ..	133
5.1.3. Partizipationsbiographische Ressourcen und die Entstehung des Neuen.....	134
5.2. Partizipation als »Scharnier« zwischen Struktur und Handlungsfähigkeit.....	136
5.2.1. Partizipation als Form der Alltagsbewältigung	137
5.2.2. Vergesellschaftung im Kontext von Partizipation, Migration und Geschlecht: »Engagierte Migrantin« werden	140
6. Abschließende Betrachtungen und Ausblick.....	144
Literatur.....	147
Anhang	163
Segmentierung des Interviews mit Frau Nazemi	163
Transkriptionsnotationen.....	166
Erklärung zur Prüfungsleistung.....	167

Vorwort

*Eine Entdeckungsreise besteht nicht darin,
nach neuen Landschaften zu suchen,
sondern neue Augen zu bekommen.
[Marcel Proust]*

*Das ist das Angenehme auf Reisen,
dass auch das Gewöhnliche durch Neuheit und Überraschung
das Ansehen eines Abenteuers gewinnt.
[Johann Wolfgang von Goethe]*

Die Idee für das Thema dieser Studie hat ihren Ursprung – wie vieles in meinem Leben – in persönlichen Erfahrungen und Interessen. Der Leitgedanke, Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen allgemein zum Gegenstand soziologischer Forschung und speziell zum Thema meiner Abschlussarbeit zu machen, entstand in einer Zeit, in der ich mich – zunächst auf persönlicher Ebene – intensiv mit meinem eigenen ehrenamtlichen Engagement beschäftigte und mich mit dessen Ursachen und Auswirkungen auseinandersetzte. Ich dachte über die Umstände nach, die mich als Migrantin in Deutschland zum Ehrenamt geführt hatten, aber auch über die Folgen und Veränderungen, die sich daraus für meine Einstellung zu Deutschland ergeben haben. In diesem Kontext erschien es mir interessant herauszufinden, was andere migrierte Frauen zum Engagement motiviert und welche Auswirkungen es auf ihr Leben allgemein haben könnte. So »entdeckte« ich in einem Bereich, in dem ich in erster Linie außeruniversitär, hobbymäßig und z. T. politisch aktiv war, ein besonderes Forschungsfeld, das sowohl meine wissenschaftliche Neugier als auch meine persönlichen Interessen vereinte. Daher begab ich mich auf diese Reise mit dem Wunsch, das Feld der engagierten Migrantinnen sichtbarer zu machen und gleichzeitig eine neue Perspektive auf ihre Partizipations- und Engagementformen zu eröffnen, die es erlaubt, sie als aktiv handelnde und gesellschaftlich relevante Partizipanten in den Fokus zu nehmen.

Die vorliegende Arbeit ist somit das Ergebnis eines langen, intensiven und leidenschaftlich verfolgten Forschungsprozesses, der letzten Endes den Charakter einer »Entdeckungsreise« annahm, nicht nur auf wissenschaftlicher, sondern auch auf persönlicher Ebene. Ich »entdeckte«

nicht nur Neues in den Lebensgeschichten meiner Interviewpartnerinnen; zudem wurde auch meine eigene Biographie zum Inhalt von Reflexion und Interpretation. Diese Entdeckungsreise – mit ihren vielfältigen Höhen und Tiefen, mit ihren guten und schlechten Phasen, mit all den neuen Erkenntnissen – wäre jedoch ohne die Hilfe und Unterstützung meiner Mitmenschen nicht möglich gewesen.

In erster Linie möchte ich mich bei allen engagierten Migrantinnen bedanken, die sich mir gegenüber geöffnet und mir ihre Lebensgeschichte erzählt haben. Außerdem möchte ich meiner Betreuerin Dr. Minna-Kristiina Ruokonen-Engler danken, die mir mit Rat und Tat während des gesamten Forschungsprozesses zur Seite stand und deren Dissertation mich als eine Art »Reiseführer« durch die von mir noch unerkundeten Wege der Biographieforschung führte. Ein besonderer Dank gilt ebenfalls den Professorinnen Dr. Ursula Apitzsch und Dr. Lena Inowlocki sowie an alle TeilnehmerInnen vom Kolloquium »Biographieforschung und Kulturanalyse«, die die Entstehung meiner Masterarbeit begleitet und mit konstruktiver Kritik immer wieder vorangetrieben haben. Meinen Vorgesetzten bei INBAS-Sozialforschung Susanne Huth und Dr. Jürgen Schumacher möchte ich für ihre Flexibilität und Unterstützung danken. Auch bei Hans Schärfl, Leiter des Teams »Bürgerdialog & Netzwerkarbeit« im Amt für multikulturelle Angelegenheiten, möchte ich mich für das dortige Praktikum bedanken, welches den „zündenden Funke“ und den Einstieg in das Thema der Arbeit darstellte. Herzlichen Dank auch an die KorrekturleserInnen Andrea Haase, Anne Klotz und Pablo Philipp.

»Last but not least« möchte ich mich bei meinem Freund, meiner Familie und meinen FreundInnen bedanken, die mich in dunklen Phasen immer wieder aufgebaut und motiviert haben, die mit mir die kleinen Zwischenerfolge gefeiert und mit Liebe und Geduld diese Entdeckungsreise begleitet, unterstützt und durchgestanden haben.

Engagierte Migrantinnen – Unsichtbar oder Ausnahmeerscheinung

„Sie kennen bestimmt den Spruch: »Aber du bist ja anders als die anderen.«

*Das heißt, dort, wo Potenziale sichtbar werden,
werden sie gleichzeitig nur als »persönliche« Erfolgsgeschichte bewertet.*

*Das heißt: Potenziale von Migrantinnen werden meist individualisiert
und verblassen wiederum im negativen Gesamtbild.“*

[Sidar Aydinlink-Demirdögen]¹

Problemaufriss

Migrantinnen² werden in der Forschung und vor allem in den Medien immer noch ungenügend betrachtet oder überwiegend als Frauen dargestellt und thematisiert, die sich durch ihre Herkunft, ihre Sprache, ihr Aussehen, ihren kulturellen Hintergrund, ihre Religion oder ihre Mentalität von den »einheimischen«³ Frauen unterscheiden. In diese Darstellungen fließen Stereotype und Wertungen ein, die wiederum die gesellschaftliche Wahrnehmung der migrierten Frauen und den (politischen) Umgang mit ihnen beeinflussen. Die jeweils verwendeten Bezeichnungen für migrierte Frauen spiegeln nicht nur politische Diskurse, sondern auch gesellschaftlich etablierte Sichtweisen wider. Migrantinnen sind und bleiben die »Anderen« bzw. »Fremden«. Indem Migrantinnen als Fremde bezeichnet werden, werden sie im Umkehrschluss als zum allgemeinen Eigenen der (Mehrheits-)Gesellschaft nicht zugehörig deklariert. Ihre beständige Charakterisierung als »fremde Andere« lässt somit die hierarchische und hegemoniale Struktur der deutschen Einwanderungsgesellschaft sichtbar werden. Dieser Struktur liegt die

¹ Aus dem Beitrag »Wir mischen mit!« in der Dokumentation der Fachtagung „Potenziale von Migrantinnen – Rolle der Frauen im Integrationsprozess“ vom Hessischen Sozialministerium (2008).

² Ich habe mich in dieser Studie für die Verwendung der Bezeichnung »Migrantin(nen)« – sowie die alternativen Bezeichnungen »migrierte Frau(en)«, »Frau(en), die migriert/-en bzw. migriert ist/sind« und »Frau(en) in der Migration« – entschieden. Zum einen möchte ich damit betonen, dass die interviewten Frauen *selbst migriert sind* und *als migrierte Frauen in Deutschland leben und sich engagieren* – und gleichzeitig das Wie und Warum der Migration explizit nicht zum Ausdruck bringen. Zum anderen verstehe ich den Ausdruck »Migrantin« als „konzeptionellen Begriff“ (FeMigra 1994: 49), der die für diese Studie verfolgte wissenschaftliche – und auch politische – Perspektive bezeichnet. Die Auseinandersetzung mit dem Begriff »Migrantin« wird am Ende des Kapitels 3.2 als Exkurs näher erläutert.

³ In der Literatur sowie im alltäglichen Sprachgebrauch werden oft Begriffe und Bezeichnungen verwendet, die entweder längst überholt sind, ethnisierend und diskriminierend wirken oder einer besonderen, kritischen Berücksichtigung bedürfen und deshalb hervorgehoben werden sollen. Auf diese problematischen bzw. besonderen Begriffe werde ich in dieser Arbeit verweisen, indem ich Worte in Spitzenklaammer (»«) setze. Klassische Anführungszeichen („“ bzw. ‚) werden dagegen ausschließlich zur Kennzeichnung von Zitaten verwendet.

Vorstellung von »Normalitäten« zugrunde, welche auf die Kategorien »Wir« und die »Anderen« reduziert werden und eine bestimmte Realität von Migrantinnen als Fremde, Opfer, Unterdrückte, Integrationsbedürftige usw. »erschaffen«.

So entsteht eine defizitäre Vorstellung von Migrantinnen, die sie als passive, hilfsbedürftige »Frauen« und als besondere Zielgruppe von Integrationsmaßnahmen, sozialarbeiterischem und ehrenamtlichem Handeln (vgl. Huth 2007b: 1) auffasst. Oft wird Migrantinnen »Integrationsunwilligkeit«, eine starke Bindung zum Herkunftsland und die Abschottung in Parallelgesellschaften vorgeworfen und somit das starre Festhalten an den alten Traditionen und kulturellen Werten ihrer Herkunftsländer unterstellt. Demnach würden Migrantinnen sich nur in ihren eigenen Kreisen bewegen, nur ihre Muttersprachen sprechen, mehr Wert der Familie und der Religion beimessen als der Integration in die deutsche Gesellschaft. Basierend auf diesem Verständnis gelten Migrantinnen prinzipiell als »nicht emanzipiert«. Ihre Partizipation an gesellschaftlichen Prozessen ist in diesem Kontext entweder »undenkbar« oder wird als familienzentrierte, kulturelle oder religiöse, aber gesellschaftlich wenig relevante Aktivität wahrgenommen und bleibt deshalb »unsichtbar«.

Doch dieses »defizitäre« Bild entspricht nicht der Realität der Migrantinnen, denn sie bilden keine homogene Gruppe. Der hegemoniale Blick verbirgt, dass Frauen, die in der Migration leben, eine eigene Geschichte mitbringen, die sie in mannigfaltiger Weise prägt und sich darüber hinaus gemäß ihren neuen Lebenswelten sowie neu erlebter Einflüsse, Anforderungen und Kontexte verändert. In diesem Sinne entwickeln sich daraus vielfältige „Lebensentwürfe mit unterschiedlichen und durchaus in sich widersprüchlichen und paradoxen Bedeutungen“ (Gemende et al. 2007: 25f), die die Entfaltung jeweils unterschiedlicher Partizipationsprozesse beeinflussen. Migrantinnen lernen Deutsch, holen Bildungsabschlüsse nach, erlernen neue Berufe, kümmern sich um ihre Kinder und Familie, engagieren sich in verschiedenen Bereichen der Gesellschaft, setzen sich für andere ein und zeichnen sich durch ein breites Spektrum an Lebensmodellen und Fähigkeiten aus. Sie nutzen ihre neuen Lebensumstände, um die eigene Lebenssituation zu verändern – meistens aber auch, um ihre Familien und Kinder, andere Frauen oder Menschen in einer ähnlichen Situation unterstützen zu können. „Sie tun es für sich, aber eben nicht nur für sich“ (Treibel 2009: 117).

Dennoch werden »engagierte« Migrantinnen nach wie vor als »Ausnahme« betrachtet. Ihre »Unterrepräsentation« in ehrenamtlichen Organisationen, aber auch mangelnde öffentliche Wahrnehmung – gekoppelt mit Stereotypen der »Integrationsunwilligen«, des »Opfers«, der »Traditionsbehafteten« – lassen das Bild der engagierten Migrantin als »Sonderfall« entstehen.

Auch die unzureichende Anerkennung ihres informellen Engagements aufgrund des (oft) vermeintlich fehlenden Bezugs zu Öffentlichkeit oder Gemeinwesen sorgen für eine Untergrabung ihrer tatsächlichen Bemühungen: Engagierte Migrantinnen schöpfen ihre Kraft und Motivation aus persönlichen Angelegenheiten und Lebensereignissen, die in direktem Zusammenhang mit ihrer individuellen, privaten Geschichte stehen und die Art ihrer (Partizipations-)Entwicklung maßgeblich prägen. Um diesen vielfältigen Realitäten von Migrantinnen und ihren unterschiedlichen Partizipationsformen gerecht werden zu können, ist jedoch ein Perspektivenwechsel notwendig. Dieser soll es ermöglichen, einerseits Migrantinnen als handelnde Akteurinnen und ihre Ressourcen in den Vordergrund zu stellen und andererseits Partizipation als biographisch eingebetteten Prozess zu betrachten, um so neue Perspektiven auf Lebenswelten und Partizipationsprozesse von Migrantinnen zu schaffen.

Fragestellung

Diesem Anspruch folgend begann ich mein Forschungsprojekt mit dem Fokus auf Migrantinnen, die als Jugendliche oder junge Erwachsene nach Deutschland kamen und sich gegenwärtig in irgendeiner Form sozial oder gesellschaftlich engagieren. Zu Beginn des Forschungsprozesses verfolgte ich die Absicht, den Zusammenhang zwischen der Motivation für »ehrenamtliches« Engagement und sich verändernden Zugehörigkeitserfahrungen bzw. -gefühlen zu untersuchen. Diese Fokussierung ergab sich aufgrund zweier Annahmen. Zunächst ging ich davon aus, dass Migrantinnen – entgegen den meisten bisher gewonnenen (vor allem statistischen) Erkenntnissen – sich sehr wohl und zwar vielfältig in der deutschen Gesellschaft engagieren. In diesem Sinne wollte ich dazu beitragen, sowohl engagierte Migrantinnen sichtbarer zu machen als auch den öffentlich etablierten Bildern der »Migrantinnen« entgegenzuwirken, die diese als »Opfer«, »Unterdrückte«, »Traditionsbehaftete« darstellen. Des Weiteren vermutete ich, dass ihr Engagement in der deutschen Gesellschaft – und zwar egal in welchem Bereich bzw. zu welchem Thema – mit einer Veränderung der Einstellung und des Zugehörigkeitsgefühls gegenüber dem Herkunftsland und der Aufnahmegesellschaft in Verbindung stehen könnte. In den Interviews wurde jedoch sehr schnell deutlich, dass das am Ende sichtbare, gesellschaftlich anerkannte Engagement, das die Migrantinnen zu passenden Interviewpartnerinnen machte, das Ergebnis eines langwierigen, biographisch eingebetteten Partizipationsprozesses ist, in dem die Migrantinnen nicht nur eine bestimmte Art von Engagement für sich entdeckten, sondern grundsätzlich gesellschaftlich aktiv wurden.

Daraufhin entschied ich mich dazu, nicht mehr von Engagement, sondern von *Partizipation* zu sprechen – und zwar in einem weiteren Sinne; verstanden als die Wechselbeziehung zwischen *Teilhabe* (im Sinne einer Gewährung von Einflussrechten und des Zugangs zu gesellschaftlichen, politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Ressourcen) und *Teilnahme* (im Sinne der Möglichkeit zur Einflussnahme, Beteiligung, Mitwirkung in Institutionen, im öffentlichen Raum, in informellen Netzwerken, der Lebenswelt und Politik u.a.). Ich beschäftigte mich demnach weiterhin mit »engagierten Migrantinnen«, legte den Fokus jedoch auf die Rekonstruktion ihrer biographischen Partizipationsprozesse – d. h. auf ihre Partizipationsbiographien⁴. Dabei stellte ich zwei hypothetische Betrachtungen an. Ich ging einerseits davon aus, dass Partizipationsprozesse und ihre Entwicklung und Entfaltung grundsätzlich von biographischen Erfahrungen und der Art ihrer Verarbeitung mitbestimmt werden – und zwar nicht nur von der Migration oder den jeweiligen Lebenslagen, sondern von der *gesamten Lebensgeschichte*. Andererseits traf ich die Annahme, dass die Partizipationsprozesse in ihrer Entfaltung wiederum die biographische Entwicklung und damit auch die Art der Positionierung der Migrantinnen in der Aufnahmegesellschaft prägen und beeinflussen. Daraufhin ging ich der Frage nach, *wie Partizipationsprozesse sich aus biographischer Perspektive rekonstruieren lassen und wie Migrantinnen dabei zu gesellschaftlich agierenden und handlungsfähigen Subjekten und letzten Endes zu »engagierten Migrantinnen« (gemacht) werden*. Diese relativ offene Fragestellung wurde durch folgende Fragen weiter spezifiziert: Welche Bedeutung haben biographische Erfahrungen für das Partizipationshandeln? Wie erhält Partizipation im Kontext der eigenen Biographie eine subjektive Relevanz? Wie werden Differenzen im Partizipationsprozess hergestellt und bewertet? Welche subjektiven Deutungsmuster, Handlungsorientierungen, Verortungen und Positionierungen folgen daraus?

Theoretische Zugänge

Für diese empirische Studie wurde eine theoretische Perspektive herangezogen, die drei theoretische Ansätze miteinander verbindet. Der Begriff Partizipation wird anhand des Ansatzes der Dominanzkultur (Rommelspacher 1995) diskutiert, um so den Ausschluss und die Ausgrenzung, die durch »Normalisierung« der Partizipation stattfinden, offenzulegen und das dominante, eindimensionale Verständnis von Partizipation und Öffentlichkeit kritisch betrachten zu

⁴ Im Rahmen dieser Arbeit werde ich den Begriff »Partizipationsbiographien« (Schwanenflügel 2015) verwenden, der auf den biographischen Konstruktionsprozess „in der Dialektik gesellschaftlich-institutioneller Partizipationsstrukturen und Teilhabemöglichkeiten auf der einen Seite und der Möglichkeit zur Herstellung narrativer Kohärenz auf Seiten des Subjekts“ (a.a.O.: 76) verweist.

können. Mit der Ergänzung um eine Betrachtung von Differenzen in Bezug auf »Geschlecht«, »Kultur« und »Ethnizität« in ihren Konstruktionsprozessen kann darüber hinaus untersucht werden, wie diese Differenzen im Partizipationsprozess als solche hergestellt und bewertet werden, wie sie miteinander verschränkt sind und welche strukturellen, materiellen Auswirkungen sowie verschiedene Positionierungen sich daraus und im weiteren Partizipationsprozess ergeben. Schließlich ermöglicht der biographietheoretische Zugang, Lebensgeschichten engagierter Migrantinnen als „zeitliches, kontextualisiertes und prozesshaftes Konstrukt“ und dabei auch „das Subjekt im Prozess des Werdens“ (Ruokonen-Engler 2012: 100) zu untersuchen.

Method(olog)ische Vorgehensweise

Für eine differenzierte Betrachtung der Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen sollte ein Vorgehen herangezogen werden, das die Offenheit, Prozessualität und Flexibilität des Forschungsprozesses, ein abduktives Forschungsvorgehen und die Reflexivität in der fallanalytischen und vergleichenden Arbeit ermöglicht. Aus diesem Grund entschied ich mich dazu, als methodologisches Rahmenkonzept Aspekte aus der Grounded Theory (Glaser/Strauss 1998 [1967]; Strauss/Corbin 1996) mit der rekonstruktiv verfahrenen Biographieforschung (Dausien 2000a, 2010) und den Grundlagen der Erzähltheorie (Schütze 1976, 1987) zu verknüpfen. Für die Erhebung des empirischen Materials wurden biografisch-narrative Interviews in Anlehnung an Schütze (1983) als Zugang gewählt, welcher die Rekonstruktion der narrativen Herstellung von Partizipationsprozessen und damit verbundenen subjektiven Deutungsmuster ermöglicht. So kann auf der Grundlage von biografischen Erzählungen das Zusammenspiel von Ereignisfolgen und Erfahrungsaufschichtungen mit den darauf bezogenen subjektiven Deutungsbemühungen erhoben und analysiert werden.

Aufbau der Arbeit

Diese Arbeit ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil »Forschungskontext und theoretische Zugänge« setzt sich aus zwei Kapiteln zusammen. Im ersten Kapitel »Partizipation – Migration – Geschlecht« gehe ich auf die als Forschungsgegenstand definierte Gruppe der »engagierten Migrantinnen« ein. Hier werden sowohl der Forschungskontext als auch der Forschungsstand zum Thema »Partizipation und Engagement von Migrantinnen« vorgestellt und kritisch diskutiert. Als erstes wird der Begriff »Partizipation« theoretisch bestimmt und eine allgemeine Definition erarbeitet, die zunächst als Grundlage für die Erfassung der Partizipation von Migrantinnen dienen soll (Kapitel 1.1). Die Perspektive auf Partizipation wird in einem ersten Schritt

durch die Thematisierung und Diskussion des Partizipationsverständnisses im Kontext von Migration erweitert (Kapitel 1.2). In einem zweiten Schritt wird die Analyse von Partizipation im Kontext von Migration um die Geschlechterperspektive ergänzt (Kapitel 1.3). Schließlich wird der herausgearbeitete Forschungsstand zum Thema Partizipation von Migrantinnen zusammenfassend erörtert (Kapitel 1.4). Anschließend stelle ich im zweiten Kapitel »Forschungsperspektive: Dominanzkultur, Differenz, Biographie« die theoretischen Grundlagen vor, die dazu beitragen sollen, den Blick auf Partizipation zu erweitern. Die ausgewählten theoretischen Ansätze – die dominanzkulturelle Ausgrenzung durch Norm(alitäten) (Kapitel 2.1), die Herstellung von Differenzen entlang von »Geschlecht« und »Ethnizität« (Kapitel 2.2) und die biographietheoretische Perspektive (Kapitel 2.3) – werden jeweils kurz vorgestellt und dann in Bezug auf das Thema Partizipation und Migrantinnen diskutiert. Daraus wird ein theoretisch erweiterter Partizipationsbegriff erarbeitet, der die theoretische Grundlage der Arbeit darstellt.

Der zweite Teil »Empirische Studie« umfasst die empirische Rekonstruktion der Partizipationsbiografie, ihre methodische Realisierung und die herausgearbeiteten Ergebnisse. Im dritten Kapitel »Methodologisches und methodisches Design« stelle ich die für die empirische Studie ausgewählte Methodenkombination dar. In einem ersten Schritt werden die dem Forschungskonzept zugrunde liegenden methodologischen Überlegungen (Kapitel 3.1) erläutert. Danach folgt eine Schilderung der konkreten methodischen Vorgehensweise (Kapitel 3.2). Anschließend wird auf die Arbeitsbündnisse und forschungsethischen Aspekte eingegangen (Kapitel 3.3). Zum Schluss werden die Auswertungs- und Analyseschritte dargelegt (Kapitel 3.4.). Im vierten Kapitel »Biographische Fallrekonstruktion« befasse ich mit den Ergebnissen der biographieanalytischen Auswertung des empirischen Materials, in dessen Zentrum die Darstellung einer Partizipationsbiographie steht (Kapitel 4.1). Anschließend wird die biographische Gesamtgestalt der Lebensgeschichte herausgearbeitet (Kapitel 4.2).

Im fünften Kapitel »Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen: Das Allgemeine im Besonderen« erörtere ich die aus dem Einzelfall rekonstruierten Dimensionen auf theoretischer Ebene. Diese schließen das Feld der »Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen« auf, um so die erarbeiteten Grundlagen mit weiteren theoretischen Aspekten zu erweitern und zu vertiefen. Diese Überlegungen richten sich auf die Rekonstruktion von Partizipation als biographischer Prozess (Kapitel 5.1) und als »Scharnier« zwischen Struktur und Handlungsfähigkeit (Kapitel 5.2). Schließlich gebe ich im sechsten und letzten Kapitel »Abschließende Betrachtungen und Ausblick« einen zusammenfassenden Rückblick über die Ergebnisse der empirischen Analyse sowie einen auf weitere mögliche vertiefende Analyseschritte gerichteten Ausblick.

I. Forschungskontext und theoretische Zugänge

1. Partizipation – Migration – Geschlecht

Die Frage nach Partizipation im Kontext von Migration und Geschlecht muss in erster Linie vor einem demokratietheoretischen Hintergrund berücksichtigt werden. Für eine lebendige Demokratie ist es unabdingbar, dass die in ihr lebenden Menschen die Möglichkeit haben zu partizipieren – d. h. die Möglichkeit zur vollständigen und gleichwertigen Beteiligung an und Mitgestaltung von möglichst allen gesellschaftlichen Prozessen –, aber auch die Freiheit, dies nicht zu tun. Migrantinnen und Migranten¹ wird grundsätzlich ein abnehmendes Interesse an und eine schwindende Bereitschaft zu politischer und sozialer Partizipation bzw. eine mangelnde Partizipationskompetenz zugeschrieben. Dabei wird häufig übersehen, dass die politische und gesellschaftliche Partizipation von Migrantinnen und Migranten von rechtlichen und politischen Faktoren abhängig ist und dass sie deshalb andere, »neue« Formen annehmen kann. Vor diesem Hintergrund stellen die (Ver-)Bindung zu und das Engagement in migrationsspezifischen Kontexten sowie die Forderung nach interkultureller Öffnung zentrale Aspekte hinsichtlich der Partizipation im Migrationskontext dar. Diese werden oft entlang der Frage einer fördernden oder hemmenden Integrationsfunktion diskutiert.

In Bezug auf migrierte Frauen werden diese Problematiken durch weitere Aspekte verstärkt. Grundsätzlich spielt die Kategorie Geschlecht in vielen Partizipationsansätzen kaum eine Rolle. Frauen gelten im Vergleich zu Männern prinzipiell als weniger engagiert bzw. weniger interessiert an Partizipation. Hinzu kommt die sogenannte »Migrationsfalle«: Je nach historischen, gesellschaftlichen und politischen Kontexten werden migrierte Frauen zwar immer unterschiedlich, dennoch vorwiegend unter einem Fokus auf vermeintliche »Defizite« definiert und wahrgenommen. Dies führt zur Entstehung bestimmter Bilder und Stereotypen, die wiederum den gesellschaftlichen Blick auf und den medialen und politischen Umgang mit Migrantinnen beeinflussen. Dies hat eine große Auswirkung auf die Wahrnehmung von und Auseinandersetzung mit der Partizipation migrierter Frauen. Die bisher relativ geringen Forschungserkenntnisse in diesem Bereich erzeugen ein widersprüchliches bzw. meist defizitäres Bild über das

¹ Für die Bezeichnung der gesamten Gruppe migrierter Frauen und Männer wird gewöhnlich der gegenderte Begriff »MigrantInnen« verwendet. Dieser kann jedoch zu Missverständnissen führen, da er oft nur als weibliche Form wahrgenommen wird. Da ich mich in dieser Studie zwar mit *Migrantinnen*, d.h. also migrierten *Frauen*, beschäftige, mich aber auch auf *Migranten*, d.h. migrierte *Männer*, beziehe, erscheint mir diese Form u. U. irreführend. Um diesen Unterschied zu verdeutlichen, werde ich für diesen Begriff immer beide Genera aufschreiben: »Migrantinnen und Migranten«. Für das Gendering aller weiteren Begriffe werde ich das »Binnen-I« verwenden.

Partizipations- und Engagementverhalten von Migrantinnen. Tatsächliche Partizipation bleibt meistens entweder dem öffentlichen Auge entzogen oder wird als »Ausnahmeleistung« besonders »gut integrierter« Migrantinnen begriffen. Doch Migrantinnen partizipieren und engagieren sich oft mehr und in vielfältigerer Weise als angenommen.

In diesem Kapitel möchte ich die als Forschungsgegenstand definierte Gruppe der »engagierten Migrantinnen« bestimmen und näher beleuchten. Dabei werde ich den Forschungskontext skizzieren und darüber hinaus den Forschungsstand zum Thema »Partizipation und Engagement von Migrantinnen« vorstellen und kritisch diskutieren. Als erstes werde ich den Begriff »Partizipation« theoretisch bestimmen und eine allgemeine Definition erarbeiten, die zunächst als Grundlage für die Erfassung der Partizipation von Migrantinnen dienen soll. Diese Perspektive auf Partizipation wird anschließend durch die Thematisierung und Diskussion des Partizipationsverständnisses im Kontext von Migration erweitert und dann um die Geschlechterperspektive ergänzt. Schließlich werde ich den herausgearbeiteten Forschungsstand zum Thema Partizipation migrierter Frauen zusammenfassend erörtern.

1.1. Partizipation: Begriffsbestimmung und Definition

Partizipation ist ein vielschichtiger und umstrittener Begriff. Er gilt in vielen Bereichen der Gesellschaft als eine zentrale Zieldimension und als Handlungsmaxime, wird jedoch je nach Handlungsfeld und Verwendungszusammenhang unterschiedlich definiert. Im Folgenden werde ich einige demokratietheoretische und politische Grundlagen zur Begriffsbestimmung von Partizipation heranziehen und darauf aufbauend eine erweiterte Definition von Partizipation ausarbeiten, welche die Basis dieser Arbeit darstellt.

1.1.1. Demokratietheoretisches Verständnis von Partizipation

Partizipation ist ein demokratietheoretischer Begriff und gilt grundsätzlich als „ein konstitutives Merkmal demokratischer Gesellschafts-, Staats- und Dominanzformen“ (Schnurr 2011: 1069) bzw. als „das Prinzip der Politik“ (Gerhardt 2007: 20) schlechthin. Partizipation reflektiert die Frage, wie der einzelne Teil (lateinisch: *pars*) das Ganze (*totum*) fassen bzw. greifen (*capere*) kann (vgl. Gerhardt 2007: 25; Kersting 2008: 19). Durch Partizipation können Menschen „wechselseitig Einfluss aufeinander nehmen, um im sozialen Zusammenhang mehr zu erreichen, als ihnen als Einzelwesen möglich ist“ (Gerhardt 2007: 14). Partizipation wohnen somit zwei konstitutive, sich wechselseitig begründende und begrenzende Momente inne: so-

wohl das individuelle, aus eigenen Gründen entfaltete Handeln der Individuen, welches gesellschaftliche Geschehen in Bewegungen setzt, als auch dessen Bündelung mit dem Handeln anderer Individuen, um ein bestimmtes gemeinsames Ziel zu erreichen – d. h. das politische Handeln. Partizipation ist folglich durch das wechselseitige Verhältnis von *Selbstbestimmung* und *Mitbestimmung* bedingt (Gerhardt 2007: 23f). Dieses Verständnis von Partizipation im politischen Sinne setzt voraus, das Individuum als Subjekt und Bürger² zu begreifen. „Der Subjektstatus verweist auf die Fähigkeit zu und das – in der westlichen Geschichte normativ begründete – Recht des Individuums auf eigene Willensentscheidung, der Bürgerstatus auf die Einbettung dieser Fähigkeit und dieses Rechts in eine politisch verfasste Gemeinschaft“ (Schwanenflügel/Walter 2012: 274). Die dabei zum Ausdruck kommende Vorstellung von Autonomie meint somit „nicht die vollständige Ungebundenheit als vielmehr die Mündigkeit im Sinne von Freiheit bei gleichzeitigem Bewusstsein sozialer Abhängigkeit und Einbettung“ (ebd.).

Darüber hinaus erfordert Partizipation die Fähigkeit des Einzelnen, sich „bewusst als *Teil* [zu] begreifen, der sich zum jeweiligen *Ganzen* verhält“, um als „partizipierendes Individuum ein Repräsentant der Gemeinschaft [zu sein], an der er Anteil nimmt“ (Gerhardt 2007: 25, H.i.O.). So schließt Partizipation immer »Repräsentation« mit ein, und zwar in dreifacher Hinsicht: hinsichtlich der „*mentalen Vorstellung*“ (als bewusste Vorstellung dessen, was erreicht und deshalb mittgeteilt werden soll), der „*szenischen Präsentation* vor anderen“ sowie der „*aktiven Stellvertretung* von Personen“ (ebd.). Repräsentation setzt sowohl einen Prozess der Konsensfindung zwischen den Individuen als auch das Vertrauen in die Anderen voraus: „in einzelne VertreterInnen, in die institutionalisierte Umsetzung der Ergebnisse kollektiver Aushandlungsprozesse sowie in die Gültigkeit dieser Beschlüsse und Umsetzungen für alle am Gemeinwesen beteiligten Individuen“ (Walther 2010: 117). Vertrauen kann aber nur im Rahmen intersubjektiver Anerkennungsverhältnisse entstehen – d. h. mithilfe von „Raum und Regeln für das Aushandeln auch gegensätzlicher Interessen und Bedürfnisse“ (ebd.). Diese Anerkennungsverhältnisse fanden in funktional ausdifferenzierten Gesellschaften in formalen (bürgerrechtlichen, politischen und sozialen) Rechten ihren Ausdruck, die für die Absicherung der Mitbestimmungsmöglichkeiten (z. B. in Form von Wahlen) sorgen (Schwanenflügel/Walter 2012: 274). Partizipation ist somit „ein Moment der konstitutionell verbürgten Freiheit und Gleichheit aller,

² Im Kontext politischer Partizipation wird der »männliche Aktivbürger« als Ideal angesehen. Die politische Partizipation von Frauen wird meistens an diesem Ideal gemessen und als defizitär abqualifiziert.

sowie der verbindlichen Anerkennung von Pluralität und offenem Widerstreit der Interessen als unhintergehbare Errungenschaft demokratischer Gesellschaften“ (Schnurr 2001: 1330)³.

1.1.2. Erweiterte Definition von Partizipation

In modernen westlichen Gesellschaften führen der gesellschaftliche Individualisierungsprozess, gewachsene und erkämpfte Rechtsansprüche auf Selbstbestimmung, der soziale Wandel, die Pluralisierung von Werten und Lebensformen, die Ausdifferenzierung unterschiedlicher sozialer Gruppen, der allgemeine Verlust sozialer Bindungen, die wachsende soziale Ungleichheit und globale Migration zu einem unübersichtlicheren und widersprüchlichen Repräsentationsprozess (vgl. Walther 2010; Schwanenflügel/Walter 2012; Kardorff 2014). Da zum einen soziale Differenzierung stetig zunimmt und zum anderen nicht alle in einer Gesellschaft lebenden Individuen die gleichen Rechte besitzen bzw. von ihnen gleichermaßen Gebrauch machen können, können „Vorstellungen von kollektiver Aushandlung und Vertrauen in deren Institutionen deshalb nicht von selbst [entstehen], sondern müssen [...] hergestellt werden“ (Walther 2010: 117).

Vor diesem Hintergrund kommt Partizipation „für die Festigung und Weiterentwicklung einer demokratischen Zivilgesellschaft“ (Kardorff 2014: 6) eine zentrale Bedeutung zu. »Zivilgesellschaft« oder auch »Bürgergesellschaft«⁴ bezeichnet „all jene staatsfreien Räume, in denen gesellschaftliche Problemlagen von mittelbar oder unmittelbar Betroffenen in Form von Assoziationen, Vereinigungen oder Organisationen aufgenommen und verarbeitet werden und an eine ‚alarmierte‘ politische Öffentlichkeit zurückgegeben werden“ (Arenhövel 2000: 56), wobei „die gesellschaftliche Selbstorganisation auf dem Engagement von Bürgern und Bürgerinnen beruht“ (Zimmer 2012: 353). Im Zentrum dieser demokratischen Gesellschaftsform steht die aktive Teilnahme der Gesellschaftsmitglieder am öffentlichen Leben und dessen Gestaltung. So erweitert sich das Partizipationsverständnis dahingehend „sukzessive von der politischen

³ Da eine Darstellung verschiedener demokratietheoretischer Positionen in Hinblick auf Partizipation den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, beschränke ich mich auf eine hinsichtlich der Fragestellung passende Begriffsbestimmung von Partizipation, die im weiteren Verlauf der Arbeit theoretisch erweitert und präzisiert wird. Für eine zusammenfassende Darstellung verschiedener demokratietheoretischer Perspektiven auf Partizipation siehe Schnurr 2001 und 2011, für einen Überblick der Demokratietheorien Schmidt 2010.

⁴ Der Begriff »Zivilgesellschaft« leitet sich aus dem englischen Begriff *civil society* ab, wird aber im Deutschen auch als »Bürgergesellschaft« übersetzt. Die Begriffe werden deshalb oft als Synonyme verwendet. Dennoch gibt es einen grundlegenden Unterschied zwischen ihnen. Kleger (2001) versteht die Zivilgesellschaft als Antithese zum Staat, die Bürgergesellschaft dagegen benötigt eine institutionell garantierte Demokratie, um überhaupt entstehen und bestehen zu können. Die Bürgergesellschaft ist somit auf vielfältige Art und Weise auf die Unterstützung des Staates angewiesen.

Ebene auf die Ebene sozialer Partizipation“ (Schwanenflügel/Walther 2012: 275). Unter »sozialer Partizipation«⁵ versteht man „die Unzahl der Beteiligungsmöglichkeiten, die sich dem Individuum in verschiedensten Gruppen der Gesellschaft bieten“ (Roßteutscher 2009: 163). Dies umfasst ein breites Spektrum unterschiedlicher sozialer Aktivitäten, die dadurch gekennzeichnet sind, dass sie „unentgeltlich, freiwillig und gemeinsam mit anderen ausgeführt [werden]; sie dienen dazu, an der Gestaltung kollektiver Angelegenheiten mitzuwirken und richten sich nicht an politische Adressaten“ (Gabriel/Völkl 2008: 270, vgl. auch Roßteutscher 2009). Um soziale Partizipation handelt es sich dennoch nur insofern, als diese Aktivitäten einen „über das unmittelbare persönliche Lebensumfeld hinausgehenden sozialen Bezug“ (ebd.), d. h. einen Gemeinwesensbezug, aufweisen, „denen kein Erwerbszweck zu Grunde liegt und die zu einem großen Teil gemeinschaftlich und in der Öffentlichkeit stattfinden“ (Hacket/Mutz 2002: 12). Soziale Partizipation meint somit verschiedene Formen zivilgesellschaftlichen Engagements⁶. Mit diesem zivilgesellschaftlichen Verständnis von Partizipation verbindet sich darüber hinaus die Idee einer „Aktivierung von Ressourcen für die Stärkung individueller sowie kommunaler Verantwortung“ (Kardorff 2014: 5) aller Gesellschaftsmitglieder. In diesem Sinne sollen „das Engagement sowie die Verantwortungs- und Entscheidungsbereitschaft des Einzelnen gefördert werden“ (Schwanenflügel 2015: 77). Partizipation ist somit „nicht nur Mittel zum Zweck, sondern auch Ziel und Wert an sich“ (Schultze 2010: 723). Der Trend zu Aktivierung führt allerdings zu einer Aufwertung individueller Selbstverantwortung und zur Dethematisierung struktureller Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für Partizipation (vgl. Walther 2010; Kardorff 2014).

Dementsprechend kann Partizipation zunächst als die Wechselbeziehung zwischen »Teilhabe« und »Teilnahme« (Schnurr 2001; Hillmann 2007; Walther 2010; Schwanenflügel 2015: 48), bzw. zwischen der »passiven und aktiven Anteilnahme« (vgl. Gerhardt 2007) an Öffentlichkeit und Gemeinwesen verstanden werden. Diese Begriffe bezeichnen die zwei Seiten einer Medaille: Während *Teilhabe* „die Gewährung von Einflussrechten und den Zugang zu gesellschaftlichen, politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Ressourcen“ (Schwanenflügel 2015:

⁵ In Abgrenzung dazu steht politische Partizipation für die explizite „Beeinflussung von Entscheidungen oder Entscheidungsträgern auf unterschiedlichen politischen Ebenen“ (Roßteutscher 2009: 163).

⁶ Dabei unterscheidet man zwischen ehrenamtlichem (Tätigkeiten, die im Rahmen einer formalisierten Organisation durchgeführt werden) und bürgerschaftlichem (formell oder informell stattfindende Aktivitäten mit einem Gemeinwesensbezug) Engagement; dagegen gilt freiwilliges Engagement (freiwillig ausgeübte, unentgeltliche Tätigkeiten, die nicht zwangsläufig gemeinschaftsbezogen sind) nicht per se als zivilgesellschaftlich (vgl. Huth 2005; 2007a).

45) meint, zielt *Teilnahme* auf „das aktive Teilnehmen“ (ebd.) bzw. die „Möglichkeit der Einflussnahme, Beteiligung, Mitwirkung in Institutionen, im öffentlichen Raum, in informellen Netzwerken, der Lebenswelt, Politik“ (a.a.O.: 15). Partizipation kann somit nicht nur mehrere Dimensionen umfassen, sondern auch in unterschiedlichen Formen, Ausprägungen und unterschiedlicher Intensität vonstattengehen, verschiedene Funktionen erfüllen, verschiedenen Interessen dienen und in verschiedenen Bereichen sowie auf verschiedenen Ebenen stattfinden. Darüber hinaus bezieht Partizipation in dieser Leseart auch die Sicherung gesellschaftlicher Teilhaberechte und -ansprüche mit ein.

1.2. Thematisierung von Partizipation im Kontext von Migration

Partizipation gehört – wie oben skizziert – zu den fundamentalen Elementen einer Demokratie (Gabriel/Völkl 2008: 267). Sie manifestiert sich in unterschiedlichen Formen und findet dabei auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Bereichen statt. Darüber hinaus müssen konkrete Chancen für und Zugänge zur Partizipation gegeben sein, die durch Partizipationsrechte gewährleistet, erhalten und gegebenenfalls ausgebaut werden sollen. So gesehen braucht Partizipation zweierlei: Zum einen die (gesellschaftlichen und politischen) Rahmenbedingungen, die Partizipation ermöglichen, begünstigen, einschränken oder auch unbeachtet lassen können – nämlich die Zugangsmöglichkeiten; zum anderen die verschiedenen Modi, in denen sich Partizipation ausdrücken kann – d. h. ihre Ausdrucksformen.

Die Frage nach Partizipation im Kontext von Migration bedarf vor diesem demokratietheoretischen Hintergrund einer besonderen Berücksichtigung. Migrantinnen und Migranten wird grundsätzlich ein abnehmendes Interesse und eine schwindende Bereitschaft zu politischer und sozialer Partizipation bzw. eine mangelnde Partizipationskompetenz zugeschrieben. Viele empirische Studien scheinen diese Annahme statistisch zu bestätigen (vgl. z.B. BBMFI 2011 und 2014; BMFSFJ 2010a). Dabei wird häufig übersehen, dass die Möglichkeiten zur politischen und gesellschaftlichen Partizipation von Migrantinnen und Migranten von rechtlichen und politischen Faktoren abhängig sind und dass sie deshalb auch andere, »neue« Formen annehmen kann. Um das Partizipationsverhalten von Migrantinnen und Migranten angemessen fassen zu können, muss Partizipation im Hinblick auf die *tatsächlichen Zugangsmöglichkeiten* sowie auf ihre *migrationsspezifischen Ausdrucksformen* betrachtet und diskutiert und stets im Zusammenhang mit dem dominanten *Integrationsdiskurs* thematisiert werden.

1.2.1. Tatsächliche Zugangsmöglichkeiten zur Partizipation

Die politischen, rechtlichen und gesellschaftsspezifischen Rahmenbedingungen spielen für die Artikulation und Entfaltung des Partizipationshandelns von Migrantinnen und Migranten eine große Rolle, da sie prinzipiell darüber bestimmen, ob, wie und inwieweit sie tatsächlich partizipieren können. In Bezug auf die politische Partizipation stellt die Teilnahme an Wahlen in einer repräsentativen Demokratie das zentrale und unmittelbarste Element dar. In Deutschland ist das allgemeine Wahlrecht jedoch an die deutsche Staatsbürgerschaft gekoppelt: Migrantinnen und Migranten, die eine ausländische Staatsangehörigkeit besitzen – zum Jahresende 2014 rund 8,2 Millionen Menschen (Statistisches Bundesamt 2015) –, werden von der politischen Mitentscheidung ausgeschlossen.⁷ Uwe Hunger und Menderes Candan sprechen in diesem Zusammenhang von einem „Demokratiedefizit“ (Hunger/Candan 2010: 2). Dieses Defizit konnte bis heute nicht ausgeglichen werden.⁸

Eine Ausnahme hiervon stellen die Beteiligungsmöglichkeiten von Migrantinnen und Migranten in Gewerkschaften, Betriebs- und Personalräten. Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer werden im Deutschen Gewerkschaftsbund seit seiner Gründung „unabhängig von Staatsangehörigkeit, Herkunft und Aufenthaltsstatus in den Gewerkschaften vertreten“ (DGB 2008: 7). Bei Betriebs- und Personalwahlen haben ArbeitnehmerInnen mit ausländischer Staatsangehörigkeit seit dem Inkrafttreten des Betriebsverfassungsgesetzes 1972 das aktive und passive Wahlrecht (a.a.O.: 10). Dennoch bestehen in diesem Bereich einige innerorganisatorische Barrieren: Obwohl der gewerkschaftliche Organisationsgrad von Migrantinnen und Migranten sehr hoch ist, sind sie auf den höheren Hierarchieebenen der Organisationen unterrepräsentiert (Kontos 2014a). Auch der Partizipation von Migrantinnen und Migranten in der schulischen Elternarbeit und den Elternbeiräten stehen prinzipiell keine formellen Barrieren entgegen. Faktisch werden sie aber mit innerorganisationellen und sozialkulturellen Hürden konfrontiert, wie z. B. fehlendem Wissen über das deutsche Schulsystem oder der Instrumentalisierung von Sprachkenntnissen als Ausschlusskriterium, die ihre Partizipation in diesen Strukturen behindern (ebd.).

⁷ Eine Ausnahme davon sind EU-BürgerInnen, denen 1992 durch eine Änderung des Grundgesetzes im Rahmen der Ratifikation des Maastrichter Vertrags über die Europäische Union sowohl das aktive als auch das passive Kommunalwahlrecht ermöglicht wurde (Sieveking 2010: 628).

⁸ Eine wissenschaftliche, interdisziplinäre Auseinandersetzung mit der Rolle von Migrantinnen und Migranten in der Politik der Bundesrepublik Deutschland bietet das Sammelband „Migranten in der deutschen Politik“ (Oppong 2011), in dem PolitikerInnen, MigrantenvertreterInnen, AktivistInnen und AutorInnen eine kritische Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Repräsentation von Migrantinnen und Migranten in der deutschen Politiklandschaft vornehmen.

Hinsichtlich der Erfassung sozialer Partizipation stellen die Mitgliedschaft in traditionellen deutschen Vereinen, Verbänden und sozialen Diensten sowie das dort tatsächlich geleistete Engagement den wichtigsten Indikator dar. Obwohl solche Einrichtungen und Organisationen im Prinzip jedem offenstehen – unabhängig von Staatsangehörigkeit, Herkunft, Religion usw. –, bestehen für Migrantinnen und Migranten immer noch viele Barrieren und Hürden, die eine Mitwirkung erschweren und z. T. verhindern. Viele Migrantinnen und Migranten kennen Möglichkeiten, Formen und Strukturen des organisierten Engagements nicht oder nehmen deutsche Engagementkontexte als „geschlossene Gesellschaft“ (Huth 2012: 3f) wahr. Darüber hinaus bestehen erhebliche „Kommunikationsdefizite“ zwischen deutschen Vereinen und Migrantinnen und Migranten: einerseits aufgrund sprachlicher Verständigungsschwierigkeiten, andererseits mangels Ansprache und Öffentlichkeitsarbeit, die Migrantinnen und Migranten gezielt erreicht (Deniz 2005: 12f). Ein weiterer Hindernisfaktor stellt die spezifische „soziokulturelle Prägung“ (Huth 2012: 4) der deutschen Engagementlandschaft dar, die Migrantinnen und Migranten z. T. schlecht nachvollziehen können oder abschrecken kann (Halm 2011: 22). Hinzu kommt die Schwierigkeit deutscher Organisationen, migrationsspezifische Themen und Angebote in ihre Arbeit einzubinden und so die Interessen der Migrantinnen und Migranten anzuerkennen und ggf. zu vertreten (Halm/Sauer 2005: 7).

Wenn politische Partizipation anhand der Teilnahme an Wahlen oder der Beteiligung an politischen Entscheidungsprozessen und soziale Partizipation anhand der Mitgliedschaft und Mitwirkung in Vereinen und Verbänden gemessen wird, so entsteht schnell der Eindruck, Migrantinnen und Migranten würden weniger oder kaum partizipieren. Mangelnde Partizipation wird meistens jedoch nicht auf die eingeschränkten und/oder fehlenden Zugangsmöglichkeiten und die erschwerten Rahmenbedingungen zurückgeführt, sondern nach wie vor mit Desinteresse, Unwillen oder Wissensmangel vonseiten der Migrantinnen und Migranten begründet. Diese so festgestellte »Nicht-Partizipation« wird oft als Verweigerung gegenüber der deutschen (Mehrheits-)Gesellschaft und dementsprechend als intendierte Integrationswiderwilligkeit interpretiert. Durch die Fokussierung auf klassische und konventionelle Formen und Kontexte von Partizipation bleiben andere, eher informelle Partizipationsarten unberücksichtigt und »ausgeblendet«.

1.2.2. Migrationsspezifische Ausdrucksformen von Partizipation

Bedingt durch die eingeschränkten, teilweise sogar fehlenden Zugangsmöglichkeiten zu klassischen Partizipationskontexten haben sich migrationsspezifische Ausdrucksformen politischer

und sozialer Partizipation entwickelt, die Migrantinnen und Migranten Beteiligungs-, Mitwirkungs- und Mitgestaltungsspielräume eröffnen. Als Reaktion auf den wachsenden Wunsch von Migrantinnen und Migranten nach wirksamen politischen Möglichkeiten der Mitgestaltung ihrer Lebensverhältnisse vor Ort, haben einige Städte ihnen eine „kontrollierte Einbindung“ (Plackert 2007: 81) in die lokale Politik ermöglicht. So wurden in den 1970er und verstärkt in den 1980er Jahren Ausländerbeiräte auf kommunaler Ebene gegründet. Dabei handelte es sich um von AusländerInnen ohne gesetzliche Grundlage gewählte Gremien, die die Kommunen bezüglich Belange der ausländischen Bevölkerung beraten sollten (Plackert 2007: 81). Diese wurden jedoch von Anfang an in migrationspolitisch engagierten Kreisen heftig diskutiert, vor allem im Hinblick auf die ausschließlich beratende Funktion und den damit verbundenen geringen Einfluss auf die letztendlichen Entscheidungen im Gemeinderat. In diesem Sinne hätten Ausländerbeiräte nur eine „Alibifunktion“ (Hunger/Candan 2009: 11), da Migrantinnen und Migranten zwar formell in den Entscheidungsprozess eingebunden werden, ihre Empfehlungen faktisch jedoch keine bindende Wirkung haben. Diese Einschränkungen der »echten« Partizipation führen zu einem Legitimations- und Akzeptanzdefizit des Gremiums unter Migrantinnen und Migranten und dementsprechend auch zu geringem Interesse an den Ausländerbeiräten und an einer Wahlbeteiligung.⁹ Trotz der Ausstattung mit mehr Kompetenzen (u. a. durch die Umwandlung in sogenannten »Integrationsräte«), bleibt der politische Einfluss der Beiräte sowie ihr Potenzial aufgrund fehlender fördernder Rahmenbedingungen sowie eines unklaren Rollenverständnisses und Aufgabenprofils weiterhin gering (Vicente 2011: 41).

Die eingeschränkte oder mitunter vollständig fehlende Einbindung und Mitwirkungsmöglichkeit der Migrantinnen und Migranten in den etablierten Partizipationskontexten sowie die mangelnde Berücksichtigung ihrer migrationsspezifischen Lebenslagen, Interessen und Bedürfnisse seitens professionell-staatlicher Versorgungssysteme haben zu Bestrebungen geführt, sich selbst zu organisieren (vgl. MASSKS 1999; Hunger 2009; Pries 2010). Als »Selbstorganisationen« bezeichnet man generell freiwillige Zusammenschlüsse von Personen zu Gruppen, „um bestimmte gemeinsame eigene Ziele zu verfolgen; die entsprechenden Gruppen bieten solidarische Formen der ‚gesellschaftlichen Bearbeitung sozialer Probleme‘“ (MASSKS 1999: 19). Der Begriff betont vor allem das mehr oder weniger strukturierte »Selbsthilfepotenzial« und

⁹ Lutz Hoffmann weist jedoch in diesem Zusammen darauf hin, dass die rückläufige Wahlbeteiligung nicht nur mit konkreten Mängeln der Institution zu tun hat, sondern vielmehr mit einer allmählichen „Normalisierung“ (Hoffmann 2002: 66), im Sinne der Fortschritte bei der Integration von Migrantinnen und Migranten, welche sich den deutschen Verhältnissen angepasst haben – wobei »Anpassung« nicht unbedingt »Angleichung« bedeuten muss.

umfasst sowohl formalisierte als auch informelle Formen der Organisation und Netzwerkbildung (Huth 2004: 1).¹⁰ Infolgedessen wird das Selbstverständnis von Migrantenselbstorganisationen¹¹ als »Empowerment« definiert, da sie als Ziele die „Gewinnung von Kontrolle und die Ermöglichung der Gestaltung der eigenen Lebensumstände“ (MASSKS 1999: 19) verfolgen.

Diese Aspekte von MSOs wurden lange Zeit sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung wenig wahrgenommen. Wissenschaftliche Aufmerksamkeit bekamen MSOs zunächst unter dem Fokus ihrer integrativen bzw. segregativen Funktion (BMFSFJ 2010b: 14). Vor allem wurde die Wirkung einer starken Einbindung der Migrantinnen und Migranten in »ethnische« bzw. herkunftslandbezogene Kontexte diskutiert. Trotz vieler durchgeführter Einzelstudien in diesem Bereich besteht keine Einigkeit darüber, welche der zwei polarisierten Funktionen tatsächlich vorherrscht.¹² In den letzten Jahren hat sich jedoch die öffentliche Wahrnehmung der MSOs verändert: Sie werden immer mehr als gesellschaftspolitische Akteure wahrgenommen und auf kommunaler, Landes- und nationaler Ebene in die Gestaltung integrationspolitischer Bestimmungen einbezogen (vgl. Naumann 2011: 43; HMJIE 2011: 3f)¹³. Die dichotome Diskussion um ihre integrative bzw. segregative Funktion wird zugunsten einer Auseinandersetzung mit ihrer „Multifunktionalität“ zunehmend aufgegeben. Der Fokus wird verstärkt auf die Eigenressource von MSOs – die soziale Selbsthilfe – gelegt (Latorre/Zitzelsberger 2011: 52) und mit Hilfe des Konzepts des sozialen Kapitals¹⁴ analysiert.¹⁵

¹⁰ Eine allgemeingültige Definition von »Migrantenselbstorganisationen« (MSOs) gibt es nicht. Ludger Pries schlägt vor, diese anhand dreier Kriterien zu erfassen. In Hinblick auf die verfolgten *Ziele und Zwecke* zeichnen sich MSOs dadurch aus, dass sie sich aus der Situation und den Interessen der Migrantinnen und Migranten ergeben. Darüber hinaus stellen Migrantinnen und Migranten den Großteil der Mitglieder dar und spielen eine beachtliche Rolle in den internen Strukturen und Prozesse der Organisation. (vgl. Pries 2013: 1)

¹¹ Im Folgenden als MSO (Pluralform MSOs) bezeichnet.

¹² Beispielhaft hierfür ist die sogenannten »Elwert-Esser-Debatte« der 1980er Jahre: Während Georg Elwert (1982) die positiven Integrationswirkungen »ethnischer Binnenintegration« betonte, wies Hartmut Esser (1986) ausdrücklich auf die Gefahren der Selbstethnisierung und Abschottung hin (Jungk 2001: 83). Diese zwei Autoren repräsentieren jeweils die idealtypischen Positionen „ethnische Kolonie als Integrationsbrücke“ und „ethnische Gruppenbildung als Integrationsfalle“, zwischen denen sich die Diskussion bewegte (vgl. Pries 2010: 18).

¹³ Ein Beispiel hierfür ist die ausdrückliche Einbeziehung von MSOs in die Erarbeitung des Nationalen Integrationsplans der Bundesregierung (2007).

¹⁴ Pierre Bourdieu definiert soziales Kapital als „die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind“ (Bourdieu 1983: 190f). In Bezug auf MSOs wird jedoch meist auf das Konzept von Robert Putnam (2000) und seine Unterscheidung zwischen *bonding* und *bridging social capital* zugegriffen (Weiss/Thranhardt 2005; Huth 2007a; Halm 2011).

¹⁵ Trotz dieser Fortschritte arbeiten viele MSOs nach wie vor unter schlechten Rahmenbedingungen, die ihre Sichtbarkeit und Erreichbarkeit, aber auch ihren Aktionsraum und ihre Mitwirkungsmöglichkeiten erheblich erschweren. Probleme wie schlechte finanzielle Ausstattung, fehlende Räumlichkeiten, mangelndes hauptamtliches Personal, Schwierigkeiten in der Ansprache und Einbeziehung weiterer Mitglieder, Professionalisierungserfordernis und mangelnde Vernetzung beschränken ihre Mitwirkungsmöglichkeiten und verhindern so eine vollwertige Partizipation (Huth 2012: 3f).

In diesem Kontext finden Migrantinnen und Migranten als soziale AkteurInnen zunehmend Aufmerksamkeit. Auch die Potenziale und Auswirkungen ihres freiwilligen Engagements in MSOs sowie in informellen Gruppen und Netzwerken werden immer mehr beachtet. Freiwilliges Engagement gilt dabei als Lernort, „in dessen Rahmen sich informelle Lernprozesse vollziehen“ (Huth 2012: 2). Dadurch können Migrantinnen und Migranten verschiedene Kenntnisse und Fähigkeiten erwerben, die sich auf ihre gesellschaftliche Teilhabe und Integration förderlich auswirken. Aktive Mitgestaltung auf zivilgesellschaftlicher Ebene fördert die Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft und das Gemeinschaftsgefühl, interkulturelle Lernprozesse sowie die Erlangung besserer wirtschaftlicher, kultureller, politischer, vor allem aber gesellschaftlicher Beteiligungsmöglichkeiten und individueller Chancen. In diesem Sinne gilt bürgerschaftliches Engagement als „Katalysator für Integration“ (Huth 2007c: 37) bzw. als „Motor als auch als Indikator für Integration“ (BBMFI 2014: 178).

1.2.3. Integrationsdiskurs und Partizipationsverständnis

Im Kontext des Integrationsdiskurses wird einerseits das Verhältnis der Migrantinnen und Migranten zu kulturellen Gruppen und die in diesem Rahmen stattfindende Partizipation und andererseits ihr Verhältnis zur »deutschen« (Mehrheits-)Gesellschaft thematisiert. Migrantinnen und Migranten werden grundsätzlich als »Andere« und »Fremde« wahrgenommen, die sich aufgrund ihrer kulturellen Herkunft von den »Deutschen« unterscheiden. Da sie aber in der deutschen Gesellschaft leben, müssen sie *integriert werden* bzw. *sich integrieren*, um so ein harmonisches, gemeinschaftliches Zusammenleben zu ermöglichen. »Integration« wurde und wird z. T. heute noch mit »Assimilation« gleichgesetzt und als einseitiger, individueller Prozess verstanden, in dessen Rahmen Migrantinnen und Migranten „abweichende Verhaltensweisen und Orientierungen“ (Iben 2011: 451) aufgeben und sich den Gegebenheiten des Aufnahmelandes möglichst komplett anpassen müssen.

Vor diesem Hintergrund gewinnt die (Ver-)Bindung zu und das Engagement in migrationsspezifischen Communities, Organisationen und Kontexten eine besondere Bedeutung: Sie erwecken den Eindruck, Migrantinnen und Migranten würden an ihrer Kultur »festhalten«, sich von der (Mehrheits-)Gesellschaft »abschotten« und dieser »den Rücken zukehren«. Deshalb werden Engagement und Partizipation in migrationsspezifischen Kontexten meistens entlang der Grundfrage diskutiert, ob sie die Integration eher fördern oder hemmen. So wird „implizit oder explizit das subjektive Empfinden von [Migrantinnen und Migranten] über ihre (soziale, kulturelle und politische) Zugehörigkeit, also das jeweils individuelle Verhältnis von [Migrantinnen

und Migranten] zur (Mehrheits-)Gesellschaft, infrage gestellt“ (Geisen 2010: 40). Es wird unterstellt, dass migrierte Frauen und Männer, die sich in herkunftslandbezogenen Communities engagieren und sich mit diesen Gemeinschaften verbunden fühlen, sich somit im Umkehrschluss weniger mit der »deutschen Gesellschaft« identifizieren und sich deshalb auch weniger oder kaum zugehörig fühlen können. Die Möglichkeit von Mehrfachzugehörigkeiten, die über kulturelle Bindungen hinausgehen, sowie die entsprechend unterschiedlichen Formen sozialer Positionierungen in der (Mehrheits-)Gesellschaft werden dabei ausgeblendet.

Der Begriff »Integration« hat inzwischen jedoch eine Bedeutungsverschiebung erfahren (Castro Varela 2008: 78). Gemäß dem Motto „Fördern und Fordern“ (vgl. Kunz 2011) versteht man indes unter Integration¹⁶ einen wechsel- und gegenseitigen Prozess zwischen Bemühungen der Migrantinnen und Migranten um Eingliederung einerseits und Aufnahme- und Unterstützungsbereitschaft der (Mehrheits-)Gesellschaft andererseits. Integration ist dementsprechend eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die in beide Richtungen zu erfolgen hat und durch bestimmte Rechte und Pflichten gekennzeichnet ist. Zum einen garantiert der Staat die finanzielle Unterstützung von Integrationsmaßnahmen und den Abbau struktureller Barrieren. Zum anderen wird von Migrantinnen und Migranten verlangt, beim Integrationsprozess einen entsprechenden Willen und Eigeninitiative zu zeigen – vor allem bezüglich des Erlernens der deutschen Sprache.

Diesem Integrationsverständnis zufolge hat sich auch die Wahrnehmung von Engagement und Partizipation in migrationsspezifischen Kontexten verändert. Fokussiert wird vor allem auf Potenziale, Funktionen und Auswirkungen migrationsspezifischer Engagement- und Partizipationsformen für die Integration der Migrantinnen und Migranten, aber auch auf die Öffnung und Bereicherung der Aufnahmegesellschaft. Migrantinnen und Migranten müssen ihre Integrationsbereitschaft und -fähigkeit beweisen – das ist die *Forderung*. Engagement und Partizipation eignen sich dabei als »Beweismittel« besonders gut. Mitwirkung und Beteiligung in sowohl migrationsspezifischen als auch aufnahmegesellschaftlichen Kontexten implizieren die Aneignung, Erweiterung und Festigung bestimmter Kenntnisse und Fähigkeiten (Sprache, Alltagswissen, berufliche Kompetenzen, soziale Kontakte), die dazu beitragen, die Aufnahmege-

¹⁶ Für das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge ist das Ziel der Integration, „alle Menschen, die dauerhaft und rechtmäßig in Deutschland leben in die Gesellschaft einzubeziehen“. Dabei soll Migrantinnen und Migranten „eine umfassende und gleichberechtigte Teilhabe in allen gesellschaftlichen Bereichen ermöglicht werden“. Dafür sind sie verpflichtet, „Deutsch zu lernen sowie die Verfassung und die Gesetze zu kennen, zu respektieren und zu befolgen.“ (BAMF Glossar »Integration« auf <https://www.bamf.de/>).

gesellschaft besser verstehen und sich dort besser zurecht finden zu können. Deshalb gelten Engagement und Partizipation als deutliches Zeichen besonderer Integrationsbemühungen und -anstrengungen: sowohl als »Indikator« gelungener Integration als auch als »Motor« von Integrationsprozessen. Gleichzeitig kommt aber die Aufnahmegesellschaft ihrem Teil des »Vertrags« nach, indem sie sich bereit erklärt, diesen wichtigen Integrationsfaktor zu *fördern*. So werden verschiedene Empfehlungen und Maßnahmen verkündet, die darauf abzielen, förderliche Rahmenbedingungen für die Entfaltung und Erweiterung des Engagements und der Partizipation von Migrantinnen und Migranten zu schaffen und ihnen die nötige Unterstützung zu gewährleisten. Klassische Ansatzpunkte dieser Engagementförderung sind z. B. die Berücksichtigung individueller Engagementvoraussetzungen, gezielte und persönliche Ansprache der Migrantinnen und Migranten, Aktivierung und Empowerment von MSOs, interkulturelle Kooperation und Vernetzung zwischen Organisationen sowie die interkulturelle Öffnung von deutschen Organisationen (vgl. Halm 2011; Huth 2007c). So soll Migrantinnen und Migranten der Zugang zum Engagement und zur Partizipation erleichtert und in manchen Fällen sogar erst ermöglicht werden.

Problematisch bei diesem Verständnis von Integration und Partizipationsförderung ist deren Verknüpfung mit einem Aktivierungs- bzw. „neo-paternalistischem“ (Preisinger/Dorostkar 2012) Diskurs, der im Sinne der »Hilfe zur Selbsthilfe« auf die Selbststeuerung, -motivation und -mobilisierung der Migrantinnen und Migranten und ihre Leistungs- und Bemühungsbereitschaft setzt. In diesem Diskurs werden Migrantinnen und Migranten „nicht mehr als prinzipiell handlungs- und entscheidungsfähig konstruiert, sondern ‚nur‘ noch als willens- oder entscheidungsschwach und somit als hilfs- und motivationsbedürftig“ (ebd., H.i.O.). Dabei wird dem Staat zwar eine Rolle im Integrationsprozess zugewiesen, doch diese beschränkt sich auf die Bereitstellung eines Förderangebots und die Bereitschaft zur Schaffung förderlicher Rahmenbedingungen. Von der (Mehrheits-)Gesellschaft wird lediglich erwartet, offen und tolerant zu sein. Besondere Integrationsmaßnahmen sind für sie aber nicht vorgesehen (Castro Vrela 2008: 78). Integration sowie auch Engagement und Partizipation werden demnach als eine »zu erbringende Leistung« oder als »Motivationsproblem« der Migrantinnen und Migranten ausgelegt. Sie werden als Individuen konstruiert, die für ihre Integration selbstverantwortlich sind und unter Leistungs- und Wettbewerbsdruck gesetzt werden, „um sie entweder als integrationswillige MitbürgerInnen mit Migrationshintergrund zu akzeptieren oder als bedrohlich-integrations-unwillig Parallelvergesellschaftete abzulehnen“ (Kunze 2011: 324). Dabei wird der Eindruck erweckt, Migrantinnen und Migranten seien zwar grundsätzlich selbstbestimmt, man

müsse sie dennoch „anstupsen“ (Preisinger/Dorostkar 2012) und ihnen helfen, die richtigen Entscheidungen zu treffen. So wird durch den Integrationsdiskurs eine Vorstellung von den »aufgrund ihrer Leistungen und ihres Engagements erfolgreich integrierten Migrantinnen und Migranten« erschaffen, die als Normalerwartung und als Maßstab für alle zu gelten hat.

1.3. Geschlechtsspezifische Aspekte von Partizipation im Migrationskontext

In Hinblick auf die Thematisierung von Partizipation im Kontext von Migration stellen engagierte Migrantinnen eine besonders vernachlässigte Gruppe dar: Sie haben verstärkt mit den »defizitären« Bildern und Stereotypen zu kämpfen, die wiederum den gesellschaftlichen Blick und den medialen und politischen Umgang mit ihnen beeinflussen. Gewöhnlich werden unter dem Begriff »Migrantin« alle möglichen Bilder subsumiert: Die kostengünstige bzw. auch illegale Arbeitnehmerin; die selbstlose Mutter mit (vielen) kleinen Kindern; die schlecht oder kaum gebildete, unterworfenen Ehefrau; die unterdrückte Muslimin; die in ihrer Muttersprache gefangene Fremde; das Opfer patriarchaler Traditionen. Nach diesen Vorstellungen erscheint es zunächst wie ein Widerspruch, über »engagierte Migrantinnen« zu sprechen. Die Idee einer emanzipierten, ihren Willen durchsetzenden, sichtbaren und gleichgestellten Frau, die ihre Potenziale und Fähigkeiten erkennt und bewusst einsetzt, die sich in der Gesellschaft einmisch und beteiligt und sich als Teil dieser Gesellschaft begreift und fühlt, scheint mit dem Bild der Migrantin nicht kompatibel zu sein. Doch diese »defizitären« Bilder entsprechen nicht der Wirklichkeit aller migrierten Frauen. Stattdessen haben wir es mit einer sehr heterogenen weiblichen Migrationsbevölkerung zu tun, die mit der Zeit sehr vielschichtiger geworden ist. Um die Besonderheit der Situation migrierter Frauen darlegen zu können, wird folglich die Analyse von Partizipation im Kontext von Migration um die Geschlechterperspektive erweitert.

1.3.1. Das Bild der »Migrantin«

Im Kontext der Partizipation von Migrantinnen kommt der Entwicklung und Etablierung wirksamer Vorstellungen, Wahrnehmungen und Klassifizierungen der »Migrantin« in der »deutschen« (Mehrheits-)Gesellschaft sowie deren (Aus-)Wirkungen eine besondere Bedeutung zu. Die (sozial-)wissenschaftliche Thematisierung sowie die einseitige mediale Darstellung von Migrantinnen prägen seit Beginn der Anwerbung »ausländischer« Arbeitskräfte bis heute noch das dominierende, meist »defizitäre« öffentliche Bild der »Migrantin« maßgeblich. Vor diesem

Hintergrund soll eine kritische Auseinandersetzung mit diesen wissenschaftlichen und öffentlichen Bildern die dahinterliegenden Macht- und Dominanzverhältnisse sichtbar machen und einen differenzierten Blick auf Migrantinnen schaffen.

Die (sozial-)wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Migrantinnen¹⁷

Migration ist nicht geschlechtsneutral. Geschlecht ist eine gesellschaftlich relevante und ungleichheitsstrukturierende Differenzkategorie, die auch im Kontext von Migration eine große Bedeutung hat. Die geschlechtsspezifische Strukturierung von Migrations- und migrationsbedingten Eingliederungsprozessen war dennoch lange Zeit in der wissenschaftlichen Forschung ein „blinder Fleck“ (Treibel 2010: 150). Frauen blieben bis Ende der 1970er Jahre in der Migrationsforschung weitgehend unbeachtet. Migration wurde vor allem als männlich dominiertes Phänomen angesehen. Frauen und Kinder kamen als Familienangehörige vor, die im Herkunftsland zurückblieben oder im Rahmen des Familiennachzugs migrierten (a.a.O.: 144). Die Thematisierung der Migrantinnen nimmt ihren Anfang mit der »Ausländerpädagogik«. Dabei werden Migrantinnen überwiegend als „nicht erwerbstätige Ehefrauen und Mütter“ und als „Opfer patriarchaler Unterdrückung“ betrachtet (Huth-Hildebrandt 2002: 55ff). Nichterwerbstätigkeit, Hausfrauendasein, Problembehaftung sowie eine Gleichsetzung von »Migrantin« und »Türkin« prägen die Auseinandersetzung rund um die migrierten Frauen.¹⁸

Mit der Verlagerung des Blicks von den Müttern auf die Töchter entstand das Bild der Migrantinnen als „Dazwischenstehende“ (a.a.O.: 65). Sie sind Opfer im »Kampf zwischen den Kulturen«, der zum Konflikt zwischen den Generationen führt. Die Thematisierung der Frauenmigration fokussiert auf Ethnizität bzw. kulturelle Differenz, die als defizitäre Aspekte betrachtet wurden. So tauchen Migrantinnen überwiegend als „Musliminnen“ bzw. „fremde Frauen“ auf (a.a.O.: 72). Das »Andere« wird an den emanzipatorischen Standards der Aufnahmegesellschaft gemessen und als vormodern bzw. als Indikator für das Paradigma der Rückständigkeit identifiziert.

¹⁷ Eine ausführlichere Darstellung der Entwicklungen in der »Migrantinnenforschung« kann in dieser Arbeit nicht geleistet werden. Die vorgenommene Skizzierung soll lediglich einen Überblick geben und zur Orientierung dienen. Für einen historisch-soziologischen Abriss zum Thema Frauenmigration siehe z.B. Han (2003). Für eine Darstellung wichtiger theoretischer Ansätze innerhalb der deutschen Migrantinnenforschung sowie einen Vergleich mit der US-amerikanischen Immigrantinnenforschung siehe Ochse (1999).

¹⁸ Die Ausländerpädagogik entwickelte sich einerseits als Reaktion auf ein Problemfeld, das im Verlauf der Arbeitskräfteanwerbung seit den 50er Jahren entstanden war und andererseits als Versuch, die Folgen politischer Versäumnisse auf pädagogische Weise auszugleichen.

Seit den 1980er Jahren differenziert sich die sozialwissenschaftliche Forschung über Migrantinnen immer mehr aus und zeigt zunehmend die Macht- und Dominanzdimensionen der Geschlechterverhältnisse auf, die für die spezifische Situation der Migration relevant sind. Der Forschungsblick stellt zwar zunächst Migrantinnen als Mitglieder der Großkategorie „Frau“ in den Mittelpunkt. Ihre Motive, Interessen und Lebenslagen werden aber vor allem vor dem Hintergrund einer kulturellen Differenz bzw. aufgrund ihres »Andersseins« untersucht (Treibel 2010: 146). Im Zuge der Entwicklung der Ausländer- und Gastarbeiterforschung zur Migrationsforschung und der Einführung der Kategorie »Ethnizität« in die Frauen- und Geschlechterforschung wird die Betrachtung der Migrantinnen als »Sonderfälle« infrage gestellt und der Blick auf die vergessene „Differenz unter Frauen“ (ebd.) gerichtet.

Gegen Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre hat sich eine kritische »Bewegung« von Migrantinnen entwickelt, die sich verstärkt mit Themen wie Diskriminierung und Rassismus aus der Perspektive der migrierten Frauen beschäftigt und eine politische Diskussion zur Position und zum Status der Migrantinnen und deren Nachkommen in der deutschen Gesellschaft anstößt (Schwenken 2010: 911f). Als Folge dieser Entwicklung wächst in der wissenschaftlichen Diskussion die Kritik am damaligen feministischen »Ethnozentrismus« sowie an der Pädagogisierung der Probleme der Migrantinnen. Immer mehr Migrantinnen (vor allem der so genannten »zweiten Generation«) fordern einen Perspektivenwechsel in Bezug auf die Thematisierung der Migrantinnen (Ochse 1999: 40f). Erst in dieser Zeit werden Migrantinnen als handelnde Akteurinnen in Migrationsprozessen sowie als Teil der Gesellschaft wahrgenommen und der »Opferdiskurs« zum Teil überwunden. Ochse weist dennoch darauf hin, dass ein „defizit-orientierter“ Forschungsblick weiterhin besteht, vor allem in Bezug auf bestimmte, rechtlich-politisch definierte »Migrantinnengruppen« wie Flüchtlingsfrauen und Heiratsmigrantinnen (Ochse 1999: 41f).

In diesem Sinne scheint die wissenschaftliche Forschung einen Perspektivenwechsel vollzogen zu haben. Die »Migrantinnenforschung«¹⁹ macht den Anspruch geltend, Migrantinnen als handelnde Subjekte zu betrachten und die Vielfalt ihrer Lebensbedingungen und Lebenswelten sowie Handlungsmotive und -interessen in den Mittelpunkt zu stellen (vgl. Ochse 1999). Gleichzeitig ist sie bemüht, die verschiedenen sozialen Kategorien, die an der Schnittstelle von Migrations- und Vergeschlechtlichungsprozessen wirksam werden, in ihren Macht- und Dominanzstrukturen zu betrachten und danach zu fragen, wie Ungleichheit durch die Verschränkung

¹⁹ Als »Migrantinnenforschung« wird ein interdisziplinäres Forschungsfeld bezeichnet, das Perspektiven der interkulturellen Pädagogik, der Migrationssoziologie und der Frauenforschung u.a. verknüpft.

verschiedener sozialer Kategorien hergestellt wird (vgl. Lutz 2010). In diesem Sinne könnte man heute von einem wachsenden wissenschaftlichen Interesse an einer zunehmend differenzierten Wahrnehmung und Darstellung der Migrantinnen sprechen.²⁰

Migrantinnen in der medialen und öffentlich-politischen Wahrnehmung

Migrantinnen werden in den Medien entweder inhaltlich nur am Rande betrachtet oder oft stereotypisiert bzw. überwiegend unter dem Aspekt des »Musliminseins« dargestellt (Lünenborg et al. 2011: 29). Schahrzad Farrokhzad erkennt „typisch männliche und typisch weibliche Diskursstränge“, entlang derer Migration behandelt wird (Farrokhzad 2006: 63). Migrantinnen würden vor allem im Zusammenhang mit Themen wie Prostitution, Menschenhandel und anderen »Opferthemen« auftauchen. Laut der Inhaltsanalyse einer Studie zur Darstellung von Migrantinnen in der Presse und ihre Rezeption überwiegt die Darstellung der Migrantinnen als *Opfer*²¹ (Lünenborg et al. 2011). Diese werden vor allem als passiv und abhängig beschrieben. Mit der Überbetonung dieses Aspekts werden der hegemoniale Blick bedient und die Dominanzkultur stabilisiert: „Man kann am bisher konstruierten Weltbild, welches der eigenen Orientierung dient, festhalten; man konzentriert sich auf Negativbeschreibungen von Anderen, um sich selbst positiv davon abheben und sein eigenes Denken und Handeln legitimieren zu können. Die Menschen projizieren dann eigene Persönlichkeitsanteile, die sie nicht ausleben können oder meinen, nicht ausleben zu dürfen, auf ‚die Anderen‘, sozusagen als Negativfolie“ (Holzbrecher in Farrokhzad 2006: 82). Medien haben folglich eine dominanzsichernde Funktion. Durch die Auswahl und Darstellungsweisen von Informationen und die Reproduktion von Diskursen können Medien zur Legitimation diskriminierender und rassistischer Strukturen beitragen.

Die politischen Debatten um Migration – auch im Hinblick auf die Vergeschlechtlichung von Migrationsfragen – können ebenfalls nicht losgelöst von dem kulturellen und sozialen sowie zeitlichen und historischen Kontext, in dem sie stattfinden, betrachtet werden. In den politischen und öffentlichen Debatten um die deutsche Migrations- und Integrationspolitik stehen Auseinandersetzungen mit dem »Islam« im Mittelpunkt. In diesem Rahmen werden westliche

²⁰ María do Mar Castro Varela ist diesbezüglich einer anderen Meinung. Für sie hat die Migrantinnenbewegung in den 1990er Jahren zwar eine macht- und dominanzkritische Perspektive auf Migrantinnen innerhalb der Migrations- und Frauenforschung angeregt. Dennoch würde sie nicht von einem „Paradigmenwechsel“ sprechen, da Migrantinnen in der sozialwissenschaftlichen Forschung nach wie vor als „Opfer der Verhältnisse“ betrachtet werden. (Castro Varela 2007: 85)

²¹ Ein wichtiger Befund ist auch, dass die Qualitätszeitungen (TAZ, FAZ) meist das Bild des *Opfers* darstellen, während die BILD-Zeitung Migrantinnen zu einem überwiegenden Teil als *Prominente* zeigt.

aufklärende Traditionen, Menschenrechte, Toleranz und (Frauen-)Emanzipation „dem Islam mit spiegelbildlich-negativen Zuschreibungen entgegengesetzt“ (Marx 2008: 56). Die Debatte rund um das Thema »Islam« verläuft wiederum hauptsächlich über die Thematisierung der als traditionell wahrgenommenen Geschlechterverhältnisse. Dabei werden die „gängigen Geschlechterstereotypen reproduziert und/oder als Emblem der Fremdheit analytisch isoliert und politisch instrumentalisiert“ (Lepperhoff et al. 2008: 9). Dies wird vor allem in den Diskussionen rund um die »Kopftuch-Debatte« sowie Zwangsheirat und »Ehrenmorde«²² deutlich.

Die öffentliche Wahrnehmung und der daraus folgende politische Umgang mit den Belangen der Migrantinnen werden folglich stark von der medialen Berichterstattung geprägt. Medien setzen oft ihren Schwerpunkt auf der Darstellung von Diskriminierungen und Problemen, von damit verbundenen Ausbeutungsstrukturen und schwierigen Lebensumständen, denen einige Migrantinnen aufgrund ihrer persönlichen Situation ausgesetzt sind. Dadurch tragen sie in relevantem Maße zur Etablierung und (Re-)Produktion der dominanten eurozentristischen und/oder kulturell-rassistischen Stereotypisierungen der Migrantinnen bei. Die Darstellung der Migrantin als »Opfer«, d. h. als verletzte, schwache und schutzbedürftige Frau, oder die Inszenierung als »Muslimin«, vor allem im Sinne einer rückständigen, nicht-emanzipierten und traditionell behafteten Frau, bekräftigen das Bild einer »fremden Anderen« und konstruieren gleichzeitig „die kulturelle Konfrontation von Okzident und Orient als Gegensatz von Moderne und Traditionalismus“ (Lünenborg et al. 2011: 40).

1.3.2. Unterrepräsentation von Migrantinnen in Partizipationskontexten

Insgesamt ist das Thema Partizipation und Engagement von Migrantinnen in Deutschland unzureichend erforscht. Es gibt nur einige wenige Studien, die sich ausschließlich mit der Partizipation migrierter Frauen beschäftigen. Die zwei größten Untersuchungen konzentrieren sich vor allem auf das Engagement innerhalb formeller Organisationen: Eine fokussiert die Migrantinnenorganisationen und deren Rolle bzw. Bedeutung für die Integration von Migrantinnen (Latorre Pallares/Zitzelsberger 2006), die andere die Potenziale der Partizipation von Frauen unterschiedlicher Herkunft und deren Bedeutung für die Organisationen, in deren Rahmen sie

²² Mit dem Begriff »Kopftuch-Debatte« (auch »Kopftuchstreit«) werden die Kontroversen um das Tragen des Kopftuchs als Symbol des Islams in bestimmten Bereichen der Öffentlichkeit (vor allem in staatlichen Schulen) bezeichnet. Der Begriff »Ehrenmord« bezeichnet die Tötung bzw. Ermordung eines Mitglieds der Familie des Täters zur Abwendung einer ihm oder seiner Familie drohenden oder bereits zugefügten, als solche aufgefassten gesellschaftlichen Herabsetzung aufgrund der Verletzung gesellschaftlicher Verhaltensregeln vonseiten der ermordeten bzw. zu ermordenden Person.

stattfindet (Boos-Nünning/Ilgün 2010). Ein Forschungsbericht beschäftigt sich mit dem ehrenamtlichen Engagement von Frauen mit türkischem Migrationshintergrund im Berliner Wrangelkiez mit dem Fokus auf Motivation, Gründen, Bedeutungsdimensionen, Funktionen und Auswirkungen des Engagements (FUB 2007). Im Rahmen einer größeren Studie zu »ViertelgestalterInnen« wird darüber hinaus das Engagement von vier Migrantinnen in sozial benachteiligten Stadtquartieren als Teilgruppe analysiert (Klatt 2014). Alle diese Studien sind empirisch, mit einem Fokus auf qualitative, leitfadengestützte und/oder ExpertInneninterviews, z. T. in Kombination mit standardisierten Verfahren und einem kategorisierenden Auswertungsverfahren. Nur eine einzige vergleichende Studie im Rahmen eines europäischen Forschungsprojekts beschäftigt sich mit Partizipationsmöglichkeiten von Migrantinnen aus einer biographietheoretischen Perspektive, untersucht jedoch nur Migrantinnen aus »Drittstaaten« und beschränkt sich dabei auf die Partizipation in drei Kontexten (Kontos 2014a und 2014b).

Der Kategorie Geschlecht kommt darüber hinaus in der Untersuchung von Partizipation grundsätzlich wenig Bedeutung zu. Männer sind im Vergleich zu Frauen in den konventionellen Partizipationskontexten prinzipiell überrepräsentiert. Im Falle migrierter Frauen und Männer stellt dieses Verhältnis auch den »Normalfall« dar, wobei Migrantinnen vergleichsweise weniger engagiert sind als »deutsche« Frauen. In den meisten Studien und Forschungen über MSOs²³ wird überwiegend von »Migranten« im Allgemeinen gesprochen; auf die Rolle der Frauen wird nicht differenziert oder nur beiläufig eingegangen.²⁴ Zudem ist das freiwillige, bürgerschaftliche und politische Engagement von Frauen außerhalb migrationsspezifischer Organisationen nicht ausreichend erforscht (Boos-Nünning/Ilgün 2009). Auch über den Umfang der Beteiligung und aktiven Mitwirkung der Migrantinnen in Vereinen und Organisationen finden sich meist widersprüchliche Aussagen. Einige der Studien sprechen von einer stärkeren Zurückhaltung von Migrantinnen, andere dagegen stellen eine stärkere Beteiligung migrierter (vor allem jüngerer) Frauen in »deutschen« und »ethnisch heterogenen« Vereinen und eine häufigere Teilnahme an Veranstaltungen fest (Boos-Nünning/Ilgün 2010: 63).

²³ Siehe z. B. Diehl/Urbahn 1998; Sauer/Goldberg 2001; Diehl 2002; Hadīd 2005; Geiss/Gensicke 2006; Halm/Sauer 2005, 2007; Otten et al 2008; Hunger/Candan 2009; Sauer/Halm 2009; Müssig/Worbs 2012.

²⁴ Nicht nur in Bezug auf die Kategorie Geschlecht erfolgt eine Verallgemeinerung der Ergebnisse. Auch bezüglich des »Migrationshintergrundes« gibt es größtenteils keine differenzierte Betrachtung: Die meisten Studien untersuchen das Partizipationsverhalten türkischer Migrantinnen und Migranten bzw. türkischstämmiger Menschen, sprechen aber gemeinhin von »Migranten«. Dadurch wird zum einen der Eindruck erweckt, es handele sich bei Migrantinnen und Migranten um eine »homogene« Gruppe, zum anderen wird das Partizipations- und Engagementverhalten einer bestimmten Gruppe als Maßstab für alle gesetzt.

Grundsätzlich scheinen fast alle Studien die Annahme zu bestätigen, dass migrierte Frauen sich weniger sowohl politisch als auch sozial engagieren als migrierte Männer.²⁵ Je nach Engagementbereich sind Migrantinnen jedoch unterschiedlich stark vertreten. In Gewerkschaften ist ihre Beteiligung vergleichsweise hoch (DGB 2008). Im Bereich der Erziehung und Bildung sind migrierte Frauen am häufigsten zu finden und engagieren sich dort überdurchschnittlich stärker als Männer (Halm/Sauer 2005; Geiss/Gensicke 2006). In MSOs sind sie insgesamt etwas weniger vertreten als migrierte Männer,²⁶ im Vergleich zu anderen Kontexten dennoch relativ stark beteiligt und engagiert (vgl. MASSKS 1999; Ḥadīd 2005; Huth 2007; Boos-Nünning/Ilgün 2010). Besonders in Vorstands- und Leitungsfunktionen ist der Anteil der Frauen jedoch niedrig (Ilgün 2010: 117). Im Bereich des politischen Engagements sind Migrantinnen eher selten zu finden, auch ihr Interesse für politische Themen gilt als gering (Müsig/Worbs 2012). Diese mangelnde Vertretung bzw. Beachtung von Migrantinnen in migrationspezifischen Organisationen und Vereinen wird auf das dort fehlende »Gender Mainstreaming« zurückgeführt (Ilgün 2010; Boos-Nünning/Ilgün 2010). Dabei werden Migrantinnen oft in die traditionelle Rollenverteilung gedrängt und frauenspezifische Themen und Belange nicht ausreichend thematisiert und verfolgt.

Unterrepräsentiert sind Migrantinnen vor allem in »deutschen« Organisationen und Vereinen (Halm/Sauer 2005; Boos-Nünning/Ilgün 2010). Ihre Partizipation und ihr Engagement werden in diesen Kontexten vor allem durch mangelnde »interkulturelle Öffnung« der »deutschen« Organisationen und Institutionen erschwert, da dort die besonderen – d. h. sprachlichen, kulturellen, religiösen – Bedürfnisse der Migrantinnen nicht berücksichtigt und ernst genommen werden (a.a.O.; BMFSFJ 2010b). Besonders deutlich zeigt sich dieser Aspekt in Frauenorganisationen der »deutschen« (Mehrheits-)Gesellschaft, die migrierte Frauen meistens als „defizitäre Klientinnen“ (Schwenken 2010: 911) bzw. als »zu emanzipierende Frauen« betrachten, die an die Hand genommen und zu einem selbstbestimmten Leben motiviert und geführt werden müssen (Huth-Hildebrandt 1992: 14).²⁷ Kaum wahrgenommen wird schließlich das informelle

²⁵ Eine Ausnahme hiervon stellen die Ergebnisse der Sonderauswertung „Freiwilliges Engagement von Migrantinnen und Migranten“ von Geiss und Gensicke (2006). Die Autoren stellen nicht nur einen ähnlichen Engagementumfang bei migrierten Frauen und Männern fest, sondern ermitteln einen etwas höheren Wert für die Migrantinnen (vgl. Geiss/Gensicke 2006: 322f).

²⁶ Dies trifft jedoch nicht auf alle MSOs: In einigen Organisationen überwiegt deutlich die Anzahl der Männer (vor allem in sogenannten »herkunftshomogenen« Organisationen und »Arbeitervereinen«), in anderen sind Frauen gleichermaßen und sogar überdurchschnittlich vertreten (dies ist vor allem in sogenannten »herkunftsheterogenen« Vereinen und der Migrantinnenorganisationen).

²⁷ Christine Huth-Hildebrandt machte schon 1992 auf die defizitorientierte, »deutsche« Sichtweise auf Migrantinnen aufmerksam, die aufgrund einer fehlenden kritischen Auseinandersetzung zur Entstehung der Klischees führte, die bis heute noch „in den Köpfen der Deutschen herumgeistern“ (Huth-Hildebrandt 1992: 14).

Engagement von Migrantinnen in der Nachbarschaft oder in migrationsspezifischen Netzwerken, wie z. B. in selbstorganisierten Frauengruppen (Boos-Nünning/Ilgün 2010: 64).

1.3.3. Selbstorganisation(en) von Migrantinnen

Aufgrund des „feministischen Ethnozentrismus“ (BMFSFJ 2010b: 20) »deutscher« Frauenorganisationen und der daraus entstandenen Stereotypisierungen werden Migrantinnen in Frauenorganisationen der »deutschen« (Mehrheits-)Gesellschaft gewöhnlich nicht als gleichberechtigte, aktive Beteiligte wahr- und ernstgenommen. Migrantinnen sehen deshalb in diesen Organisationen wenige Möglichkeiten, sich in diesen Kontexten frei entfalten und ihre Interessen angemessen vertreten zu können, was einerseits zu ihrer Unterrepräsentation dort führt. Diese Umstände haben andererseits zu einer „Separierung“ (BMFSFJ 2010b: 20) der Migrantinnen geführt und zur Gründung eigenständiger Gruppen und Selbstorganisationen, die mehr oder weniger formell aufgestellt sind und als »Gegenentwurf« zu den bestehenden Organisationen verstanden werden können. Die besondere Zusammensetzung der Mitglieder erlaubt es den Beteiligten, als »Frauen« offen über sie betreffende Themen zu diskutieren und gemeinsam zu bearbeiten. Gleichzeitig können sie sich als »Migrantinnen« mit dem gemeinsamen Nenner »Migration« über Erfahrungen und Erlebnisse austauschen und gegenseitig unterstützen (a.a.O.: 94). Migrantinnenselbstorganisationen bieten somit „Frei-Zeit, die die Frauen entlastet und Frei-Räume, in denen sich die Frauen frei bewegen und die Bildungsangebote in Anspruch nehmen können“ (Latorre Pallares/Zitzelsberger 2006: 50). So wird Migrantinnen ermöglicht, für sich selbst zu sprechen, mitzugestalten und mitzuentcheiden, aber auch Solidarität und Wertschätzung in einer Gemeinschaft zu erfahren.

Darüber hinaus fungieren Migrantinnenselbstorganisationen als öffentliches und politisches »Sprachrohr«, indem sie die Standpunkte und Forderungen der migrierten Frauen ausdrücken und sichtbar werden lassen. (BMFSFJ 2010b: 93). Dort engagiert sich allerdings nur ein bestimmter Kreis von Migrantinnen. Es handelt sich vor allem um Frauen, die über höhere Bildungsabschlüsse verfügen, einen relativ gesicherten Aufenthaltsstatus besitzen sowie bereits vor der Migration politisch aktiv waren und oft als Vorbilder fungieren können (a.a.O.: 92; Schwenken 2010: 913; Boos-Nünning/Ilgün 2010: 65). Migrantinnen mit einem niedrigen Bildungsgrad haben zwar die Möglichkeit, die Bildungsangebote wahrzunehmen und dadurch Sprachkenntnisse, Fachwissen und Kompetenzen zu erwerben sowie ihr Selbstbewusstsein zu stärken. Doch ob sie es dadurch schaffen, in den Organisationen eine aktive Rolle einzunehmen und sich dort zu engagieren, bleibt fraglich. Eine niedrigschwelligere Variante stellen – z. T.

selbstorganisierte und meistens interkulturell ausgerichtete – Frauengruppen dar, die einen Raum für Begegnungen bieten, „in dem man sich wohl fühlen kann und aus dem heraus sich die aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben langsam entwickeln lässt“ (Huth 2007a: 108). All diese Formen der Selbstorganisation – egal ob formell als Verein oder informell als Gruppe – werden jedoch als Möglichkeit für und Form von Partizipation nach wie vor wenig wahrgenommen.

1.3.4. Informelles Engagement im sozialen Umfeld

Über die meist formell als Verein selbstorganisierte Form des Zusammenschlusses hinaus engagieren sich migrierte Frauen sehr häufig in ihrem direkten sozialen (Wohn-)Umfeld in eher informellen und persönlichen Bezugsrahmen, wie in der Nachbarschaft und der Familie. Migrantinnen, die ihre Kinder betreuen und sich um den Haushalt kümmern, sind an den häuslichen Bereich gebunden und verbringen mehr Zeit in ihrer direkten Wohnumgebung. So nutzen sie ihr Wohnumfeld viel intensiver und sind deshalb meistens auf die dortige Infrastruktur und die sozialen Netzwerke angewiesen. Insbesondere dort, wo diese Unterstützungsangebote fehlen oder mangelhaft sind, werden Migrantinnen meistens aktiv und versuchen, Defizite auszugleichen. In der unmittelbaren Nachbarschaft, vor allem in benachteiligten Wohngebieten, finden sich deshalb viele Migrantinnen, die sich in vielfältiger Weise an stadtteilbezogenen Angeboten und Aktivitäten beteiligen und sich für die Verbesserung der persönlichen, familiären und nachbarschaftlichen Lebenssituation sowie für die Entwicklung ihres Wohnquartiers einsetzen (vgl. Kast 2006). Aus diesem Grund gelten Migrantinnen als zentrale Akteurinnen in ihrem Wohnumfeld: Sie haben eine „wertvolle Multiplikatorenfunktion“ (a.a.O.: 41) und stellen „Knotenpunkte sehr breiter sozialer Netzwerke“ (Hoeft et al. 2014: 3) dar.

In einer Studie über Schlüsselfiguren des Stadtteillebens in sozial benachteiligten Vierteln, sogenannte »ViertelgestalterInnen«, wurde ein „Metatypus weiblichen migrantischen Engagements“ (Klatt 2014: 92) identifiziert. Ähnlich wie in den Migrantinnenselbstorganisationen wirken diese engagierten Migrantinnen als Spitzen breiterer Bewohnerinnen-Netzwerke und fungieren in vielerlei Hinsicht als Ausbilderinnen und Fürsprecherinnen, aber vor allem dienen sie der Identifikation anderer Migrantinnen. In diesem Sinne sind Migrantinnen in dem „Mikrokosmos des öffentlichen Lebens in einem sozial benachteiligten Stadtviertel“ (a.a.O.: 98) eher überdurchschnittlich präsent und haben dort eine relativ einflussreiche Position. Da ihnen aber der Zugang zu den konventionellen (vor allem politischen) Partizipationsformen aufgrund der ungleichen Verteilung materieller, sozialer und kultureller Ressourcen erschwert wird, werden

diese Frauen und ihr Engagement von der breiten Öffentlichkeit sowie der Politik kaum wahrgenommen. So bleiben ihre Interessen und Meinungen in Prozessen der Entscheidungsfindung ungenügend berücksichtigt und ihre Einflussmöglichkeiten sehr begrenzt (ebd.).

1.3.5. Subjektive Perspektiven auf Partizipation

Neben einer Reihe von Gründen für das Engagement der Migrantinnen werden in einigen wenigen Studien auch verschiedene Bedeutungsdimensionen, Funktionen und Auswirkungen des partizipativen Handelns herausgearbeitet. Die Motivation für das Engagement hat meistens eine direkte und enge Verbindung zur eigenen Lebenswelt der Migrantinnen (FUB 2007: 63) und erwächst oft aus den persönlichen Erlebnissen (Klatt 2014: 96). So sind für Migrantinnen ihre Mutterrolle und „die von ihnen wahrgenommenen Bedürfnisse ihrer Kinder oder empfundene Schwierigkeiten mit deren adäquaten Betreuung und Unterstützung“ (FUB 2007: 16) als wichtiger Anstoß für die Aufnahme einer freiwilligen Tätigkeit zu sehen. Weitere Beweggründe für ihr Engagement sind der Wunsch, trotz Arbeitslosigkeit einer sinnvollen Tätigkeit nachzugehen, zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen zu vermitteln oder das Pflichtgefühl, sich für andere zu engagieren. In manchen Fällen stellen auch Erfahrungen der Diskriminierung und der Ausgrenzung ein konstitutives Moment für ihr Engagement dar (a.a.O.: 40). Ferner kann das Engagement zur Verarbeitung und Bewältigung persönlicher Erfahrungen dienen sowie als Präventionsarbeit bei anderen Frauen genutzt werden (Klatt 2014: 96).

Das Engagement hat über die ursprüngliche Motivation hinaus auch eine Auswirkung auf das Leben der Migrantinnen, die meistens mit positiven Veränderungen einhergeht. Die freiwilligen Tätigkeiten eröffnen den Frauen neue oder erweiterte Handlungsspielräume und tragen „zur Stärkung ihrer Persönlichkeit und einer bewussteren Wahrnehmung ihrer Umgebung“ sowie „zur Entfaltung persönlicher Kompetenzen“ (FUB 2007: 30) bei. In diesem Sinne besteht ein wechselseitiges Verhältnis zwischen dem Engagement und der Selbstverortung der Migrantinnen: So geschieht Engagement „einerseits aufgrund einer bestimmten Selbstverortung, andererseits positionieren sich die Frauen durch ihr Engagement z. B. als Muslimin oder integrierte, gebildete Migrantin“ (a.a.O.: 76).

1.4. Partizipation von Migrantinnen – ein Zwischenfazit

Die Annahme eines abnehmenden Interesses und einer schwindenden Bereitschaft zu politischer und sozialer Partizipation von Migrantinnen kann überwiegend durch eingeschränkte und

zum Teil durch fehlende Zugangsmöglichkeiten zu konventionellen und gesellschaftlich anerkannten Partizipationsbereichen begründet werden. Tatsächliche Partizipation in anderen, informellen und non-konventionellen Bereichen gewinnt zwar immer mehr an Bedeutung, wird aber nur vereinzelt erfasst und bleibt deshalb meist »unsichtbar«. Migrantinnen werden in den Medien nach wie vor in Verbindung mit scheinbar »kulturell bedingten« Problemen und Ausbeutungsstrukturen thematisiert. Dadurch werden bestimmte Bilder und Stereotype reproduziert und so die öffentliche Wahrnehmung der Migrantinnen geprägt. Auch wenn die (sozial-)wissenschaftliche Forschung Migrantinnen zunehmend als handelnde Subjekte betrachtet und sich verstärkt der Erforschung ihrer Lebenssituation widmet, gibt es im Bereich der Partizipation migrierter Frauen eine relativ große Forschungslücke.

Die meisten Studien über Partizipation und Engagement in Deutschland – egal, ob mit oder ohne Bezug auf Migration – legen die Vermutung nahe, dass Migrantinnen sowohl im Vergleich zu Migranten als auch zu »deutschen« Frauen sich weniger politisch und sozial engagieren. Diese erfasste Unterrepräsentation der Migrantinnen wird jedoch selten auf die enge Definition des Partizipationsbegriffs, auf fehlendes Gender Mainstreaming bzw. auf mangelnde kulturelle Öffnung zurückgeführt. Die wenigen Studien, die sich mit Formen der Partizipation von Migrantinnen beschäftigen, beschränken sich auf die Strukturen ihrer Organisationen bzw. auf das Engagement innerhalb dieser. Auch über Motivation, Beweggründe, Auslöser der Partizipation sowie deren Auswirkung auf das Leben der Migrantinnen liegen einige Untersuchungen vor. Diese Untersuchungen erklären jedoch nicht, warum Partizipation ausgereicht in einem bestimmten Bereich vollzogen wird und nicht in anderen. Genauso wenig wird etwas über die Umstände – oder genauer noch: die zeitlichen Ereignisabfolgen ausgesagt, die zur Partizipation führen. In wenigen Worten: Partizipation wird nicht in der Prozesshaftigkeit ihrer (biographischen) Entstehung und Entfaltung betrachtet und analysieren.

Dies stellt jedoch die wichtigste Voraussetzung für die Erforschung der Partizipation von Migrantinnen dar. Denn Partizipation sowie die Art und Weise ihrer Entwicklung und Entfaltung werden – so die Annahme der vorliegenden Arbeit – nicht nur von der Erfahrung der Migration oder der jeweiligen, gegenwärtigen Lebenslage der Migrantinnen, sondern von *allen biographischen Erfahrungen* und letzten Endes von *der gesamten Lebensgeschichte* mitbestimmt. In diesem Sinne schlägt die vorliegende Studie eine neue Perspektive vor, die nicht nur den Partizipationsbegriff für die Erfassung unkonventioneller und informeller Formen von Partizipation sensibilisieren und theoretisch erweitern soll, sondern vor allem den biographischen und prozessualen Charakter von Partizipation ins Zentrum der Analyse rückt.

2. Forschungsperspektive: Dominanzkultur, Differenz, Biographie

Die Darstellung und Diskussion der Forschungserkenntnisse über die Partizipation von Migrantinnen haben die Notwendigkeit einer kritischen Rekonstruktion und Neuordnung der Perspektiven auf Partizipation und – damit einhergehend – einer theoretischen Erweiterung des Partizipationsbegriffs offengelegt. Vor diesem Hintergrund schlägt die vorliegende Studie eine neue theoretische Perspektive vor, die *erstens* das dominante, eindimensionale Verständnis von Partizipation, Öffentlichkeit und Gemeinwesen kritisch hinterfragt, *zweitens* Differenzen in Bezug auf »Geschlecht«, »Kultur« und »Ethnizität« in ihren Konstruktionsprozessen betrachtet, und *drittens* durch einen biographietheoretischen Ansatz den prozessualen Charakter von Partizipation in den Mittelpunkt rückt und einen „verzeitlichte[n], erfahrungsbezogene[n] Zugang auf biographische Selbstdeutungen in einer Verschränkung von Struktur und individuellem Handeln“ (Ruokonen-Engler 2012: 20) ermöglicht. Die ausgewählten theoretischen Ansätze – Dominanzkultur, Differenzen als Konstruktionen und die biographietheoretische Perspektive – werden jeweils kurz vorgestellt und dann in Bezug auf das Thema Partizipation von Migrantinnen erörtert. Daraus wird ein theoretisch erweiterter Partizipationsbegriff erarbeitet, der die theoretische Grundlage der Arbeit darstellt.¹

2.1. Dominanzkulturelle Ausgrenzung durch Norm(alitäten)

Partizipation gilt als elementares Prinzip demokratisch verfasster Gesellschaften. Sie kann dabei sowohl instrumentell, d. h. als Mittel zum Zweck der Demokratisierung, als auch normativ, d. h. als Ziel und Wert an sich, definiert werden. Der Ansatz der »Dominanzkultur« von Birgit Rommelspacher (1995) fokussiert auf die Frage, wie Ungleichheit durch die Norm bzw. das „Vorurteil“ der Gleichheit (a.a.O.: 17) legitimiert und reproduziert wird. Dominanzkultur bedeutet, „dass unsere ganze Lebensweise, unsere Selbstinterpretationen sowie die Bilder, die wir vom Anderen entwerfen, in Kategorien der Über- und Unterordnung gefaßt sind“ (a.a.O.: 22). Die Zugehörigkeit zur Dominanzkultur ist somit mit ökonomischen, sozialen und kulturellen Privilegien verbunden, die manche Menschen für sich beanspruchen und anderen verwehrt bleiben, wodurch „ein Anspruch auf soziale Unterscheidung und Überlegenheit durchgesetzt wird“ (a.a.O.: 25). Kultur begreift Rommelspacher dabei als ein Medium, „mit dem symbolische Grenzen gezogen werden und das Menschen ‚ihre‘ Position in der Gesellschaft zuweist.

¹ Die Erarbeitung der theoretischen Perspektiven, die dieser Arbeit zugrunde liegen, erfolgte in Zusammenhang mit der Ausarbeitung des Forschungskontexts sowie der Auswertung und Analyse des empirischen Materials.

Denn über Kultur wird auch festgestellt, wer in der Norm lebt und sie repräsentiert und wer von ihr abweicht“ (Rommelspacher 2009: 83f).

Dominanzkulturen sind dadurch gekennzeichnet, dass Normen und Werte als universelle bzw. als allgemeingültige Normalitäten gesetzt werden (Munsch 2011: 231), welche jedoch in der modernen, westlichen Gesellschaft ihren Ursprung haben. Diese zeichnet sich durch den Widerspruch aus, „die Gleichheit aller Menschen zu behaupten und sie zugleich zu negieren“ (a.a.O.: 84). Indem die westlich-europäische »Wahrheit« als nachzuahmendes Vorbild wahrgenommen wird, werden die Perspektive der anderen und gleichzeitig die eigene Dominanz ausgeblendet. Die Gleichheitsidee bezieht sich somit auf ein einseitiges Kriterium, welches als Maßstab für alle gesetzt und zur Norm erhoben wird. Im Zuge des Modernisierungsprozesses von Herrschaft verlagert sich die Macht in die gesellschaftlichen Strukturen und normativen Ordnungen hinein, wodurch die Machtverhältnisse unübersichtlicher und unsichtbarer werden (dies. 1995: 23). Alle Menschen werden sowohl Subjekt als auch Objekt von Macht. Dabei bilden sich Macht-Asymmetrien, die sich „zu Dominanzen verdichten“ (a.a.O.: 25) bzw. die Netzwerke von Privilegierten entstehen lassen, die „alle Zugänge zu den Ressourcen für die Außenstehenden verschließen“ (ebd.), bestimmte Gruppen von Menschen ausschließen und strukturelle Ungleichheit bewirken. Machtverhältnisse sind so tief in den Strukturen und normativen Ordnungen der Individuen verwurzelt, dass sie unsichtbar werden, sich weitgehend auf Zustimmung stützen und über die Aufrechterhaltung der Normalität eher »unauffällig« reproduziert werden. „Die Norm gibt die Verhaltensrichtung vor. Die Übereinstimmung mit ihr gibt einem die Gewißheit, das gesellschaftlich Gewollte, also das Richtige zu tun, und belohnt einen mit dem Gefühl der Selbstgerechtigkeit. So wirkt die Normenkonformität verstärkend, gibt sie doch auch die Macht auf Normabweichende herabzusehen“ (a.a.O.: 32).

Vor diesem Hintergrund erscheint es notwendig, sich mit Partizipation aus einer dominanzkulturellen Perspektive auseinanderzusetzen und den Ausschluss und die Ausgrenzung, die durch »Normalisierung« der Partizipation stattfinden, offenzulegen.

2.1.1. Eindimensionales Verständnis von Partizipation

Bezugnehmend auf die »Norm der Gleichheit« wird behauptet, alle Menschen könnten und sollten gleichermaßen partizipieren – im Sinne von Teilhaberechten und aktiver Teilnahme (vgl. Munsch 2010: 22). Kriterien wie das Wahlverhalten, die Mitarbeit in politischen Parteien oder traditionellen Organisationen, politische Funktionen, die Verfolgung bestimmter Ziele und Zwecke sowie die Mitwirkung in organisierten Strukturen und Kontexten werden dabei als

Maßstab für Partizipationsverhalten gesetzt. Der inklusive und normative Anspruch der Partizipation verdeckt jedoch, dass es sich bei all diesen Arten um „bestimmte mittelschichtgeprägte, männlich zugeschriebene und ‚westliche‘ Formen von Partizipation bzw. Engagement“ handelt, die „als normal oder erstrebenswert“ gelten (Munsch 2010: 22) und als selbstverständlich und unhinterfragt hingenommen werden (dies. 2005: 140). Diese Formen setzen dabei implizite Verhaltens- und Interaktionsvorgaben voraus und finden in bestimmten Räumen statt, die manchen Menschen vertraut, anderen jedoch fremd erscheinen. So werden Menschen ausgegrenzt, „die andere Formen von Partizipation gewohnt sind bzw. deren Probleme nach anderen Formen verlangen“ (dies. 2011: 229). Im Falle der Partizipation von Migrantinnen wird der mehrfache Ausschluss deutlich: Aufgrund fehlender Zugangsmöglichkeiten zu sowie mangelnder Berücksichtigung ihrer Interessen in »typischen« Partizipationskontexten entwickeln sie oft andere, migrationsspezifische und informelle Formen von Partizipation, die wiederum nicht als solche wahrgenommen werden. So wird in dem Anspruch auf Gleichheit und Vorbildlichkeit die eigentliche Dominanz ausgeblendet (dies. 2010: 22).

Auch im Hinblick auf die Themen der Partizipation kann der Ansatz der Dominanzkultur eine neue Perspektive eröffnen. Partizipation liegt die Vorstellung zugrunde, dass Individuen „auf der Basis gesicherter Grundrechte und im Rahmen einer politisch verfassten Demokratie – durch ihr Engagement und die Nutzung von Beteiligungsmöglichkeiten das Gemeinwesen wesentlich mitgestalten können“ (Huth 2007c: 21). Die Idee des »Gemeinwesens« bzw. des »Gemeinwohls« (im Sinne des Gemein- oder Gesamtinteresses einer Gesellschaft), die mit Partizipation verbunden wird, hat jedoch ihren Ursprung in der westlichen Gesellschaft. Dazu gehört z. B. das Engagement in Vereinen oder in politischen Organisationen und Initiativen. Ein Engagement, das auf ein Individual- oder Gruppeninteresse bezogen ist – seien es kulturelle, migrations- oder geschlechtsspezifische Bedürfnisse –, gilt demnach nicht als gemeinwohlorientiert oder gemeinnützig. Bezüglich der Partizipation von Migrantinnen bedeutet dies, dass ein Engagement im Rahmen der eigenen »Kultur«, »Ethnie« und/oder »Geschlecht« zunächst als individuell bzw. gruppenbezogen wahrgenommen wird. Dadurch wird es „tendenziell als herkunftslandorientiert oder integrationsfeindlich“ und somit „als nicht zum eigenen Gemeinwohl beiträgend abgewertet“ (Munsch 2010: 23). Hierbei wird jedoch übersehen, dass „die konkrete inhaltliche Bestimmung des Gemeinwohls immer von den Interessen und Zielen derjenigen abhängig ist, die sich auf das Gemeinwohl berufen und das Gemeinwohl bestimmen (wollen) und/oder derjenigen, denen die Verwirklichung des Gemeinwohls nutzt“ (Schubert/Klein 2011: 120). Die durch migrationsspezifische Interessen und Themen motivierte Partizipation könnte

in diesem Sinne als Form „der Erschließung und Förderung von Beteiligungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten“ betrachtet werden, die „durch ein Verantwortungsgefühl gegenüber der eigenen (...) Gemeinschaft geprägt und (...) zugleich auf einen größeren sozialen Zusammenhang und damit auch auf das Gemeinwesen bezogen“ (Huth 2007c: 17f) ist.

2.1.2. Trennung des »Öffentlich-Politischen« und »Privat-Persönlichen«

Partizipation wird definitionsgemäß „in einem öffentlichen Raum [verortet], der klassischerweise als Gegensatz zur Privatsphäre verstanden wird“ (Munsch 2011: 229). Im zivilgesellschaftlichen bzw. bürgerschaftlichen Verständnis ist dieser öffentliche Raum dadurch gekennzeichnet, dass er meist über das Handeln der an ihm teilnehmenden und mitwirkenden Individuen geschaffen wird und für die Allgemeinheit offen und zugänglich ist. In ihm können „vielfältige Stimmen und Argumente wahrnehmbar werden“ (EK „ZBE“ 2002: 35) und Aktivitäten stattfinden, die „in ihren Intentionen und Formen transparent für andere“ (a.a.O.: 39) sind.

Angelehnt an diese Definition ist »Öffentlichkeit«² – neben ihrer Funktion als Ort des offenen Einbringens und Vertretens eigener Anliegen und Interessen – auch der Ort des Politischen, da in ihr und durch sie „eine wichtige Voraussetzung der öffentlichen Kontrolle politischer Macht“ (Schubert/Klein 2011: 214) gegeben ist. Der öffentliche Raum ist in diesem Sinne ein herrschaftsfreier, vom Staat getrennter Ort, „in dem die sozialen AkteurInnen über öffentliche Angelegenheiten diskutieren, sich eine politische Meinung bilden und politische Entscheidungen legitimiert werden“ (Akdeniz-Taxer 2011: 56). Dieser Ort ist deshalb „kühl“ und durch „Sachlichkeit, Apersonalität, Distanziertheit und Verfahrensregulierung“ (Holland-Cunz 1994: 227) strukturiert. Demgegenüber steht die privat-persönliche Sphäre. Diese ist definiert als ein Ort, zu dem Haushalt und Familie gehören, „nur ausgewählte Mitglieder Zugang haben“ (Munsch 2011: 229) und der durch „die »Tugenden« der Vertrautheit, Personenbezogenheit, Intimität und Bindung“ (Holland-Cunz 1994: 227) charakterisiert ist.

Vor allem die feministische Theorie und Praxis kritisierten diese scheinbar natürliche Trennung zwischen Privat-Persönlichem und Öffentlich-Politischem als „die Grundlage für die Organisation und Regulierung der Geschlechterbeziehungen in modernen demokratischen Gesellschaften“ (Niekant 2009: 105): Die dem Öffentlich-Politischen zugesprochenen Merkmale gal-

² Jürgen Habermas definiert Öffentlichkeit als eine Sphäre, die dem Privaten entgegengesetzt ist: „dem privaten steht der öffentliche Bereich gegenüber. Manchmal erscheint er einfach als die Sphäre der öffentlichen Meinung, die der öffentlichen Gewalt gerade entgegengesetzt ist“ (Habermas 1990: 55).

ten als männlich, die »Tugenden« des Privat-Persönlichen als weiblich. Durch diese Dichotomisierung wurden „bestimmte Themen und Handlungsformen dem vorpolitischen bzw. privaten Raum zugeschrieben und somit aus dem öffentlichen Raum ausgeschlossen“ (Munsch 2011: 229f). Vor allem Aktionsformen, „die von privaten Erfahrungen und Emotionen geprägt sind“, werden dabei „als nicht konform zu den Interaktionsnormen der öffentlich-politischen Sphäre delegitimiert“ (a.a.O.: 230). Kritisiert wurde vor allem die Reproduktion von Herrschaft und sozialer Ungleichheit, die durch diese Ausgrenzung vonstattengeht. Das feministische Politikverständnis, repräsentiert in dem Slogan »das Private ist politisch«, wies die Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit zurück und intendierte eine grundlegende „Neudefinition des Politischen“, die „die Politisierung des Privaten, des Persönlichen und des ‚Intimen‘“ beinhaltet (Niekant 2009: 105). Dabei sollte darauf aufmerksam gemacht werden, dass der private Alltag und seine Organisation „keine reinen Privatangelegenheiten [sind], sondern (...) durch gesellschaftliche Strukturen gerahmt [werden], die teilweise unüberwindliche Hindernisse für die eigenen Wünsche und Interessen darstellen“ (Baader 2008: 161). Deshalb sind sie „als politische und öffentliche zu definieren“ (Munsch 2010: 19) bzw. müssen „in der öffentlich-politischen Sphäre verhandelt und gelöst werden“ (dies. 2011: 230).

Die Aufhebung der Trennung zwischen dem Privat-Persönlichen und dem Öffentlich-Politischen bedeutet für die Definition von Partizipation – verstanden als Teilhabe und Teilnahme an Öffentlichkeit und Gemeinwesen – eine wichtige Erweiterung. Dadurch wird es möglich, beide Bereiche „in ihrer wechselseitigen Bedingtheit“ (Miehte, zit. in Munsch 2010:19) und als „Eckpunkte eines Kontinuums“ (Akdeniz-Taxer 2011: 63) zu begreifen. In diesem Zusammenhang sollen der politische Gehalt privater Handlungen (wie z. B. Erziehung im Sinne einer Vermittlung bestimmter Werte oder politisch motivierter Konsum), der Einfluss privater Lebensformen und Problemlagen auf die formalen Strukturen von Politik und Öffentlichkeit sowie das aus der privaten Situation und persönlichen Geschichte motivierte Engagement betrachtet werden. Dies bedeutet, „weniger hierarchisch strukturierte, personenbezogenere, auf Intimität und Bindung beruhende »weibliche« oder »ethnische«“ (Munsch 2010: 19) Themen in den Blick zu nehmen.

2.2. Herstellung von Differenzen entlang »Geschlecht« und »Ethnizität«

Bei der Betrachtung der Partizipation von Migrantinnen kommt – wie im ersten Kapitel dargelegt – »Geschlecht« und »Kultur« bzw. »Ethnizität« als Unterscheidungskategorien eine zentrale Bedeutung zu. So wird das Partizipationsverhalten migrierter Frauen sowohl in Bezug auf migrierte Männer als auch in Bezug auf »deutsche« Frauen untersucht und bewertet. Die dabei

festgestellte »Unterrepräsentation« von Migrantinnen wird wiederum auf die geschlechtlichen und kulturellen/ethnischen Merkmale der Migrantinnen zurückgeführt. Demnach erscheint eine Auseinandersetzung mit diesen Differenzkategorien im Hinblick auf die Untersuchung der Partizipation von Migrantinnen notwendig.

Die Annahme einer »universalen Kategorie der Frau« wurde durch die feministische Auffassung der Geschlechterdifferenz als eine „isolierte[] und aus einem komplexen Gefüge von sozialen und historischen Zusammenhängen herausgelöste[] Kategorie“ (Gümen 1996: 80) konstruiert. So wird davon ausgegangen, dass „Frauen auf Basis ihres Geschlechts anscheinend eine einheitliche Gruppe [bilden]“ und dementsprechend „der bestimmende Geschlechtssfaktor die primäre Unterdrückungsform *aller* Frauen sei“ (ebd., Herv. M.B.A.). So wurde angenommen, dass „Frauen in einem globalen Patriarchat als Opfer gleich unterdrückt seien“ (Lenz 1996: 204). Diese vereinheitlichende Wahrnehmung führte zu einer dominanten Sichtweise und zur Ausblendung der Differenzen unter den Frauen (vgl. a.a.O. 207.; Gümen 1996: 80).

Als Reaktion darauf entwickelte sich in der interkulturellen Frauenforschung die „Sichtweise der kulturellen Differenz“ (Gümen 1996: 82), wonach Migrantinnen zwar etwas Gemeinsames mit »allen« Frauen haben (die Geschlechterdifferenz), jedoch – und vor allem – sich *wesentlich* von ihnen unterscheiden: durch ihre »fremde Kultur« und die entsprechenden Verhaltensweisen und Mentalitäten. Folglich sind Migrantinnen „mit einer doppelten Bürde belastet: Frausein und Fremdsein“ (ebd., H.i.O.). Im Sinne einer „additiven Kombination der Unterscheidungskategorien“ (a.a.O.: 83) unterscheiden sich Migrantinnen also nicht nur von den Männern, sondern *auch* von den »modernen«, »westlichen«, »emanzipierten« Frauen. Zunächst fokussierte diese Perspektive auf eine »negative Differenz«, d. h. orientierte sich an einem »Kulturdefizit«³ als Problemfeld. So wurden ethnisierte, vereinheitlichende und stereotype Weiblichkeitsbilder konstruiert – wie die des Opfers –, die nicht nur das Alltagswissen und die öffentliche Meinung bis heute prägen, sondern auch zur »Naturalisierung« der ethnischen oder kulturellen Differenzen beigetragen haben (vgl. ebd.; Lenz 1996: 209). Als Kritik an dieser ethnozentrischen, paternalistischen und stereotypenbeladenen Sichtweise entwickelte sich eine selbstreflexive, anti-ethnozentrische Perspektive, die von Migrantinnen vorangetrieben wurde und von einer »positiven Differenz« ausging. Hierbei wurden die Anerkennung kultureller Merkmale der »frem-

³ Diese Annahme beruht vor allem auf dem Bild über die Frauen aus der Türkei, die nicht nur die Mehrheit der Migrantinnen darstellten, sondern durch ihre scheinbar »andere«, d.h. nicht-westliche und nicht-christliche Kultur besonders auffällig waren.

den« Frauen als Bereicherung sowie die „Gleichberechtigung zwischen Frauen auf der Grundlage der kulturellen Differenz“ (Gümen 1996: 85) gefordert. Problematisch beim Festhalten an der kulturellen Differenz – sei es im positiven oder negativen Sinne – ist, dass „die nach homogenen und primordialen (ursprünglichen) ‚ethnischen‘ Merkmalen eingeteilten sozialen Gruppen verfestigt werden“ (ebd.) und dabei „Dominanz in Form polarisierender Zuschreibungen“ (Rommelspacher 1996: 26) reproduziert wird.

Die Vorstellung verfestigter kultureller, ethnischer und/oder geschlechtlicher Merkmale verkennt jedoch die Erkenntnis, dass Differenzen keine statischen, ahistorischen, geschlossenen und unveränderlichen Gegebenheiten darstellen, sondern immer sozial konstruiert sind bzw. „gemacht werden“ (Gümen 1996: 85; Lenz 1996: 213). Es handelt sich dabei um strukturelle Positionen, „die als soziale Verhältnisse in einem sich bewegenden gesellschaftlichen und geschichtlichen Kontext konstituiert werden“ und „der politischen Bestimmung von sozialen Ungleichheiten und strukturellen Machtverhältnissen in der jeweiligen Gesellschaft dienen“ (Gümen 1996: 86). Entsprechend haben Menschen keine von Natur aus gegebenen »kulturellen«, »ethnischen« oder »geschlechtlichen« Merkmale inne, sondern „werden als Individuen und Gruppen nach diesen Bedeutungen konstruiert und positioniert“ (Ruokonen-Engler 2012: 67). Diese Bedeutungen können sich je nach gesellschaftlichen Einflüssen und Kontexten verändern, sind dennoch nicht willkürlich und haben immer eine materielle und symbolische Auswirkung. Migrantinnen sind somit nicht per se »Fremde«, »Opfer« oder »nicht emanzipiert« – sie werden als solche konstruiert und wahrgenommen.

2.2.1. Differenzkonstruktionen und soziale (Subjekt-)Positionierungen

Von sozial hergestellten Differenzen in Bezug auf Geschlecht und Ethnizität zu sprechen, reicht jedoch nicht aus, um die Partizipation von Migrantinnen vollständig zu erfassen. Vielmehr muss der Blick darauf gelegt werden, *wie* diese Differenzen konstruiert werden und welche Auswirkungen sie entfalten.⁴ In diesem Sinne müssen Differenzen neu bestimmt werden. So können sie als eine „symbolische Beschreibung und Einordnung“ sowie als „soziale Positionierung von Personen und Gruppen im gesellschaftlichen Feld“ (a.a.O.: 68) definiert werden,

⁴ Die Konzepte »doing gender« (West/Zimmerman 1987) und »doing difference« (West/Fenstermaker 1995) stellen eine Perspektive dar, die der Blick auf die Interaktionen und sozialen Prozesse richtet, in denen Geschlecht und Ethnizität sowie andere Differenzdimensionen als performative Tätigkeiten hergestellt und reproduziert werden.

die immer in einem historischen, sozialen und kulturellen Kontext zu betrachten sind. Das Konzept der »Sozialen Positionierung«⁵ verweist auf „all jene Prozesse, die in die Produktion von Denkweisen und Möglichkeiten, in der Welt zu sein, einfließen, sowohl als Unterscheidungen von Typen menschlicher Personen, als auch im Sinne von tatsächlicher hierarchischer Platzierung, in anderen Worten in Beziehung zu hierarchischen Formen von Differenzierungen“ (Anthias 2003: 29). Geschlecht und Ethnizität können somit zum einen als *Merkmale sozialer Differenzierung* verstanden werden, die Grenzen der Differenzierung und der Identifizierung zwischen Individuen markieren. Gleichzeitig dienen sie auch als *Strukturkategorien*, die Hierarchien, Dominanzen und entsprechende Subjektpositionen in bestimmten Kontexten diskursiv konstruieren und reproduzieren. Subjektpositionen haben dabei nicht nur eine kulturelle, sondern auch eine soziopolitische, historisch-ökonomische Komponente.

In diesem Sinne kann man in Anlehnung an Stuart Hall (1994) von einem „Akt des Positionierens“ sprechen: „Das Subjekt wird einerseits durch die umgebenden Verhältnisse historisch, sozial und kulturell *positioniert*, und andererseits positioniert es sich *selbst*“ (Supik 2005: 13, H.i.O.). Soziale Positionierung beinhaltet dementsprechend passive und aktive Momente. Der passive Aspekt kann im Sinne einer »Anrufung« bzw. »Interpellation«⁶ verstanden werden: „Das Subjekt findet »seine« Subjektposition, in dem es sich von einem diskursiven Ereignis anrufen lässt“ (Spies 2009: 122). Deshalb ist es „dem Diskurs nicht vorgängig, sondern wird erst durch diesen hervorgebracht“ (ebd.). Der aktive Part besteht in der Annahme oder Widersetzung dieser Anrufungen seitens des Subjekts bzw. in der Entwicklung eigener politischer Identitätsstrategien, um mit diesen umzugehen und so neue Subjektpositionen entstehen zu lassen (Walgenbach 2014: 83f). Demnach werden Individuen quasi gezwungen, „sich zu situieren und damit für sich einen Standpunkt bzw. Ort zu bestimmen“ (Ruokonen-Engler 2012: 69), von dem aus sie sprechen. So werden soziale Positionierungen zwar von sozialstrukturellen Faktoren beeinflusst, sind jedoch nicht daraus abzuleiten (vgl. Lenz 1996: 219).

Kategorien und Positionierungen in Bezug auf Geschlecht, Ethnizität und andere Differenzen existieren jedoch nicht neben- oder getrennt voneinander, sondern entfalten sich stets gleichzeitig und in Wechselwirkung miteinander. Dieses Wechselverhältnis von Differenzen kann

⁵ Soziale Positionierung wird oft in Zusammenhang mit und als Teil von Identitätskonstruktionen thematisiert. Hier werde ich jedoch auf den Begriff »Identität« nicht eingehen und nur von sozialen Positionierungen sprechen, da die Diskussion von Identitätstheorien den Rahmen der Arbeit sprengen würde.

⁶ Das Konzept der »Anrufung« bzw. »Interpellation« geht auf Louis Althusser (1977) und seine Ideologietheorie zurück.

anhand des Konzepts »Intersectionality«⁷ auf verschiedenen Ebenen analysiert werden. Die Perspektive der Intersektionalität ermöglicht, soziale Positionierungen nicht als eindimensionale, sondern als „Produkt von simultanen, sich kreuzenden Mustern von Verhältnissen und Merkmalen“ (Lutz 2010: 579) zu untersuchen. Soziale Positionierungen entwickeln sich demnach in der Auseinandersetzung mit verschiedenen sozialen Faktoren, sind „offen und flexibel und können sich in lebenslangen Lernprozessen verändern“ (Lenz 1996: 219). Dabei verfolgen die Subjekte „konfigurative Handlungsstrategien“ (ebd.): Je nach Situation und Kontext „treten einige Differenzlinien in den Vordergrund, andere werden vernachlässigt“ (Lutz/Davis 2005: 231). So können sie „einzelne Elemente der Geschlechtsrollen, ihres ethnischen Hintergrunds usw. auswählen, kombinieren oder aber herunterspielen und vermeiden“ (Lenz 1996: 219). Gleichzeitig ermöglicht die intersektionelle Perspektive, das Verhältnis von Struktur und Handeln zu untersuchen. Da Differenzen und Strukturkategorien zusammen mit Ungleichheit, Diskriminierung und Ausgrenzung gedacht werden können, eröffnet sich die Möglichkeit, „gesellschaftliche Strukturen im Zusammenhang von aktiv reproduzierenden oder ihnen widerstehenden Individuen“ (Ruokonen-Engler 2012: 71) zu betrachten. In diesem Sinne können Differenzen als „Dimensionen der Erfahrungsstrukturierung“ (ebd.) in ihrer Verschränkung, Kombination und Verwobenheit aufgefasst und untersucht werden.

Exkurs: Zum Begriff der »Migrantin«

Diskurse sind historisch herausbildende, kontingente Denk- und Redeweisen bzw. Praktiken, die „eine durch die Sprache wirksame, produktive und häufig implizite Definitions-, Steuerungs- oder Kontrollmacht“ (Schäfer/Völter 2005: 178) entfalten. Sie bestimmen, wie in einem bestimmten historischen, gesellschaftlichen und politischen Kontext über etwas (nicht) geredet wird bzw. werden darf (Rosa et al. 2007: 283). Der alltägliche Sprachgebrauch spiegelt gesellschaftliche und politische Phänomene wider, kann diese aber auch verstärken, rechtfertigen oder etablieren. Sprache ist aber auch veränderbar und kann auch ihrerseits Veränderungen der Gesellschaft bewirken. Sie prägt das Denken, Empfinden und Handeln der sie sprechenden Menschen, strukturiert Handlungsmöglichkeiten und schafft dabei Wirklichkeit(en): „Mit Hilfe unserer Sprache erfassen wir die Welt, und mit Hilfe von Sprache konstruieren wir unsere Wirklichkeit“ (Trömel-Plötz 2004: 65). Anhand etablierter Worte und Begriffe wird die Hal-

⁷ Der Begriff wurde von Kimberlé Crenshaw (1989) eingeführt, um die wechselseitigen Einflüsse sozialer Ungleichheiten begrifflich zu fassen. Dabei wählte sie das Metapher der »intersection«, der Verkehrskreuzung, um die verschiedenen Ursachen von Diskriminierung und Ungleichheit aufzuzeigen.

tung im Umgang mit bestimmten Phänomenen beeinflusst, bestimmte Ansichten bzw. Ideologien durchgesetzt sowie die Grenze zwischen Ein- und Ausschluss markiert. So bietet Sprache durch ihre grundlegende Funktion auch die Möglichkeit zur Machtausübung und zur (Re-)Produktion sozialer Hierarchien.

In diesem Sinne muss der Begriff »Migrantin« „einerseits als diskursives Produkt, andererseits als Ergebnis kontextspezifischer und lokaler Praxen verstanden werden“ (Mecheril 2014: 13). In der jeweiligen Verwendung dieses Ausdrucks werden sowohl Macht- und Dominanzverhältnisse als auch Auseinandersetzungen mit bestimmten Definitionen und deren Be- und Umdeutung deutlich. Je nach historischer Migrationsphase, Herkunfts- und Aufnahmeland, Migrationsgrund und -absicht, Rechts- und Aufenthaltsstatus oder – und vor allem – (politischem) Diskurs wird eine bestimmte Bezeichnung gewählt, um über Frauen im Kontext von Migration zu sprechen: »Ausländerin«, »Gastarbeiterin«, »Ein- oder Zuwanderin«, »Aussiedlerin«, »Flüchtlingsfrau«, »Frau mit Migrationshintergrund«, »Schwarze«, »Muslimin« oder »Deutsch-Türkin« sind nur einige der Bezeichnungen, die sich rund um die Thematisierung von Frauen in der Migration⁸ sowohl in der Forschung als auch in öffentlich-politischen Debatten finden.⁹ »Migrantin« bleibt dennoch die meist benutzte Bezeichnung für migrierte Frauen. Sie ist vom Begriff »Migration« abgeleitet, der wörtlich als *Wanderung* übersetzt wird und deshalb als „räumliche Verlagerung des Lebensmittelpunktes von Individuen, Familien, Gruppen oder auch ganzen Bevölkerungen“ (Oltmer 2013a: 31) verstanden werden kann. Als »Migrantin« werden in erster Linie Frauen bezeichnet, die über einen geographischen oder sozialen Raum *wandern*. Häufig assoziiert man damit dennoch eher eine *internationale* Migration¹⁰, d. h. die Wanderung über Ländergrenzen hinweg. So betrachtet beschreibt der Begriff eine Frau, „die von einem Land in ein anderes Land gewandert ist“ (Hammar/Tamas, zit. in Strasser 2009: 19). Da der Begriff »Migrantin« weder Formen noch Gründe widerspiegelt (im Gegensatz zu Ein- oder Zuwanderin¹¹, u. a.), sondern nur auf die Wanderung verweist, erscheint er auf dem ersten

⁸ Diese Bezeichnungen gelten ebenfalls für migrierte Männer. Da es aber in dieser Arbeit um migrierte Frauen geht, werde ich für die Diskussion um den Begriff »Migrantin« nur die weibliche Form benutzen.

⁹ Eine umfangreiche Diskussion aller Begriffe kann aus Platzgründen in dieser Arbeit nicht geleistet werden. Eine ausführliche und differenzierte Übersicht aller in der Berichterstattung häufig verwendeten Begriffe sowie Alternativen und deren Bedeutungen findet sich z.B. im „Glossar der Neuen deutschen Medienmacher. Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland“ (2015).

¹⁰ Internationale Migration ist jedoch nur einer von vielen möglichen Migrationstypen, die nach verschiedenen Kriterien unterschieden werden können. In diesem Fall handelt es sich um eine Unterscheidung nach räumlichen Kriterien, wonach auch eine »Binnenmigration« differenziert wird. Für eine Typologie können zudem auch zeitliche sowie kausale Unterscheidungskriterien berücksichtigt werden.

¹¹ Mit dem Begriff »Einwanderin« bezeichnet man Frauen, die in ein Land kommen, um dort seinen Lebensmittelpunkt zu haben und die Absicht haben, dort zu bleiben. Dagegen sind »Zuwanderinnen« – häufig als Synonym verwendet – alle Frauen, die nach Deutschland kommen, wobei in diesem Fall die Bleibeperspektive nicht unbe-

Blick relativ neutral bzw. wertfrei und somit auch geeignet, als »Sammelbegriff« alle migrierten Frauen zu umfassen.

Doch nicht nur Migrantinnen »bewegen sich«. Auch der Begriff an sich und vor allem dessen assoziativen Bedeutungen wandeln sich stetig. Er verweist heutzutage nicht ausschließlich auf eine Migrationserfahrung, sondern vielmehr auf einen nach- oder untergeordneten Status. María do Mar Castro Varela verweist darauf, dass die Bezeichnung »Migrantin« im aktuellen Integrationsdiskurs eine Bedeutungsverengung erfahren hat, denn damit seien insbesondere die ehemaligen »Gastarbeiterinnen« aus »muslimischen Ländern« und ihre Nachkommen gemeint (Castro Varela 2008: 77). Für die Enquete-Kommission „Integration und Migration in Rheinland-Pfalz“ wird heute mit dem Begriff »Migrantin« vor allem „eine pauschalisierende, stigmatisierende und oft auch diskriminierende Etikettierung“ (EK „IuMiRP“ 2010: 15) verbunden. Noah Snow ist sogar der Meinung, dass „der Subtext des Wortes »Migrant_in« dessen eigentliche Bedeutung fast vollständig abgelöst [hat]“ (Snow 2011: 444). Als „Fremdbezeichnung von außen“ diene der Begriff „der Stigmatisierung und dem Verweis auf einen Platz außerhalb der Dominanzgesellschaft“ (ebd.). Auch Margreth Lünenborg, Katharina Fritsche und Annika Bach stellen fest, dass die konnotative Bedeutung des Begriffs als Form der Selbst- und Fremdbeschreibung „die Verschränkung von geschlechtlicher, ethnischer, sozialer und kultureller Differenz [umfasst], die als vielfältige Fremdheit und hierarchische Positionierung begrifflich kulminiert“ (Lünenborg et al. 2011: 114). So wird die »Migrantin« im Sinne eines »Otherings« (Veränderung) als „Symbol der Fremdheit“ (Ruokonen-Engler 2012: 52) konstruiert, zur »fremden Anderen« gemacht und als »Nicht-Dazugehörige« etikettiert.

Der Versuch, von *den* Migrantinnen zu sprechen – als Form der Repräsentation aller migrierten Frauen – wird kritisch betrachtet, denn er impliziert, „dass es sich dabei um eine homogene Gruppe mit prinzipiell ähnlichen Werten und Lebensstilen handelt“ (EK „IuMiRP“ 2010: 15). So besteht die Gefahr einer »Essentialisierung« (Castro Varela 2007: 86), da durch diese Homogenisierung die sozialen Unterschiede zwischen den migrierten Frauen verkannt werden. Problematisch erscheint auch, wenn Migrantinnen als Repräsentantinnen (entweder selbst oder von außen deklariert) dieser scheinbar homogenen Gruppe auftreten, nur über ihr

dingt gegeben ist. Die Besonderheit beider Begriffe ist deren politische Bedeutung. Mit der Bezeichnung »Einwanderin« werden die Existenz einer »Einwanderungsgesellschaft« anerkannt und die „Forderungen nach einem Niederlassungsrecht, einem unbeschränkten Arbeitsrecht, der Gewerbefreiheit, dem Wahlrecht etc.“ (Ochse 1999: 16) bekräftigt. Dagegen meint »Zuwanderin« eine Frau, die „schnell wieder *abwandern* [kann], es nicht in die Bevölkerung *hinein* geschafft [hat], nicht Teil von ihr [ist]“ (Uflu 2011: 448, H.i.O.), weil sie *zusätzlich* zur Stammbevölkerung *hinzugekommen* ist und eine Belastung darstellt. In diesem Sinne markiert der letzte Begriff eine besondere Abgrenzung: Die Vorsilbe »zu« offenbart ein „Negationsmoment von Zugehörigkeit“ (ebd.) bzw. unterstreicht „eher die Nicht-Zugehörigkeit“ (NdM 2015: 15).

»Migrantinsein« definiert und so wahrgenommen werden, als „sprächen sie ‚als-und-für‘ diejenigen, die sie zu repräsentieren vorgeben“ (Castro Varela 2007: 87). Die Identität und die Zuschreibung als »Migrantin« erhalten als Positionierung eine besondere Relevanz und fungieren als einzige Legitimationsinstanz.¹² Es gestaltet sich als äußerst schwer zu definieren, wer, unter welchen Umständen, mit welcher Absicht als Migrantin bezeichnet wird. Dies führt wiederum dazu, dass migrierte Frauen unterschiedliche Umgangsweisen mit der Bezeichnung entwickeln.¹³

»Migrantin« ist demzufolge nicht nur ein Begriff, sondern vielmehr eine gesellschaftliche, wirkungsmächtige Konstruktion, die verschiedene, zum Teil auch widersprüchliche Diskurse subsumiert, bestimmte Zuschreibungen zum Ausdruck bringt und immer im jeweils politischen und gesellschaftlichen Zusammenhang zu betrachten ist. Dies erfordert einen kritischen Umgang, denn nur so ist eine differenzierte Verwendung überhaupt möglich. Aus diesen Überlegungen ergibt sich für mich die Notwendigkeit, mich zur der in dieser Arbeit verwendeten Bezeichnung für migrierte Frauen zu positionieren. Unabhängig von den unterschiedlichen, meist negativen Konnotationen, assoziativen Nebenbedeutungen und Begleitvorstellungen, die das Konzept annehmen kann, werde ich den Begriff »Migrantin(nen)«¹⁴ verwenden.

In erster Linie geht es mir um den Versuch, die zu untersuchende Gruppe so angemessen wie möglich zu bezeichnen. Da in dieser Studie Frauen untersucht werden, die eine *eigene Migrationserfahrung* haben, ist es meiner Meinung nach von großer Relevanz, dass die »Wanderung«

¹² María do Mar Castro Varela verweist dabei auf eine Podiumsdiskussion, wo eine einzige migrierte Frau mit ihrem Namen und in ihrer Rolle als »Migrantin« vorgestellt wurde – im Gegensatz zu den anderen Teilnehmenden, die mit Berufsbezeichnungen eingeführt wurden –, was dazu führte, dass alles von ihr Geäußerte ausschließlich aus der Position der »Migrantin« legitimiert wurde (Castro Varela 2007: 87, Fußnote). Auch Hendrik Kraft zeigt in seinem Blog-Eintrag „ein Handwerksmeister, eine Migrantin und eine Unternehmerin“ auf, dass das Labeln einer Person als »Migrantin« im Sinne eines Unterscheidungsmerkmals bzw. einer Fremdzuschreibung als Ausschlusshandlung gelesen werden kann (URL: <http://sibiuaner.noblogs.org/2014/06/19/ein-handwerksmeister-eine-migrantin-und-eine-unternehmerin/>).

¹³ Die Selbstzuschreibung als »Migrantinnen« der politischen Gruppe FeMigra (feministische Migrantinnen)¹³ fungiert zum Beispiel als „Gegenentwurf, als Bezeichnung eines oppositionellen Standorts“, der als „strategisch bestimmte Subjektposition (...) eine Kritik an den Machtbeziehungen, die durch die globalen und ökonomischen Strukturen organisiert sind“ (FeMigra 1994: 49), ermöglicht. So gesehen handelt es sich um einen bewussten Versuch, „eine eigene hierarchische Positionierung als Eingewanderte in einer Gesamtgesellschaft zu definieren und sie somit auch zu politisieren“ (Ruokonen-Engler 2012: 53). Demgegenüber stehen migrierte Frauen, die sich in dem Begriff nicht wiederfinden. Dabei kann es sogar zur kompletten Ablehnung der Bezeichnung kommen – und im Sinne eines „Widerstandsmoments“ (ebd.) zur Zurückweisung des damit implizierten Unterdrückungsaspekts bzw. der Position als „nichtdazugehörige Andere“ (Huth-Hildebrandt 2002: 187ff) oder als „dazugehörige Nichtdazugehörige“ (a.a.O.: 193ff).

¹⁴ Um Wiederholungen zu vermeiden, werde ich auch die alternativen Bezeichnungen »migrierte Frau(en)«, »Frau(en), die migriert/-en bzw. migriert ist/sind« und »Frau(en) in der Migration« benutzen.

in der Bezeichnung unmittelbar zu erkennen ist.¹⁵ Darüber hinaus ist für die Arbeit nicht ausschlaggebend, aus welchem Grund die Frauen migriert sind bzw. um welchen Migrationstyp es sich bei den ausgewählten Fällen handelt. Vielmehr interessiert, dass sie *migriert sind* und *als migrierte Frauen in Deutschland leben und sich engagieren*.¹⁶ Des Weiteren ist ein Anliegen dieser Arbeit, die unterschiedlichen Handlungsorientierungen und -strategien sowie die sich daraus ergebenden subjektiven Positionierungen der hier untersuchten Frauen sichtbar zu machen und sie somit als »aktiv Handelnde« zu begreifen. Gleichzeitig sollen die gesellschaftlichen und politischen Kontexte und Diskurse untersucht werden, auf die migrierte Frauen in ihren Handlungen und Positionierungen verweisen. Entsprechend möchte ich den Ausdruck »Migrantin« als „konzeptionellen Begriff“ (FeMigra 1994: 49) verwenden, der diese wissenschaftliche Perspektive und Strategie bezeichnet.

2.3. Biographietheoretische Perspektive

Im Rahmen der Auseinandersetzung mit der Partizipation von Migrantinnen wurde schließlich deutlich, dass Partizipation sich immer in Verbindung mit persönlichen Bedürfnissen und individuellen Lebenslagen entfaltet. Ob, wann, wie und warum Migrantinnen sich engagieren, aber auch wie sie sich innerhalb der jeweiligen Partizipationskontexten positionieren und verorten, kann somit nur beantwortet und analysiert werden, wenn man den Blick auf die jeweiligen Lebensgeschichten und deren Entwicklungen richtet. Folglich erscheint eine Erweiterung um eine biographietheoretische Perspektive notwendig.

Das Konzept »Biographie« kann als gesellschaftliche Wissens- und Deutungskategorie gefasst werden. Die Biographie als „eine mit Zeit und Raum verbundene Beschreibung des Lebens als Lebensgeschichte“ (Ruokonen-Engler 2012: 95) ermöglicht einerseits die zeitliche Rekonstruktion verschiedener menschlicher Wahrnehmungsdimensionen. Andererseits erlaubt sie die Rekonstruktion geschichtlicher, gesellschaftlicher, politischer und kultureller Darstellungsnormen und Konstruktionsprinzipien, die der Sortierung und (Nicht-)Erzählung bestimmter Erfahrungen und Erlebnisse zugrunde liegen. In diesem Sinne „stellt das Konzept der Biographie ein alltägliches Ordnungsprinzip dar, das Auskunft über die Entstehung des Sozialen im Zusammenwirken von Individuum und Gesellschaft gibt“ (ebd.). Bei diesem Konzept handelt es sich

¹⁵ In diesem Sinne wäre es irreführend, von »Frauen mit Migrationshintergrund« zu sprechen, denn mit diesem Begriff werden sowohl selbst migrierte Frauen als auch deren in Deutschland geborene Töchter und Enkelinnen bezeichnet.

¹⁶ Deshalb entscheide ich mich bewusst gegen Bezeichnungen wie »Ein- oder Zuwanderin«, denn im Gegensatz dazu werden beim Begriff »Migrantin« das Wie und das Warum der Wanderungsbewegung nicht explizit zum Ausdruck gebracht.

somit um eine soziale Konstruktion. Dabei geht es nicht um die Erfassung einer objektiven »Wahrheit«, sondern um die Rekonstruktion interpretativer Deutungen des Erfahrenen und des Erlebten im Zusammenhang mit den „»Konstruktionsprinzipien« des Dargestellten“ (Dausien 1994: 146, H.i.O.). Lebenserfahrungen stellen somit keine „reine Ablagerung des Erfahrenen“ dar. Sie werden vielmehr von einem „biographischen Subjekt“ in einem reflexiven und narrativen „Prozess der Aneignung“ permanent überarbeitet und als „biographisches Wissen“ verdichtet, das als „Handlungsressource“ zur Bewältigung neuer Handlungssituationen dienen kann (Ruokonen-Engler 2012: 97).

Die biographietheoretische Perspektive eröffnet somit einen Zugang, um das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum, Struktur und Handeln, Allgemeinem und Einzelem zu fassen. Sie fokussiert sowohl die subjektive Aneignung und Konstruktion von Gesellschaft als auch die gesellschaftliche Konstruktion von Subjektivität (Dausien 1994: 152). In der Analyse eines biographischen Einzelfalls werden die Gesellschaftsstrukturen thematisiert, die für die Konstruktion dieser »Biographie« bedeutsam geworden sind. Gleichzeitig wird das Spezifische und Besondere des Einzelfalls, die „subjektive Konstruktionsleistung“ (Schwanenflügel 2015: 75) immer zusätzlich betrachtet.¹⁷ Biographien sind demnach sowohl *strukturierte* als auch *strukturierende* Strukturen, d. h. „subjektive Sinnkonstruktionen *und* soziale Strukturen, die in einem sozialen Raum positioniert sind, von diesem hervorgebracht und ‚prozediert‘ werden“ (Dausien 2009: 163, H.i.O.). Eine biographietheoretische Perspektive ermöglicht es demnach, „Aufschluss sowohl über Praxen und Wirkungen von Macht, aber auch Formen der Selbstermächtigung“ (Schwanenflügel 2015: 74) zu geben.

2.3.1. Biographie, Differenzen und Migration

Die biographietheoretische Perspektive erlaubt darüber hinaus, Lebensgeschichten als „zeitliches, kontextualisiertes und prozesshaftes Konstrukt“ und dabei auch „das Subjekt im Prozess des Werdens“ (Ruokonen-Engler 2012: 100) zu fassen und zu analysieren. Dabei wird untersucht, wie subjektive Deutungs- und Bewertungsleistungen gesellschaftlicher Wirklichkeit Lebensentscheidungen, Aneignungsprozesse und Bewältigungsstrategien beeinflussen

¹⁷ Eine Möglichkeit, die „Durchdringung des Sozialen und des Subjektiven und deren subjektive Entfaltung als biographische Prozesse“ (Ruokonen-Engler 2012: 99) theoretisch zu fassen, eröffnet sich, indem sowohl die Handlungsperspektive als auch „die konditionelle, nicht intentionale Gesteuertheit der lebensgeschichtlichen Ereignisse“ (ebd.) analysiert werden. Eine solche Perspektive bietet die Analyse der „Prozessstrukturen des Lebenslaufs“ bzw. „Prozessabläufe in der Lebensgeschichte“ von Fritz Schütze (1981, 1984). Diese werden im Kapitel 4.4. dieser Arbeit in Bezug auf die Auswertung des empirischen Materials näher erläutert.

(Walther/Stauber 2007: 29). Biographisches Handeln richtet sich „auf die Herstellung subjektiver Kontinuität, auf Anschlussfähigkeit in Entscheidungssituationen und mithin auf die Vermittlung zwischen institutionellen Vorgaben und Anforderungen des Normallebenslaufs einerseits und subjektiv erfahrener Wirklichkeit andererseits“ (ebd.). Dies bedeutet, sich auch mit der Konstruktionsleistung der Subjekte auseinanderzusetzen. Es ist notwendig, die Entwicklung biographischer Gestaltungsmuster zu betrachten, die es ermöglichen, auf einem zeitlichen Kontinuum narrativ Kohärenz herzustellen bzw. Erfahrungen narrativ anzuordnen und in diesem Aneignungs- und Konstruktionsprozess eine eigene »Identität« zu entwickeln und zu präsentieren (vgl. Schwanenflügel 2015: 75, auch Dausien 2009: 169).¹⁸

Diese Fokussierung ermöglicht es, die »Differenzen zwischen den Frauen« im Sinne einer sozialen Positionierung sowie die Differenzkreuzungen als »biographische Konstruktionen« und somit auch als „Teil der Subjektkonstitution und -konstruktion“ (Ruokonen-Engler 2012: 103) zu betrachten. So kann einerseits die strukturierende Dimension der Differenzen untersucht werden, d. h. wie geschlechts- und ethnizitätsbezogene „Erfahrungen und Deutungen in die jeweilige biographische Erfahrungsstruktur eingebaut werden und wie sich das Subjekt selbst dazu reflexiv in Beziehung setzt“ (a.a.O.: 104). Andererseits gibt die strukturierte Dimension Aufschluss darüber, „welche Differenzkonstruktionen biographisch relevant sind, und wie Subjekte selbst an der Reproduktion und Transformation dieser Differenzen beteiligt sind“ (ebd.).

Auch wenn die Migrationsgründe und -absichten nicht im Vordergrund dieser Arbeit stehen, ist Migration als Erfahrungszusammenhang in allen Lebensgeschichten präsent. „Migrationsprozesse, seien sie selbstgewählt oder aufgezwungen oder beides, haben einen biographischen Hintergrund, eine Vorgeschichte, die nicht nur die unmittelbare Migrationsentscheidung, sondern auch die Realisierung und Bearbeitung eines Lebens in und nach der Migration beeinflusst. Umgekehrt verändern Migrationserfahrungen Biographien und prägen biographische Perspektiven“ (Dausien 2000b: 9).

Deshalb wird in der vorliegenden Arbeit untersucht, wie Migrationserfahrungen im Zusammenhang mit anderen Erfahrungen – vor allem mit Partizipation – in der biographischen Konstruktion verknüpft sind. Im Kontext der (narrativen) Herstellung biographischer Kontinuität

¹⁸ Diese Fähigkeit, Anstöße von außen biographisch brauchbar zu machen, kann als »Biographizität« (Alheit 1993, 1995) bezeichnet werden. „Biographizität bedeutet, daß wir unser Leben in den Kontexten, in denen wir es verbringen (müssen), immer wieder neu auslegen können, und daß wir diese Kontexte ihrerseits als ‚bildbar‘ und gestaltbar erfahren. Wir haben in unserer Biographie nicht alle denkbaren Chancen, aber im Rahmen der uns strukturell gesetzten Grenzen stehen uns beträchtliche Möglichkeitsräume offen. Es kommt darauf an, die ‚Sinnüberschüsse‘ unseres biographischen Wissens zu entziffern und das heißt: die Potenzialität unseres *ungelebten Lebens* wahrzunehmen“ (Alheit 1993: 400f, H.i.O.).

und Kohärenz ist es möglich, die Migrationserfahrungen „nicht von vorneherein als ein dramatisches Ereignis [zu betrachten, M.B.A.], das zwangsläufig einen individuellen Veränderungsprozess auslöst“, sondern immer im „Zusammenhang mit anderen lebensgeschichtlichen Phasen und Ereignissen“ (a.a.O.: 107) zu denken. Migrationsspezifische Veränderungs- bzw. Transformationsprozesse müssen demnach nicht zwangsläufig als konditionierte Reaktion auf die Migration gedeutet werden. Es soll bei der Analyse von Migrationsgeschichten vielmehr darum gehen, „typische Bewältigungsstrategien von Subjekten zur je individuellen Bewältigung dieser Situation herauszuarbeiten“ (Apitzsch, zit. in: Ruokonen-Engler 2012: 108). Eine solche Perspektive macht es möglich, Migrantinnen als handelnde Akteurinnen wahrzunehmen, ihre Ressourcen in den Vordergrund zu stellen und dem defizitären, kulturalistischen Diskurs über Migrantinnen entgegenzuwirken.

2.3.2. »Biographische Passung« der Partizipation

Der biographietheoretische Ansatz stellt schließlich einen weiteren Zugang auf die Erforschung der Partizipation dar. „So wie sich ein erweiterter Partizipationsbegriff aus der Notwendigkeit ableitet, subjektive Konstruktionsprozesse von Partizipation in den Blick zu nehmen, ergibt sich gleichzeitig für die Analyse von Partizipation die Notwendigkeit, ihre biografischen Konstruktionsprozesse und -bedingungen auf Seiten der Subjekte zu rekonstruieren“ (Schwanenflügel/Walter 2012: 276). Wenn Partizipation aus biographischer Perspektive betrachtet wird, stellt sich die Notwendigkeit einer »biographischen Passung« (Jakob 2003) dar. Partizipation kommt nur dann zustande, wenn sie „zu der Lebenssituation und den jeweiligen biografischen Präferenzen ‚passt‘“ (a.a.O.: 79). Sie ist somit immer „in biografischen Ereignissen und Erfahrungen gegründet und in den biografischen Prozess eingebettet“ (ebd.). Partizipationsverhalten bedarf einerseits Anknüpfungspunkte zur eigenen Biographie, andererseits verändert es sich im kontinuierlichen biographischen Prozess. Dies bedeutet, „dass biografische Ereignisse die Erwartungen und Haltungen zum Engagement verändern können und dass – umgekehrt – das Engagement Rückwirkungen auf die Biografie der Engagierten hat und deren Lebensführung und Sinnorientierungen beeinflusst“ (Jakob 2003: 79).

Partizipation ist demnach „eingebettet in die jeweilige Lebenslage im Sinne der erfahrenen Ressourcen zur individuellen Lebensgestaltung vor dem Hintergrund sozialökonomisch bestimmter Lebensverhältnisse. Aus dieser Lebenslage ergeben sich auch die spezifischen Interessen an Engagement“ (Munsch 2005: 137). Partizipation kann daher nicht losgelöst von Lebenslagen, sondern muss vielmehr als „biografisch erlerntes Bewältigungsverhalten biografisch

und kulturell eingebetteter Themen“ (Munsch 2010: 11) verstanden werden. Partizipation als Form der biographischen Lebensbewältigung aufzufassen bedeutet, ihre Relevanz für „die Reproduktion von Handlungsfähigkeit, sozialer Integration und einer individuellen, lebensgeschichtlichen konsistenten Identität“ (dies. 2011: 233) hervorzuheben. Gleichzeitig wird dadurch deutlich, dass das normative Verständnis von Partizipation als ein »Engagement für die Allgemeinheit und für Andere« (Gemeinwesen, Öffentlichkeit) zu kurz greift. Denn Partizipation ist „immer im Kontext der eigenen Lebensbewältigung zu verstehen“ (Munsch 2011: 233).

Anhand der »biographischen Passung« der Partizipation können zudem auch die Rahmenbedingungen und Anforderungen von Partizipation betrachtet werden, die einen Zugang dazu ermöglichen oder verhindern. In jedem – sowohl institutionalisierten bzw. konventionellen, als auch informellen – Partizipationskontext gibt es bestimmte Formen der Kommunikation, Interaktion und Thematisierung von Anliegen sowie eine »Ästhetik der Räume« (ebd.), in denen sich die Engagierten treffen. Diese können sich für Subjekte entweder als anschlussfähig oder als ausschließend erweisen. Durch die biographische Perspektive ist es somit möglich, einerseits die Auswirkungen der Erfahrung sozialer Ausgrenzung auf Partizipation, andererseits aber auch deren Bewältigungsversuch nachzuvollziehen (dies. 2010: 12).

2.4. Partizipation im Kontext von Dominanzkultur, Differenz und Biographie

Mit der Betrachtung von Partizipation aus den verschiedenen theoretischen Perspektiven wurden die als »normal« geltenden Partizipationsformen und -themen, das zivilgesellschaftliche Verständnis von »Öffentlichkeit« und »Privatheit«, die Herstellung von Differenzen im Kontext von Partizipation sowie die Notwendigkeit einer »biographischen Passung« der Partizipation diskutiert. Dabei wurde die theoretische Grundlage für einen erweiterten Partizipationsbegriff gelegt. Dieser sensibilisiert für die Wahrnehmung und Analyse weiterer, vielfältiger Partizipationsmuster, die den unterschiedlichen Wirklichkeiten von Migrantinnen entsprechen. Im Rahmen dieser Arbeit werde ich folglich den Begriff »Partizipationsbiographien« (Schwanenflügel 2015) verwenden. Dieser verweist auf den biographischen Konstruktionsprozess „in der Dialektik gesellschaftlich-institutioneller Partizipationsstrukturen und Teilhabemöglichkeiten auf der einen Seite und der Möglichkeit zur Herstellung narrativer Kohärenz auf Seiten des Subjekts“ (a.a.O.: 76). Entscheidend dabei ist die „Parallelität zwischen der biographischen Situation und den Sinnorientierungen der Engagierten einerseits und den Rahmenbedingungen und Anforderungen des Engagements andererseits“ (Jakob 2003: 91).

In Bezug auf die Erforschung der Partizipation von Migrantinnen eröffnet sich somit die Möglichkeit, nicht nur andere Themen und Inhalte der Partizipation, sondern auch private und persönliche Handlungen, die sich auf einen öffentlichen Kontext beziehen und/oder von der öffentlich-politischen Sphäre beeinflusst werden – wie z. B. das Erlernen der Sprache –, als Formen der Partizipation in ihrer Prozesshaftigkeit zu analysieren. So kann der Blick zum einen auf die formalen Voraussetzungen gelegt werden, die der Wahrnehmung der Partizipation von Migrantinnen im Wege stehen könnten – sei es im Sinne einer der Norm entsprechenden Definition von oder der fehlenden Zugänge zu Partizipation. Zum anderen können auch die biographisch abgeleiteten sowie eingebetteten Formen und Themen der Partizipation von Migrantinnen in ihrer prozesshaften Entstehung eine besondere Berücksichtigung finden.

II. Empirische Studie

3. Methodologisches und methodisches Design

Um die Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen so differenziert wie möglich betrachten zu können, habe ich für meine empirische Studie ein Forschungskonzept gewählt, dass verschiedene method(olog)ische Ansätze miteinander verknüpft. Diese Methodenkombination möchte ich in diesem Kapitel darstellen und diskutieren: In einem ersten Schritt erläutere ich die methodologischen Überlegungen, die dem Forschungskonzept zugrunde liegen. Danach schildere ich die konkrete methodische Vorgehensweise. Anschließend gehe ich auf die Arbeitsbündnisse und forschungsethischen Aspekte ein. Zum Schluss lege ich die Auswertungs- und Analyseschritte dar.¹

3.1. Methodologisches Rahmenkonzept

Qualitativ-rekonstruktive Sozialforschung zeichnet sich durch bestimmte Merkmale aus, die nicht nur ihr Wesen ausmachen, sondern sie auch von der quantitativen Forschung unterscheiden. Sie begreift Wirklichkeit immer als »sozial konstruiert« und verfolgt deshalb das Ziel, sie zu *verstehen*², d. h. subjektive Deutungsmuster, Alltagstheorien und Sichtweisen der Menschen zu rekonstruieren. Im Zentrum dieser Forschungslogik steht somit das *Subjekt* mit seinen Sinnzuschreibungen gegenüber der Um-/Mitwelt. Die wichtigsten Kriterien qualitativ-rekonstruktiver Sozialforschung stellen das *Prinzip der Offenheit* und das *Prinzip der Kommunikation* (Hoffmann-Riem 1980) dar. Ersteres bezieht sich auf die Explorationsfunktion qualitativer Forschung und bezeichnet ihre Grundhaltung gegenüber „(1) den Untersuchungspersonen inklusive ihrer individuellen Eigenarten, (2) der Untersuchungssituation sowie (3) den anzuwendenden Methoden“ (Lamnek 2010: 20). Diese Haltung ermöglicht, im Forschungsprozess offen für Unerwartetes und Neues bzw. für die Relevanzsetzungen der untersuchten Subjekte zu sein und zu bleiben. Letzteres Prinzip zielt auf das Verständnis von Sozialforschung als einem interaktiven und somit kommunikativen Prozess des gegenseitigen Aushandelns von Wirklichkeitsdefinitionen zwischen Forschenden und Erforschten. Die forschungsspezifische Kommunikationssituation sowie die Interaktionsbeziehung orientieren sich dabei „an [den] kommunikativen

¹ In diesem Teil der Arbeit werde der besseren Lesbarkeit und der Einheitlichkeit halber in der Singularform nur die weibliche Form verwenden.

² Wissenschaftstheoretisch meint »verstehen« – in Abgrenzung zu »erklären« – ein hermeneutischer Vorgang des Fremdverstehens von Einzelfällen bzw. von Subjekten. Es handelt sich somit um ein den Einzelfall beschreibendes und induktives Vorgehen.

Regeln des alltagsweltlichen Handelns“ (Lamnek 2010: 21) und gelten als konstitutiver Bestandteil des Forschungsprozesses. Aus dieser spezifischen Haltung der Forschenden gegenüber den Erforschten sowie aus den angewendeten Methoden ergeben sich weitere Merkmale qualitativ-rekonstruktiver Sozialforschung: die induktive bzw. abduktive Forschungslogik, der Prozesscharakter bzw. die Prozessualität und die Reflexivität von Forschung, Gegenstand und Analyse, die Kontextualität von Handlungen und Äußerungen, die Offenlegung der Einzelschritte des Untersuchungsprozesses sowie die Flexibilität des Forschungsprozesses (vgl. a.a.O., auch Bohnsack 2014).

Es gibt eine große Anzahl differenzierter qualitativer Forschungsmethoden, die trotz ihrer Unterschiedlichkeiten auf diesen gemeinsamen Prinzipien beruhen. Auf der Basis dieser Grundannahmen und Prinzipien ist für eine differenzierte Betrachtung der Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen – wie aus den Ausführungen bezüglich des Forschungskontexts und der Forschungsperspektive ersichtlich wurde – ein Vorgehen erforderlich, das die Offenheit, Prozessualität und Flexibilität des Forschungsprozesses, ein abduktives Forschungsvorgehen und die Reflexivität in der fallanalytischen Arbeit ermöglicht. Aus diesem Grund habe ich mich dazu entschieden, als method(olog)isches Rahmenkonzept Aspekte aus der Grounded Theory (Glaser/Strauss 1998 [1967]; Strauss/Corbin 1996) mit der rekonstruktiv verfahrenenden Biographieforschung (Dausien 2000a, 2010) und den Grundlagen der Erzähltheorie (Schütze 1976, 1987) zu verknüpfen.³

3.1.1. Der abduktive Forschungsstil der Grounded Theory

Als methodologisches Rahmenkonzept der empirischen Untersuchung habe ich das offene, abduktive Verfahren der »empirisch abgeleiteten, gegenstandsbezogenen Theoriebildung«, der Grounded Theory (Glaser/Strauss 1998 [1967]), gewählt. Dieser Ansatz fasst das Verhältnis von Theorie und Empirie neu: Er verfolgt das Ziel, neues theoretisches Wissen durch intensive Auseinandersetzung mit dem empirischen Material zu generieren bzw. zu »entdecken«. In diesem Sinne sollen „die zentralen Konzepte und theoretischen Aussagen während der Untersuchung aus dem Datenmaterial *emergieren*“ (Kelle 1994: 341, H.i.O.). Dies bedeutet aber wiederum nicht, dass theoretisches Vorwissen bzw. theoretische Vorannahmen und Konzepte

³ Diese Art der Verknüpfung stellt im Bereich der Biographie-, Geschlechter- sowie Migrationsforschung ein gängiges und durchaus produktives method(olog)isches Rahmenkonzept und Verfahren dar (Siehe dazu z.B. Dausien 1996; Menz 2008; Ruokonen-Engler 2012; Siouti 2013).

gänzlich ignoriert werden sollen. Vielmehr sollen sie in Form von »sensibilisierenden theoretischen Konzepten«⁴ den Forschungsprozess begleiten und dabei einen heuristischen Rahmen, d. h. „eine Bezugsmöglichkeit jenseits der Binnenperspektive des Feldes“ (Dausien 1996: 97), bieten. Dieser Rahmen ermöglicht es, „über empirisch gegebenes Material *in theoretischen Begriffen* zu reflektieren“ (Kelle/Kluge 2010: 20, H.i.O.) und so Hypothesen und eine Theorie über dieses Feld zu entwickeln. In diesem Sinne kann der Forschungsprozess „als spiralförmige Hin- und Herbewegung zwischen theoretisch angeleiteter Empirie und empirisch gewonnener Theorie“ (Dausien 1996: 93) verstanden werden.

Der Forschungsstil der Grounded Theory zeichnet sich somit durch den „Prozesscharakter der Generierung von neuen theoretischen Ideen und die Verankerung der Theorie im empirischen Material“ (Siouti 2013: 95) aus. Darüber hinaus gehören eine „geplante Flexibilität“ (Menz 2008: 128) bzw. „Offenheit“ und gleichzeitig „Strukturierungsleistung“ (Dausien 1996: 98) zu seinen Charakteristika. Weiterhin ist dieser Forschungsstil gekennzeichnet durch „eine dauerhafte Reflexion des Forschungsgegenstandes, der eigenen Wahrnehmungen, der theoretischen Annahmen und des theoretischen Wissens“ (Ruokonen-Engler 2012: 126). Den Ausgangspunkt des abduktiven Forschungsprozesses stellt typischerweise eine *offene und weite Fragestellung*⁵ dar, die unterschiedlich stark skizziert sein kann und immer eine *Handlungs- und Prozessorientierung* aufweisen soll (Strauss/Corbin 1996, 23). Diese soll zunächst das zu untersuchende Phänomen bestimmen und beinhalten, „was man schwerpunktmäßig untersuchen und was man über den Gegenstand wissen möchte“ (ebd.). Diese Offenheit erlaubt es, im Verlauf des Forschungsprozesses in verschiedene Richtungen zu gehen oder sich auf unterschiedliche Aspekte zu konzentrieren. Die Fragestellung kann in Auseinandersetzung mit der Analyse des empirischen Materials und den herausgearbeiteten theoretischen Konzepten immer mehr eingegrenzt und fokussiert werden.

Diese Forschungshaltung habe ich als heuristisches Konzept für den gesamten Forschungsprozess angewandt – von der »Entdeckung« des Forschungsthemas und -gegenstandes, über die

⁴ Udo Kelle spricht in diesem Zusammenhang von „theoretischer Sensibilität“, d.h. „die Verfügbarkeit brauchbarer heuristischer Konzepte, die die Identifizierung theoretisch relevanter Kategorien im Datenmaterial und die Herstellung von Zusammenhängen zwischen diesen Kategorien, d.h. von Hypothesen, ermöglicht“ (Kelle 1994: 312).

⁵ Die Fragestellung darf weder so offen sein, dass sie „das ganze Universum an Möglichkeiten einbezieht“, noch „so eingegrenzt und fokussiert, daß Entdeckungen und neue Erkenntnisse ausgeschlossen werden“ (Strauss/Corbin 1996: 23).

Datenerhebung, die Präzisierung der Fragestellung und die Ausarbeitung des Forschungskontextes und der Forschungsperspektive bis hin zur Auswertung, Analyse und Interpretation des empirischen Materials.

3.1.2. Die rekonstruktiv verfahrenende Biographieforschung

Diese Arbeit versucht, Partizipationsprozesse von Migrantinnen aus einer biographischen Perspektive zu beleuchten und zu analysieren. Biographieforschung kann als eine Forschungsperspektive betrachtet werden, „bei der die rekonstruktive Forschungslogik im Mittelpunkt steht“ (Siouti 2013: 93) und „die sich in zentralen Aspekten ihres Vorgehens auf Biografie(n) als theoretisches Konzept, als historisch-empirischen Gegenstand und als komplexe method(o)logische Strategie bezieht“ (Dausien 2010: 354). Dieser Perspektive liegt die sozialkonstruktivistische Annahme zugrunde, dass Biographien als „wissenschaftliche Kategorien ‚Konstruktionen zweiten Grades‘ sind, die an Konstruktionen anschließen, welche auf der Ebene der Alltagswelt bereits bestehen“ (dies. 2000a: 97, in Anlehnung an Schütz). In diesem Sinne beschäftigt sich Biographieforschung mit »Re-Konstruktionen sozialer Wirklichkeit«: „Sie re-konstruiert Konstruktionen von ‚Biografie‘, die alltagsweltliche Subjekte in Relation zu je konkreten Kontexten vornehmen“ (dies. 2010: 360). Dabei bedeutet Rekonstruktion nicht bloße »Reproduktion« alltagsweltlicher Ordnungskategorien und Sinnstrukturen, sondern „eine reflexive, kritisch-analytische Rekonstruktion der Konstruktionsprozesse ‚ersten Grades‘ sowie der Bedingungen, unter denen diese stattfinden, ausbleiben und sich ggf. verändern“ (dies. 2000a: 97).

Diese Arbeit fokussiert die Analyse alltagsweltlicher Konstruktionen von Biographien als individuelle Leistungen der Selbst- und Weltkonstruktion in Form der narrativen Konstruktion einer Lebensgeschichte (Dausien 2010: 360). So sollen Partizipationsprozesse und Erfahrungen engagierter Migrantinnen als „situiertere Konstruktionen“ (dies. 2000a: 98) betrachtet und „aus einer ganzheitlichen Perspektive, d. h. im historisch-biographischen Kontext ihres Gewordenseins“ (Ruokonen-Engler 2012: 128) sequentiell rekonstruiert und analysiert werden. Die Biographieforschung eröffnet dabei den Zugang zur Erforschung der Dynamik jeweiliger biographischer Prozesse hinsichtlich des persönlichen Bezugs zu und des subjektiven Erlebens der Partizipation im jeweiligen historischen, kulturellen und gesellschaftlichen Kontext. Partizipationsbiographien entstehen somit in Wechselwirkung mit biographischen Erfahrungsaufschichtungen sowie gesellschaftlichen und institutionellen Strukturierungen, welche die vielsichtigen Partizipationserfahrungen beeinflussen.

3.1.3. Die phänomenologisch-interaktionistischen Grundlagen der Erzähltheorie

Im Rahmen der rekonstruktiv verfahrenen Biographieforschung ist die Generierung und Analyse »biographischer Erzählungen«⁶ (anhand biographisch-narrativer Interviews) als Forschungsmaterial ein gängiges Verfahren. „Erzählungen sind Ausdruck selbst erlebter Erfahrungen, d. h. wir greifen immer dann auf sie als Mitteilungsmedium zurück, wenn es darum geht, Eigenerlebtes einem anderen nahe zu bringen. Insofern kann also von Erzählen als ‚elementarer Institution menschlicher Kommunikation‘, als alltäglich eingespielter Kommunikationsform gesprochen werden“ (Schütze 1987: 77). Der handlungstheoretische und methodologische Bezugsrahmen dieses Ansatzes kann als phänomenologisch-interaktionistisch (Bohnsack 2014: 93) bezeichnet werden. Er baut zunächst auf der Annahme auf, dass Menschen grundsätzlich in der Lage sind, „ihre Erfahrungen und Erinnerungen in einer narrativen Form reflexiv wiederzugeben“ (Ruokonen-Engler 2012: 129), d. h. sich selbst „einerseits als wahrnehmendes, erkennendes Subjekt und andererseits als Objekt der eigenen Betrachtung und Handlung wahrzunehmen“ (a.a.O.: 130). Erzählungen ermöglichen, Lebensgeschichten zum einen in ihrem zeitlichen, sequentiellen Aufbau nachzuvollziehen, zum anderen sie so zu reproduzieren, wie sie erfahren wurden. Durch sie wird demnach „die lebensgeschichtliche Erfahrung in jener Aufschichtung, in jenen Relevanzen und Fokussierungen reproduziert, wie sie für [die] Identität konstitutiv und somit auch handlungsrelevant“ (Bohnsack 2014: 94) ist. Erzählungen stellen somit „Ereignisabfolgen in zeitlicher Entwicklungsperspektive“ dar und „bewegen sich in großer Ausführlichkeit eng am dargestellten Geschehensablauf“ (Küsters 2009: 24f).

Diese Analogie von Erzählung und Erfahrung kommt besonders in „Stegreiferzählungen“ (Schütze 1984) zum Tragen. Erzählen aus dem Stegreif bedeutet, keine systematische Ausarbeitung der zu erzählenden Ereignisse vornehmen zu können und „die Formulierungen [nicht] kalkulieren oder gar schriftlich abzirkeln und dann für die Präsentation einüben“ (Schütze 1987: 237) zu können. In diesem Sinne ist das Stegreiferzählen „ein schöpferischer Akt, es gestaltet den Strom der gemachten Erfahrungen weit über die anfänglichen Erwartungen und Vorabbilder [der Erzählerin] hinaus“ (a.a.O.: 184). Die Dynamik des Erzählvorgangs wird dabei nicht primär von der aktuellen Kommunikationssituation gesteuert, sondern vielmehr von der „Struktur der wiedererinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsauf-

⁶ In Anlehnung an Minna-Kristiina Ruokonen-Engler (2012) möchte ich in hier nicht wie Schütze von »autobiographischer Erzählung« (1983, 1984), sondern von »biographischen Erzählungen« sprechen, „um die lebensgeschichtlichen Erzählungen von allzu starker subjektiver Machtvorstellungen zu lösen und um diese im Kontext der interdiskursiven und intersubjektiven Konstituierung zu verstehen“ (a.a.O.: 129, Fußnote 7).

schichtung“ (Schütze 1984: 79). Sie ist geprägt von der Notwendigkeit einer „zusammenhängende[n] Reproduktion bereits abgearbeiteter (und in ihrer Selbsterfahrung und Selbstkonstitution verankerter) sowie theoretisch-reflexiv wenig überformter Erfahrungen“ (Bohnsack 2014: 95). Die Besonderheit der Stegreiferzählung ergibt sich aus ihrem formalen Aufbau und ihren konstitutiven Elementen – den kognitiven Figuren und Zugzwängen des Erzählens (Schütze 1984). Diese steuern in Form konventioneller Orientierungsdimensionen das Erinnern und Erzählen (Ruokonen-Engler 2012: 130) und sorgen für die Erzählung einer plausiblen, konsistenten Geschichte ohne Brüche. Dabei entwickelt sich eine Eigendynamik, in der „von der situativen Selbstdarstellung relativ unabhängige, für die Identität [der Erzählerin] fundamentalere Ebenen bereits abgearbeiteter Erfahrungen freigesetzt werden“ (Bohnsack 2014: 96).

Diesen erzähltheoretischen Annahmen zufolge wurden im Rahmen der empirischen Untersuchung biographische Erzählungen anhand narrativer Interviews generiert. Die biographischen Erzählungen wurden demnach nicht nur als biographische Konstruktionen, sondern auch als kommunikative Handlung analysiert. Dabei wurde die besondere interaktive Kommunikation in der Entstehung und Auswertung der biographischen Erzählungen sowohl in Bezug auf die Beziehung zwischen Forscherin und Erforschten während der Interviewsituation als auch in Bezug auf die Interaktion zwischen der Forscherin und dem empirischen Material berücksichtigt. Eine solche Forschungsperspektive ermöglicht es, in der gegenseitigen Kommunikation nicht nur die Subjektivität und das Handeln der Erforschten, sondern auch die der Forscherin als Wissens- und Konstruktionsproduzentin zu würdigen (Ruokonen-Engler 2012: 128).⁷

3.2. Methodische Vorgehensweise

Im Rahmen qualitativ-rekonstruktiver Sozialforschung kommt der *Explikation des gesamten Forschungsprozesses*, also der Offenlegung aller Forschungsschritte und vor allem der interpretativen Datenanalyse eine besondere Bedeutung zu (Lamnek 2010: 23)⁸. Durch sie kann die Gültigkeit der Interpretationen zwar nicht garantiert, dennoch aber „die Nachvollziehbarkeit der Interpretation und damit die Intersubjektivität des Forschungsergebnisses“ (ebd.) gesichert werden. In diesem Sinne möchte ich im Folgenden die methodische Vorgehensweise dieser Untersuchung darlegen. Diese wurde dem methodologischen Rahmenkonzept entsprechend

⁷ Die Reflexion meiner Position im Forschungsprozess erfolgt im Rahmen der Arbeitsbündnisse im Kapitel 4.3.

⁸ An dieser Stelle wird nur die Vorgehensweise bei der Erhebung, der Interviewführung und der Entwicklung der Fragenstellung skizziert. Die Auswertungs- und Interpretationsschritte werden im Kapitel 4.4 dargelegt.

ausgewählt und implementiert. Für die Erhebung des empirischen Materials – die biographischen Erzählungen – habe ich »das biographisch-narrative Interview« angewendet. Die Zusammenstellung des Samples wurde von der Methode des »theoretischen Samplings« inspiriert und an den zeitlichen Rahmen und Umfang der Studie angepasst. Bei der Interviewführung habe ich mich an den Grundprinzipien des narrativen Interviews orientiert.

3.2.1. Biographisch-narratives Interview als Zugang

Für die Erforschung der Partizipationsprozesse engagierter Migrantinnen habe ich mich dazu entschieden, das biographisch-narrative Interview als methodischen Zugang zu verwenden, weil es „Primärdaten erfaßt, deren Analyse auf die zeitlichen Verhältnisse und die sachliche Abfolge der von ihnen repräsentierten lebensgeschichtlichen Prozesse zurückschließen läßt“ (Schütze 1983: 285). Biographisch-narrative Interviews bieten einen erfahrungsnahen, verzeitlichten und prozesshaften Zugang zu Konstruktionen der subjektiven und sozialen Wirklichkeit (Ruokonen-Engler 2012: 129) sowie zur Erschließung von Erfahrungsaufschichtungen und Handlungsverläufen der Migrantinnen im Partizipationsprozess. Ferner bekommen Migrantinnen die Möglichkeit, „sich in einer Position des handlungsfähigen, deutenden Subjekts mit Wissen über sich selbst (Expertin) zu sehen“ (a.a.O.: 128).

Die Besonderheit biographisch-narrativer Interviews besteht in den von ihnen hervorgebrachten Datentexten: „Nicht nur der ‚äußerliche‘ Ereignisablauf, sondern auch die ‚inneren Reaktionen‘, die Erfahrungen [der Biographieträgerin] mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern gelangen zur eingehenden Darstellung. Zudem werden durch den Raffungscharakter des Erzählvorgangs die großen Zusammenhänge des Lebensablaufs herausgearbeitet, markiert und mit besonderen Relevanzensetzungen versehen. Schließlich kommen auch Stümpfe der Erfahrung von Ereignissen und Entwicklungen zum Ausdruck, die [der Biographieträgerin] selbst nicht voll bewusst werden, von ihm theoretisch ausgeblendet oder gar verdrängt sind oder doch zumindest hinter einer Schutzwand sekundärer Legitimationen verborgen bleiben sollen. Das Ergebnis ist ein Erzähltext, der den sozialen Prozeß der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität kontinuierlich, d. h. ohne exmanente, aus dem Methodenzugriff oder den theoretischen Voraussetzungen [der Forscherin] motivierte Interventionen und Ausblendungen, darstellt und expliziert.“ (Schütze 1983: 285f).

In der forschungspraktischen Anwendung wird das biographisch-narrative Interview gewöhnlich in drei Phasen bzw. »Hauptteile« (ebd.) aufgeteilt. Das narrative Interview beginnt mit der

Erzählaufforderung. Dabei formuliert die Interviewerin eine offene, narrativ angelegte Erzählimpulsfrage, mit der die interviewte Person aufgefordert wird, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Daraufhin folgt als *erster Hauptteil* – auch *Haupterzählung* genannt – die autonom gestaltete »Anfangserzählung« oder Selbstpräsentation, die von der Interviewerin nicht unterbrochen wird. Im *zweiten Hauptteil* – dem so genannten *Nachfrageteil* –, der nach einer »Erzählkoda«⁹ einsetzt, werden erzählgenerierende Nachfragen gestellt – zunächst *interne* Nachfragen (die an Unterbrechungen, Auslassungen, Raffungen, Widersprüchen der Anfangserzählung anknüpfen), dann *externe* Nachfragen (die für die Forschungsfrage relevante, aber in der Anfangserzählung nicht erwähnte Themen ansprechen). Der *dritte Hauptteil* setzt mit theoretischen Warum-Fragen „am Beschreibungs- und Theoriepotential“ (Schütze 1983: 285) der interviewten Person an, um abstrahierende, theoretisch-argumentative und erklärende Beschreibungen und Evaluationen hervorzurufen. Anschließend bekommt die interviewte Person die Möglichkeit, einen abschließenden Überblick über die erzählte Lebensgeschichte zu geben (Bilanzierung) und das Interview selbst zu beenden (Siouti 2013: 100).

3.2.2. Soziales Feld, Sampling und Auswahl der Analysefälle

Im Rahmen der empirischen Untersuchung habe ich zwischen November und Dezember 2014 zehn biographisch-narrative Interviews mit *engagierten Migrantinnen* in Deutschland geführt¹⁰. Konkret heißt dies: *Frauen, die als Jugendliche oder junge Erwachsene nach Deutschland migriert sind und sich in irgendeiner Form sozial oder gesellschaftlich engagieren*.¹¹ Die Frauen stammen aus acht verschiedenen Ländern¹², waren zum Zeitpunkt der Interviews zwischen 23 und 55 Jahre alt und in unterschiedlichen Engagementbereichen aktiv. Dabei erstreckte sich die Art ihres Engagements über eine große Bandbreite: von gelegentlich und eher

⁹ Die Koda ist ein Schlusssatz, in dem die Interviewten das Ende der Geschichte feststellen und die Rederolle (direkt oder indirekt) der Interviewerin zurückgibt.

¹⁰ Dabei begrenzte ich die Suche nach engagierten Migrantinnen auf meinen Wohnort (Frankfurt am Main) und Umgebung, einerseits aus zeitlichen und Kostengründen, andererseits, weil ich dort schon einige Kontakte hatte, durch die ich relativ schnell meine Interviewpartnerinnen finden konnte.

¹¹ Diese Frauen stellten meiner Meinung nach eine besondere Gruppe dar, da sie einen großen Teil ihres Lebens in einem anderen Land lebten und dort unter bestimmten kulturellen Werten und Normen sozialisiert und geprägt wurden, jedoch einen wichtigen Teil des Erwachsenwerdens – Aus- und Weiterbildung, beruflicher Werdegang, Familiengründung, usw. – in einem »fremden« Land durchlaufen. Dies bedeutet, aus einer sehr bewussten, reflexiven Perspektive sich mit einer neuen »Kultur« auseinandersetzen zu müssen, in einer neuen Sprache zu kommunizieren, neue Kontakte zu knüpfen – und dabei das Gefühl zu haben, sich noch entwickeln, noch etwas aus sich machen bzw. noch jemanden werden zu müssen.

¹² Die interviewten Frauen kamen aus folgenden Ländern: Indien/Sowjetunion, Marokko, Afghanistan, Kenia, Peru, der Türkei, Mali und Iran. Zwei von ihnen stammen aus dem Iran, zwei waren gebürtige Afghaninnen – wobei eine der afghanischen Frauen als Kleinkind mit ihren Eltern in den Iran migrierte.

informell engagiert, über relativ formelles und organisiertes Engagement bis hin zum politischen Aktivismus. Einige von ihnen waren außerdem in mehreren Bereichen gleichzeitig engagiert, da sie durch ihr anfängliches Engagement oder durch die in diesem Kontext geknüpften Kontakte auf neue Themen und Bereiche aufmerksam geworden waren.

Zu Beginn der Studie beabsichtigte ich – in Anlehnung an die methodologischen Überlegungen der Grounded Theory –, mich bei der Zusammenstellung des Samples an der Strategie des »theoretischen Samplings« zu orientieren. Diese Methode meint „den auf die Generierung von Theorien zielenden Prozeß der Datensammlung, währenddessen [die Forscherin] seine Daten parallel sammelt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind“ (Glaser/Strauss 1998 [1967]: 53). So kann die Theorie entwickelt werden, während sie emergiert. Problematisch erschienen mir bei dieser Strategie zwei Aspekte: Einerseits erfordert eine solche »spiralförmige« Vorgehensweise zeitliche Flexibilität sowie die Möglichkeit einer relativ langandauernden Forschungsphase. Andererseits ist es nicht immer möglich, genauere Informationen über die Lebensgeschichten der Interviewten vor dem Interview zu bekommen, um so die anhand der Analyse überlegten Fälle tatsächlich finden zu können.¹³ Da der für die Anfertigung einer Masterarbeit vorgegebene Zeitraum und Umfang relativ begrenzt sind, entschied ich mich dazu, eine an mein Vorhaben und die mir zur Verfügung stehenden Mittel angepasste Strategie anzuwenden. Demzufolge wählte ich ein zweistufiges Sampling. Dieses bestand darin, in einem ersten Schritt mehrere Interviews zu führen und in einem zweiten Schritt aus den geführten Interviews diejenigen auszuwählen, die für die Analyse am besten geeignet waren.

Bei der ersten Auswahl der Interviewpartnerinnen achtete ich zunächst darauf, dass alle Lebensgeschichten sich an bestimmten, für die Fragestellung interessanten und möglichst leicht zu eruierenden Punkte grundsätzlich voneinander unterschieden. Ich ging davon aus, dass eine Sortierung anhand soziostruktureller (wie z. B. unterschiedliche Altersgruppen und Herkunftsländer) einerseits sowie partizipatorischer Kriterien (wie z. B. verschiedene Bereiche, Intensität und Formalisierung des Engagements) andererseits, ein großes Spektrum an unterschiedlichen, im Hinblick auf verschiedene Partizipationsprozesse relevanten Fällen bzw. Lebensgeschichten

¹³ In diesem Kontext schlägt Minna-Kritiina Ruokonen-Engler eine methodische Modifikation: „Statt nur ein Interview zu führen, könnten zum Beispiel auch ein Vorgespräch sowie ein Nachgespräch geführt werden“ (Ruokonen-Engler 2012: 139, Fußnote 21).

ergeben würde. Im zweiten Analyseschritt wählte ich aus allen zehn Interviews einen »Ankerfall« aus, welcher die meisten Dimensionen vorweist, in denen die anderen Fälle variieren. Dieser sollte dazu dienen, das zu untersuchende soziale Feld »aufzuschließen«.

Für die weitere Analyse beabsichtigte ich, im Sinne eines »maximalen Vergleichs«¹⁴ zwei weitere, besonders kontrastierende Fälle einzubeziehen. Dabei erhoffte ich mir, durch den Vergleich besonders unterschiedliche Partizipationsprozesse darstellen und gleichzeitig die aus dem Ankerfall herausgearbeiteten Dimensionen erweitern sowie weitere aufdecken zu können. Nach der Analyse des ersten Interviews stellte ich jedoch fest, dass allein die Darstellung dieses einzelnen Falls sehr umfangreich ist. Dementsprechend hätten die Analysedarstellung weiterer Fälle und ein Kategorienvergleich den Rahmen der Arbeit gesprengt. Eine ausführliche Darstellung des sequentiellen Interpretationsprozesses erschienen mir dennoch notwendig und sinnvoll, um den ausgewählten Fall in seiner Vielfalt zu erfassen. Aus diesem Grund entschied ich mich letztendlich für die Darstellung einer einzigen Einzelfallanalyse.

3.2.3. Gestaltung der Interviewführung

Meine Interviewpartnerinnen fand ich auf verschiedenen Wegen. Einige der interviewten Frauen, mit denen ich schon in anderen Kontexten den Kontakt hergestellt hatte¹⁵, kontaktierte ich persönlich per Email oder Telefon. Andere Migrantinnen wurden mir durch Personen, Organisationen und Institutionen vermittelt, die ich entweder durch mein ehrenamtliches und/oder berufliches Netzwerk schon kannte oder auf die ich im Rahmen meiner Recherche stieß und die ich für geeignet hielt. Diesen stellte ich per Email mein Forschungsvorhaben vor und bat sie um Unterstützung bei der Suche nach geeigneten Interviewpartnerinnen.¹⁶ Alle Frauen, die ich konkret für die Durchführung des Interviews ansprach, erklärten sich sofort bereit, mitzumachen. Bei der Darstellung meines Forschungsvorhabens hatte ich stets den Eindruck, eine Art »Forschungsnische« entdeckt zu haben, da alle angesprochenen Menschen – sowohl die Interviewpartnerinnen selbst als auch die Vermittelnden – wissenschaftliche Erkenntnisse aus

¹⁴ Im Rahmen der Grounded Theory wird die Gültigkeit der entwickelten Konzepte und Theorie durch das Verfahren des »kontinuierlichen Vergleichs« während des gesamten Forschungsprozesses überprüft. Dabei werden Kontrast- und möglichst ähnliche Fälle ausgesucht und miteinander verglichen.

¹⁵ Hierzu zählen die persönliche Ansprache auf einer Tagung und einer öffentlichen Verbandsvorstellung sowie die Bekanntschaft im Rahmen meiner ehrenamtlichen Tätigkeiten.

¹⁶ Einige Irritationen ergaben sich hierbei, als ich zu Beginn der Suche für meine Zielgruppe die Bezeichnung »Migrantinnen der ersten Generation« verwendete. Die Intention dahinter war, Frauen anzusprechen, die als erste Generation in ihrer Familie migriert sind, d.h. selbst eine Migrationserfahrung hatten. Dies wurde dennoch oft missverstanden, weil der Begriff »erste Generation« stark mit der Arbeitsmigration der 1960er und 1970er assoziiert wurde und somit nicht immer klar war, wer genau damit gemeint ist. Aus diesem Grund entschied ich mich dazu, stattdessen von »Frauen, die nach Deutschland gekommen sind« zu sprechen.

diesem Bereich bemängelten und entsprechend großes Interesse an konkreten Informationen bekundeten. Die Begeisterung, Bereitschaft und Offenheit der interviewten Frauen deuteten meiner Meinung nach darauf hin, dass sie gerne mit ihren Lebensgeschichten zu einem tieferen Einblick in die Lebenswelten engagierter Migrantinnen beitragen wollten.

Eine relativ große Herausforderung stellte die Terminfindung für das Interview dar. Trotz der Bereitschaft, sich von mir interviewen zu lassen, war es z. T. etwas schwierig, mit einigen der Frauen einen Termin zu vereinbaren. Die meisten von ihnen engagieren sich in mehreren Kontexten und sind gleichzeitig berufstätig und Mütter. Um einen ersten Termin ausmachen zu können, musste ich viele von ihnen mehrmals anschreiben oder anrufen. In anderen Fällen mussten die Termine kurzfristig abgesagt und neue gefunden werden. Da ich davon ausging, dass diese Frauen – weil sie so beschäftigt waren und vielen verschiedenen Aktivitäten nachgingen – eventuell den Interviewtermin vergessen könnten, erinnerte ich sie einen oder zwei Tage vor dem Interview per Email an unseren ausgemachten Termin und fragte nochmals freundlich nach, ob dieser wie geplant stattfinden könnte. Dieses Verfahren stellte sich als sehr wirksam heraus, da ich so in vielen Fällen terminliche Unstimmigkeiten vermeiden konnte, wofür alle Beteiligten sehr dankbar waren.¹⁷

Zur Durchführung der Interviews traf ich die Frauen an verschiedenen Orten. Drei Interviews führte ich bei den Frauen zu Hause durch; drei Migrantinnen traf ich in den Räumlichkeiten ihrer Organisationen, eine in den Räumlichkeiten meiner Organisation, und die drei weiteren an der Universität, an ihrem Arbeitsplatz und in einem Café. Vor dem Interview begrüßten wir uns und führten zunächst ein informelles Gespräch. Die meisten Frauen boten mir Getränke und manchmal auch Snacks an. Währenddessen stellte ich mir vor und erläuterte noch einmal mein Forschungsinteresse und -vorhaben. An dieser Stelle erklärte ich, dass ich selber Migrantin bin und mich in verschiedenen Kontexten engagiere.¹⁸ Einige der Frauen wollten darüber hinaus Näheres über mich und mein Projekt wissen, woraufhin ich ihnen mehr erzählte. Nachdem alle Fragen beantwortet waren, leitete ich den Beginn des Interviews durch einige Hinweise ein. Ich erläuterte zunächst die Einzelheiten zum Interviewtyp und -verlauf. Danach wies

¹⁷ Diese Annahme entstand auch aus meiner persönlichen Erfahrung: Es passiert mir sehr oft, dass ich Termine oder Emails »übersehe« bzw. dass diese in meine alltäglichen Aktivitäten einfach »untergehen«. In diesem Sinne betrachte ich persönlich eine solche Erinnerung als Erleichterung und Möglichkeit, den manchmal terminreichen Alltag besser zu organisieren und Wichtiges nicht zu versäumen. Deshalb ging ich davon aus, dass die Erinnerung bei meinen Interviewpartnerinnen einen ähnlichen Effekt haben würde.

¹⁸ Die meisten Interviewpartnerinnen wussten dies vor dem Interview noch nicht. Die Reaktionen, die diese Positionierung meinerseits bei den interviewten Frauen auslöste, erläutere ich im Kapitel 4.3.

ich noch einmal darauf hin, dass das Interview auf Tonband aufgenommen¹⁹ und später für die Analyse anonymisiert würde. Schließlich machte ich eine ungefähre Angabe über die Dauer des Interviews. Die meisten Interviews wurden auf Deutsch geführt²⁰ gemäß der Methode des biographisch-narrativen Interviews. Diese wurden von einer offenen, narrativ angelegten Erzählimpulsfrage eingeleitet:

„Ich interessiere mich für die Lebensgeschichten von Frauen, die nach Deutschland gekommen sind und sich in irgendeiner Form sozial oder gesellschaftlich engagieren. Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen – also nicht nur von Ihrem Engagement, sondern von Ihrer gesamten Lebensgeschichte, all den Erlebnissen, die Ihnen einfallen. Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie erst einmal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen machen und später darauf zurückkommen.“²¹

Da mich vor allem der Zusammenhang zwischen Partizipationsprozessen und biographischen Erfahrungen interessiert, achtete ich bei der Formulierung des Erzählimpulses sowohl auf die Dimension der Partizipation als auch auf die Dimension der gesamten Biographie. Ich entschied mich jedoch bewusst dafür, die Begriffe »Partizipation« und »Biographie« in der Frage wegzulassen, da diese mir zu abstrakt und theoretisch erschienen und um Missverständnisse auf Seiten der Interviewten zu vermeiden. Stattdessen wählte ich die Formulierungen *in irgendeiner Form sozial oder gesellschaftlich engagiert* sowie *Lebensgeschichte*, da diese näher an der Alltagssprache sind und für alle Frauen verständlich sein sollten. Obwohl ich in dieser Studie grundsätzlich von »Migrantinnen« spreche – was einen theoretischen Hintergrund hat²² –, sollten die interviewten Frauen diese Bezeichnung nicht per se für sich selbst verwenden bzw. nicht das Gefühl haben, sie verwenden zu müssen. Deshalb ließ ich diesen Begriff in der Eingangsfrage weg und wählte den Ausdruck *Frauen, die nach Deutschland gekommen sind*. Damit sollte lediglich darauf verwiesen werden, dass ich mich ausschließlich für die Lebensgeschichten migrierter Frauen interessiere, ohne dass im Vordergrund stand,

¹⁹ Schon bei der Kontaktaufnahme erläuterte ich meinen Wunsch, das Interview aufzunehmen. Nur eine der Frauen äußerte diesbezüglich einige Bedenken. Ich erklärte ihr, warum eine Tonband-Aufnahme eine große Rolle spielt und versicherte ihr ausdrücklich, dass das Interview anonymisiert wird und in der anonymisierten Form nur von mir und der Betreuerin meiner Masterarbeit zugänglich gemacht wird. Daraufhin gab sie ihr Einverständnis. Im Laufe des Interviews stellte sich heraus, dass sie in ihrem Herkunftsland politisch verfolgt wurde und deshalb flüchten musste. Dies könnte ihre Unsicherheit und Skepsis gegenüber einer Tonband-Aufnahme erklären.

²⁰ Die sprachlichen Besonderheiten bei der Durchführung der Interviews mit Frauen, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, werden im Kapitel 4.3 reflektiert.

²¹ Bei der Kontaktaufnahme habe ich einige Interviewpartnerinnen gesiezt und andere, die ich entweder schon kannte oder dies so wollten, geduzt. Bei zwei Frauen wechselten wir im Rahmen der Kontaktaufnahme oder im Laufe des Interviews von der Sie- zur Du-Form.

²² Die theoretische Begründung für die Verwendung dieses Begriffs habe ich im Kapitel 2.2 im Exkurs „Zum Begriff der »Migrantin«“ ausgearbeitet.

wann, warum oder wie die Migration stattgefunden hatte.

Die Aufforderung, ihre gesamte Lebensgeschichte zu erzählen, erschien den meisten Frauen zunächst als eine mühsame, langwierige und anstrengende Angelegenheit. Nach anfänglichem Zögern und kurzem Überlegen begannen jedoch die meisten Frauen, ihre Geschichte zu erzählen und befanden sich ganz schnell in einem Erzählfluss.²³ Obwohl ich mit der Erzählimpulsfrage zu verstehen gab, mich nicht nur für die Partizipation, sondern auch für die gesamte Biographie der Frauen zu interessieren, organisierten die Interviewpartnerinnen die Erzählung ihrer Lebensgeschichte chronologisch um die Achse der Partizipation bzw. des Engagements. Dies gab den Frauen einen »Halt« und diente ihnen als Form der Strukturierung der Lebensgeschichte. Alle Interviewpartnerinnen bekamen somit die Möglichkeit, ihre Lebensgeschichten frei zu entfalten und zu gestalten. In dieser Phase hielt ich mich sprachlich zurück und übernahm die Rolle einer aktiven, aufmerksamen und empathischen ZuhörerIn (vgl. Rosenthal 1995: 200). Nachdem die Erzählung mit einer »Koda« beendet wurde, ging ich in den Nachfrageteil über, der mit der Bilanzierungsphase abgeschlossen wurde. Die Dauer der Interviews variierte zwischen einer und zwei Stunden. Nachdem ich das Interview für beendet erklärte und das Aufnahmegerät ausschaltete, folgten meistens intensive Gespräche.²⁴ Im Anschluss an jedes Interview verfasste ich ein Memo, in dem ich die Kontaktaufnahme, meine Eindrücke aus der Interviewsituation sowie eine Zusammenfassung des Nachgesprächs festhielt.

3.3. Arbeitsbündnisse und Forschungsethik

SozialforscherInnen haben keine privilegierte und neutrale Sicht auf die von ihnen erforschten Phänomene. Sie sind immer ein Teil des Gegenstands, „über den sie Wissen generieren (und nicht selten einfach reproduzieren)“ (Resch 1998: 36). In diesem Kontext müssen sie Entscheidungen über Verfahren und Prozesse treffen, die nicht nur bestimmte Konsequenzen für den Forschungsprozess, sondern auch für das Leben der an der Forschung beteiligten Menschen haben können. Aus dieser Situation ergeben sich im Forschungsprozess bestimmte (hierarchische) Verhältnisse (zu den Interviewten, zu dem zu interpretierenden Material sowie zu dem

²³ Einigen Frauen gelang es jedoch nicht ganz, in den Strom der Erzählung zu kommen. Eine von ihnen brach ihre Erzählungen immer wieder ab und forderte mich auf, ihr Fragen zu stellen. Eine andere, die eher Experteninterviews gewöhnt ist, könnte mit der Aufforderung, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, nichts anfangen und geriet ständig in einen Beschreibungs- und Argumentationsmodus.

²⁴ Dies ist dem Umstand gerschuldet, dass ich während des Interviews entweder zuhören oder Fragen stellen musste und deshalb keinen wirklichen Austausch zwischen mir und den Interviewpartnerinnen stattfand, was einige der Frauen sich jedoch am Ende des Interviews ausdrücklich wünschten. In diesen Nachgesprächen wurden oft auch interessante und ergänzende Aspekte geäußert.

lesenden Publikum). Dies bedeutet, es entstehen soziale Interaktionen bzw. „Handlungen, Haltungen und Voraussetzungen aller Beteiligten, die notwendig sind, damit sich Forschung realisiert“ (a.a.O.: 37). Diese Verhältnisse – die »Arbeits- und Interaktionsbündnisse« – regeln die Zusammenarbeit und die Interaktion im Forschungskontext. Arbeits- und Interaktionsbündnisse stellen die Gesamtheit der Normen und Erwartungen dar, „die mit einer bestimmten Situation verbunden sind, darunter auch die Selbstdefinitionen („Identitäten“) der daran Beteiligten, oder auch die Gesamtheit des Wissens und Könnens, das gegeben sein muss, damit eine Situation gemäß ihrer Definition funktionieren und verstanden werden kann“ (Steinert 1997: 138f.).

Die Beschreibung und Analyse verschiedener Aspekte der Arbeits- und Interaktionsbündnisse ermöglichen, Selbstverständlichkeiten und Unhinterfragtes explizit zu machen und zu erklären sowie gleichzeitig die Reflexion forschungsethischer Aspekte. Sie geben „einerseits Aufschluß über hegemoniale Wissensbestände und Verhaltensregeln, über die nicht mehr geredet werden muß und verlangen andererseits einen selbstreflexiven Umgang mit subjektiven Empfindlichkeiten und ihrem Einfluß auf die Interaktionen zwischen Befragten und Forscher/inne/n. Diese Interpretationen erlauben Rückschlüsse auf gesellschaftliche Strukturen und Konflikte“ (Resch 1998: 57). Im Folgenden möchte ich die Arbeits- und Interaktionsbündnisse sowie einige forschungsethische Aspekte im Rahmen dieser Studie diskutieren und reflektieren.

3.3.1. Vertrauen zwischen Forscherin und Interviewten

Eine zentrale Bedingung für die Durchführung und das Gelingen narrativ-biographischer Interviews ist das *Vertrauen zwischen der Interviewerin und der Interviewten* (Dausien 1994: 143). Diese Notwendigkeit ist darauf zurückzuführen, dass bei dieser Forschungsmethode die persönliche bzw. private Sphäre der Interviewpartnerinnen in besonderem Maße berührt wird, da sie dabei aufgefordert werden, ihre Lebensgeschichte einer meistens völlig unbekannten Person zu erzählen. Deshalb müssen in der besonders sensiblen Interviewsituation vor allem „Transparenz, Klarheit bezüglich der Beziehung zwischen Forscherin und Informantin, Respekt gegenüber der biographischen Intimsphäre der Interviewpartnerinnen, Gestaltung der Rahmenbedingungen“ (ebd.) gewährleistet werden. Eine Vertrauensbasis muss darüber hinaus auch im Hinblick auf den Umgang mit dem erhobenen Material – wie Datenschutz, Anonymisierung, Feedback – sowie auf die „Kontrolle der subjektiven Haltung der Forscherinnen im Interpretationsprozeß“ (ebd.) geschaffen werden.

Der erste Schritt für die Bildung einer Vertrauensbasis stellte die Erläuterung der Rahmenbedingungen sowohl des Forschungsprojekts als auch der Interviewsituation dar. In diesem Zusammenhang bemühte ich mich, meinen Interviewpartnerinnen mein Forschungsvorhaben und mein Interesse an dem Thema so deutlich wie möglich zu erklären. Darüber hinaus konnten sie mir jederzeit Fragen stellen, um Unklarheiten, Zweifel und Ängste aus dem Weg zu räumen. Des Weiteren spielte die Möglichkeit, die Gestaltung und den Inhalt der Erzählung frei bestimmen zu können, eine wichtige Rolle für den Aufbau einer Vertrauensbeziehung. Auch wenn die Methode des narrativ-biographischen Interviews einen bestimmten Rahmen für die Erzählung vorgibt, wird die Entscheidung darüber, was (nicht) erzählt wird, den Interviewten selbst überlassen. In diesem Sinne werden „die Grenzen zwischen dem Intimen, Privaten und Öffentlichen während der Interviews unterschiedlich ausgehandelt und beeinflussten dadurch auch den Erzählfluss sowie die Gesamtgestalt des Interviews“ (Ruokonen-Engler 2012: 136).

Ein weiteres Moment für den Vertrauensaufbau stellte die Zusicherung der Anonymität und Vertraulichkeit im Umgang mit den persönlichen Daten dar. Entsprechend wurden alle Namen und Personalangaben geändert, die Rückschlüsse auf die Identität der Frauen ermöglichen könnten. Die Anonymisierung hatte im Kontext des Vertrauensaufbaus und der Vertraulichkeit eine zentrale Bedeutung.²⁵ Die meisten meiner Interviewpartnerinnen sind aufgrund ihres Engagements und ihrer Partizipation in öffentlichen Organisationen und Projekten in gewisser Weise auch selbst *öffentliche Personen*. Dieser Umstand erhöhte die Wahrscheinlichkeit ihrer Wiedererkennung in der Erzählung. So sah ich mich vor die Herausforderung gestellt, einerseits alle Aspekte zu identifizieren und zu maskieren, über die meine Interviewpartnerinnen erkannt werden könnten, und andererseits darauf zu achten, dass die vorgenommenen Maskierungen den Inhalt des Erzählten nicht veränderten. Dementsprechend wurde eine Anonymisierungsform gewählt, die beide Aspekte berücksichtigt.

Zum Aufbau eines Vertrauensverhältnisses trugen schließlich auch die Klarheit und die Akzeptanz hinsichtlich der Beziehung zwischen uns – Forscherin und Interviewten – sowie der dabei eingenommenen Rollen bei. Auf diese Beziehung, aber auch auf meine besondere Position im Forschungsprozess und deren Auswirkungen möchte ich im Folgenden näher eingehen.

²⁵ Als ich zu Beginn des Interviews auf die Anonymisierung hinwies, zeigten sich einige Interviewpartnerinnen kurz verwirrt. Sie verstanden nicht, warum eine solche »Maskierung« notwendig wäre – schließlich hätten sie nichts zu verbergen. Ich betonte hierbei, dass es möglich wäre, dass sie im Laufe des Interviews allzu persönliche Sachen erzählen, die andere Menschen von ihnen nicht erfahren sollten und eine Wiedererkennung ihrer Person ermöglichen könnten. Nachdem sie im Erzählfluss tatsächlich sehr emotionale und persönliche Erfahrungen zur Sprache brachten, erkannten und äußerten sie selbst die Notwendigkeit einer Anonymisierung.

3.3.2. Position der Forscherin als »Betroffene«

Im Hinblick auf die Position der Sozialwissenschaftlerin als Teil des zu untersuchenden Gegenstands und die sich daraus ergebenden (hierarchischen) Verhältnisse im Forschungsprozess besteht für mich die Notwendigkeit, meine Position in Bezug auf das Forschungsthema und den Forschungsprozess zu reflektieren. Dies beinhaltet eine Positionierung zu dem von mir ausgewählten Thema und Gegenstand sowie zu den Auswirkungen meiner »besonderen« Position im Forschungsprozess sowie in der Interaktionssituation mit meinen Interviewpartnerinnen.

In Bezug auf die Auswahl meines Untersuchungsgegenstands spielte meine eigene Position als engagierte Migrantin eine entscheidende Rolle. Die Idee, Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen allgemein zum Gegenstand soziologischer Forschung und speziell zum Thema meiner Abschlussarbeit zu machen, entstand in einer Zeit, in der ich mich – zunächst auf persönlicher Ebene – intensiv mit meinem eigenen Engagement beschäftigte und mich mit dessen Motivationen und Auswirkungen auseinandersetzte. Ich dachte über die Umstände nach, die mich zum Engagement geführt hatten, aber auch über die Folgen und Veränderungen, die das Engagement auf meine Einstellung, Haltung und Positionierung zu Deutschland bewirkt hatte. In diesem Kontext erschien es mir interessant herauszufinden, was andere migrierte Frauen²⁶ zum Engagement motiviert und wie sich dieses Engagement auf ihr Leben allgemein ausgewirkt haben könnte. So »entdeckte« ich in einem Bereich, in dem ich in erster Linie außeruniversitär, hobbymäßig und z. T. politisch aktiv war, ein besonderes Forschungsfeld, das sowohl meine wissenschaftliche Neugier als auch meine persönlichen Interessen verband.

Da ich als engagierte Migrantinnen in verschiedenen Kontexten aktiv war, nutzte ich meine Kontakte und Netzwerke, um einen ersten Zugang zum Feld zu finden. Bei den ersten Kontaktanfragen, die ich per Email an mögliche »Vermittlungsstellen« schickte, äußerte ich zunächst nur meine Position als Soziologin/Sozialforscherin. Ich wollte in erster Linie auf das Forschungsthema aufmerksam machen und dessen Resonanz testen – und somit an dieser Stelle mögliche interpersonale Sympathien/Antipathien aufgrund meiner Position als engagierte Migrantin vermeiden. Grundsätzlich erhielt ich stets die generelle Bestätigung, dass es sich um ein wichtiges, jedoch relativ unerforschtes und wenig beachtetes Thema handelt.

²⁶ An diesem Zeitpunkt war mir auch bewusst, dass alle Studien zum Thema »Engagement und Partizipation von Migranten« das Engagement migrierter Frauen entweder vernachlässigten oder grundsätzlich bemängelten. Als engagierte Migrantin in verschiedenen Kontexten *wusste* ich dennoch, dass migrierte Frauen sich in mehreren Bereichen und sehr stark engagieren. In diesem Sinne verstand – und verstehe – ich diese Studie auch als eine Form, engagierte Migrantinnen und ihre Anliegen sichtbar zu machen und gleichzeitig dem etablierten Diskurs über Migrantinnen, die diese als traditionsbehaftete, unterdrückte, passive Frauen konstruiert, entgegenzuwirken.

Als ich bei den weiteren Kontaktaufnahmen die Gelegenheit bekam, mich und mein Forschungsprojekt (z. T. auch persönlich) vorzustellen, entschied ich mich dazu, den Hintergrund und die Motivation für die Studie zu erläutern und dabei meine Position als engagierte Migrantin offenzulegen. Dadurch erhoffte ich mir, den eventuell durch meinen wissenschaftlichen Hintergrund entstandenen „Status- und Wissensunterschied“ (Ruokonen-Engler 2012: 134) teilweise zu vermindern und gleichzeitig eine interpersonale Nähe zu meinen möglichen Interviewpartnerinnen zu entwickeln. Auf die Offenlegung meiner besonderen Position folgten stets positive Reaktionen, Zuspruch sowie eine Art unausgesprochene »Ermächtigung«, nicht nur gegenüber meinem Forschungsvorhaben, sondern auch mir gegenüber als durchführende Sozialforscherin, *weil* ich ebenfalls aus dem Feld komme.

Meine »besondere« Position gewann – über die Kontaktaufnahme hinaus – vor allem in der Interviewsituation an Relevanz. Diese sorgte zunächst für eine interpersonale Nähe, die vor allem auf unseren Gemeinsamkeiten beruhte und das Gefühl einer (wenn auch nur dem Anschein nach) Begegnung »auf Augenhöhe« zwischen mir und meinen Interviewpartnerinnen entstehen ließ. So entdeckte ich immer wieder in den Erzählungen der Migrantinnen viele Anknüpfungspunkte zu meiner eigenen Geschichte und hatte das Gefühl, mich in deren Lage versetzen bzw. mich mit ihnen identifizieren zu können. Gleichzeitig bezogen sich die Frauen in ihren Erzählungen immer wieder auf diese Gemeinsamkeiten und positionierten sich dabei selbst: Sie adressierten mich als wissende Gesprächspartnerin, die – aufgrund der eigenen Migration und des eigenen Engagements – *ganz bestimmt* weiß, wovon sie sprechen und sie deshalb versteht. Sie sprachen zu mir in der Position der Erfahrenen (Frau, Engagierten, Migrantin) in der Hoffnung, mir einen guten Rat geben zu können und z. T. ein Vorbild zu sein; oder sie bezogen sich auf die Erfahrungen als Migrantin und/oder Studentin in Deutschland, die ich *bestimmt gemacht haben muss*, um ihren Standpunkt zu verdeutlichen. Indem sie jedoch auf die Gemeinsamkeiten verwiesen, enthüllten sie gleichzeitig die vielen Differenzen, die vor allem hinsichtlich des Alters, der Generationen, der Herkunftsländer, des Status, der Migrationsgründe und der Ausgangsvoraussetzungen in Deutschland zwischen uns bestanden. In diesem Sinne wurde die Interviewsituation maßgeblich von einer »Balance zwischen interpersonaler Nähe und Distanz« (Ruokonen-Engler 2012: 135) geprägt.

Der Prozess der Auswertung stellt überdies eine Form des „reflexiven Lernens“ (Dausien 1994: 144) dar, denn das empirische Material kann nicht für sich sprechen, sondern muss immer von der Forscherin interpretiert werden. „Im interpretativen Prozeß setzen sich die Forscherinnen gewissermaßen mit ihrer »Subjektivität« – mit ihren wissenschaftlichen Fragen, Interessen,

Theorien ebenso wie mit ihren persönlichen Eigenarten – mit dem empirischen »Material«, den Erfahrungen und Sichtweisen der befragten Frauen, auseinander und gelangen zu erweiterten oder gar neuen Hypothesen“ (Dausien 1994: 144). Aus diesem Grund ist beim Auswertungsprozess „(Selbst-)Kontrolle und Transparenz über das Verhältnis von Offenheit und Strukturierung“ (ebd.) seitens der Forscherin notwendig.²⁷

Ein weiterer, wesentlicher Aspekt in der Gestaltung der Interviewsituation, der darüber hinaus auch für die Interpretation und Darstellung der Erzählungen von Relevanz ist, stellen die Wahl der (Interview-)Sprache und die damit einhergehenden Herausforderungen in der Kommunikation, Interaktion, Analyse und Ergebnisdarstellung dar. Diese sprachlichen Besonderheiten möchte ich anschließend erläutern und kritisch reflektieren.

3.3.3. Sprachliche Besonderheiten im Forschungsprozess

Die Reflexion der Sprachwahl sowie der sprachlichen Darstellung der Interviews als methodisch und analytisch folgenreiche Entscheidungen sind bei Forschungsvorhaben an der Schnittstelle der Biographie- und Migrationsforschung von großer Bedeutung. Im Falle biographischer Erzählungen, die „in besonderer Weise durch sprachliche Eigenheiten und Feinheiten strukturiert“ (Menz 2008: 135) sind, ist es notwendig, den Interviewten die Möglichkeit zu geben, sich sprachlich frei und ohne Einschränkungen äußern zu können. Gewöhnlich orientiert man sich deshalb bei der Sprachwahl an der Muttersprache der Interviewten. Wenn dies seitens der Interviewenden nicht möglich ist, werden entweder muttersprachliche Interviewende und Übersetzer eingesetzt, oder die Beteiligten einigen sich auf eine gemeinsame Verkehrssprache (Enzenhofer/Resch 2011).²⁸ Von großer Relevanz in diesem Zusammenhang ist darüber hinaus die Berücksichtigung des jeweiligen sozialen, politischen und historischen Kontextes der Wahlsprache sowie der sozialen Positionierungen und Machtverhältnisse, die durch diese (re-)produziert werden (vgl. ebd.). Denn Sprache „funktioniert als ein Instrument der Machtausübung und ist gleichzeitig Ausdruck sozialer Hierarchien“ (Lutz 2008: 57).

Meinerseits bestand die Möglichkeit, die Interviews nicht nur auf Deutsch, sondern auch auf Englisch oder Spanisch zu führen. Da die meisten meiner Interviewpartnerinnen eine andere

²⁷ Dies kann z.B. erreicht werden, indem die Forscherinnen ihre Eindrücke, Empfindungen und Irritationen im Forschungsprozess in einer Art »Forschungstagebuch« festhält und das empirische Material zusammen mit anderen ForscherInnen interpretiert.

²⁸ Eine Verkehrssprache, auch *lingua franca* genannt, ist eine weitverbreitete Sprache, „welche die Kommunikation zwischen verschiedenen Sprachgemeinschaften“ (Enzenhofer/Resch 2011) ermöglicht. Als Verkehrssprache für die Interviewdurchführung wird meistens Englisch gewählt.

Mutterprache hatten als ich, dennoch schon seit einigen Jahren in Deutschland lebten und engagiert waren, ging ich zunächst davon aus, dass die Kommunikation auf Deutsch für alle Beteiligten den einfachsten Weg darstellen würde. Deshalb erfolgte die erste Kontaktaufnahme in deutscher Sprache. Die Kommunikation und die Verständigung liefen ohne Schwierigkeiten, die meisten Frauen beherrschten die deutsche Sprache gut bis sehr gut und sprachen sie fließend. Allerdings befürchtete ich, dass die Erzählung der Lebensgeschichte auf Deutsch für einige meiner Interviewpartnerinnen eventuell eine sprachliche Herausforderung darstellen könnte. Die anfängliche Festlegung des Deutschen als Kommunikationssprache sowie das Wissen um die Verschiedenheit unserer Erstsprachen führten dazu, dass die Wahl des Deutschen als Verkehrssprache in den meisten Fällen nicht ausgehandelt werden musste, weil diese gewissermaßen »selbstverständlich« vorausgesetzt bzw. nicht infrage gestellt wurde.²⁹ Auch wenn z. T. einige sprachliche Ungenauigkeiten und Grammatikfehler bestanden, gelang es den meisten Frauen, ohne Hilfestellungen eine fließende, kohärente, chronologisch aufgebaute, sprachlich verständliche und detaillierte Erzählung zu produzieren.³⁰

In diesem Kontext ist darüber hinaus auch zu bedenken, dass Deutsch – genauso wie im Falle meiner Interviewpartnerinnen – auch nicht meine Muttersprache ist. Die Wahl des Deutschen als Verkehrssprache hatte für mich nicht nur pragmatische, sondern auch persönliche Gründe. Deutsch ist die Sprache, in der ich studiere und meine Arbeit schreibe; es ist auch die Sprache, die ich auf wissenschaftlicher Ebene besser beherrsche. Mir sind bestimmte Konzepte und Begriffe nur im Deutschen bekannt. Aber auch mit umgangssprachlichen Wendungen und Ausdrücken bin ich vertraut. Zudem lässt meine Aussprache keinen besonderen »Akzent« erkennen. In diesem Sinne trat ich gegenüber meinen Interviewpartnerinnen in einer doppelten Rolle auf: einerseits als Migrantin, die – wie sie auch – Deutsch nicht als Erstsprache spricht, andererseits aber auch als Gesprächspartnerin, deren Sprachkenntnisse diesen Umstand zunächst

²⁹ Ausnahmen hiervon waren zwei Interviewpartnerinnen. Eine der Frauen, mit der ich aufgrund unserer gemeinsamen Muttersprache von Anfang an auf Spanisch kommunizierte, wechselte während des Interviews die verwendete Sprache. Ich las die Eingangsfrage auf Deutsch vor, woraufhin sie die Anfangserzählung auf Deutsch begann. Nach einigen Minuten unterbrach sie allerdings die Erzählung und begann, ihre Lebensgeschichte aufs Neue – diesmal aber auf Spanisch – zu erzählen. Im Laufe des Interviews nutzte sie jedoch immer wieder deutsche Ausdrücke. Die andere Frau, die sich in der deutschen Sprache nicht immer wie gewünscht bzw. genau ausdrücken konnte, versuchte immer wieder, ihre Gedanken und Ausdrücke auf Englisch zu präzisieren. Anders als bei den meisten Interviewpartnerinnen war für sie die Alltags- und Arbeitssprache meistens Englisch und nicht Deutsch. Der Großteil des Interviews fand dennoch auf Deutsch statt.

³⁰ Bei den Erzählungen (mit Ausnahme der zwei genannten Fälle) hatte ich durchgehend den Eindruck, dass meine Interviewpartnerinnen in ihrer Ausdrucks- und Wortwahl sehr sicher waren bzw. dass ihnen sehr selten die passenden Ausdrücke fehlten. Es kann dennoch vermutet werden, dass nicht alle sprachlichen Äußerungen mit der gewünschten Präzision zur Sprache gebracht werden konnten bzw. dass bei der Verwendung einer Zweit- und/oder Fremdsprache einige sprachliche Eigenheiten, Feinheiten und Dimensionen, die der Erstsprache immanent sind, verloren gehen (vgl. Menz 2008: 135).

nicht unbedingt erkennen lassen. Der (wenn möglich »perfekten«) Beherrschung der deutschen Sprache kommt dabei im öffentlichen Diskurs über Migration und Migrantinnen eine besondere Bedeutung zu: Sie wird gewöhnlich als „Ausdruck von Integrationswilligkeit“ (Lutz 2008: 57) betrachtet. In diesem Sinne könnten diese sprachlichen Besonderheiten meinerseits das Gefühl einer stark asymmetrischen Beziehung zwischen mir und meinen Interviewpartnerinnen entstehen lassen – vor allem bevor ich mich als »Migrantin ohne Deutsch als Erstsprache« positionieren konnte.³¹ Da ich die Frauen aber als erfahrene Engagierte sowie als »Expertinnen ihrer eigenen Biographie« (Dausien 1994: 143) angefragt hatte, kann angenommen werden, dass sie als kompetente, der deutschen Sprache mächtige Gesprächspartnerinnen auftreten bzw. sich dabei als »Integrationswillige« und »Qualifizierte« bewusst positionieren wollten (vgl. Enzenhofer/Resch 2011). Deutsch als Verkehrssprache abzulehnen oder infrage zu stellen, hätte wiederum als Zeichen mangelnder Sprachkenntnisse gedeutet werden und u. U. „zur Markierung einer gesellschaftlich schwachen, untergeordneten Position“ (Lutz 2008: 57) führen können.

Die sprachlichen Besonderheiten wurden darüber hinaus auch im Rahmen der Analyse und Ergebnisdarstellung der Interviews mitberücksichtigt. So wurden die Interviews zunächst wortwörtlich transkribiert. Dies bedeutet, sprachliche Ungenauigkeiten sowie Grammatik- und Ausdrucksfehler wurden dem Wortlaut entsprechend aufgenommen und nicht verbessert. Ziel dabei war, einerseits den Sinn der (z. T. falsch) verwendeten Begriffe und Ausdrücke aus dem Entstehungskontext heraus verstehen, analysieren und interpretieren zu können. Andererseits konnte dadurch aber auch der authentische, sprachschöpferische und kreative Umgang der nichtmuttersprachlichen Interviewpartnerinnen mit der deutschen Sprache gewahrt und für die sequentielle Analyse und Interpretation nutzbar gemacht werden.³² Eine Darstellung der Sprachfehler der Migrantinnen in den Ergebnissen würde jedoch den Fokus sehr stark auf ihre sprachlichen Schwächen bzw. Mängel legen. Da dies meiner Meinung nach eine Abwertung und Marginalisierung ihrer Positionierung als »Expertinnen« und »qualifizierte Gesprächspartnerinnen« zur Folge haben könnte, entschied ich mich dazu, alle Zitate, die zur beispielhaften Darstellung der Interpretationen herangezogen werden, sprachlich zu »glätten« – ohne jedoch

³¹ Diese Annahme bestätigte die Entwicklung unseres Verhältnisses im Laufe des Interviews. Bei der Kontaktaufnahme und ersten persönlichen Begegnung zeigten sich die meisten Interviewpartnerinnen mir gegenüber stets freundlich, doch gleichzeitig formell, distanziert und etwas angespannt. Nachdem ich von meiner Migrationserfahrung und meinem Engagement erzählte – d.h. also nachdem ich »unsere Gemeinsamkeiten« äußerte – änderte sich jedoch die Haltung der Frauen fast reflexartig: Sie wurden lockerer und entspannter, zeigten sich offener und zugänglicher und ließen sich ungezwungen auf die interpersonale Nähe ein.

³² Viele meiner Interviewpartnerinnen konnten sich trotz Ungenauigkeiten und Grammatikfehler dennoch sehr präzise ausdrücken, benutzten umgangssprachliche Ausdrücke, typische Wendungen und Sprichwörter, griffen auf Metaphern zu oder erzählten Sachverhalte mit einer ganz persönlichen, z.T. von ihrer Muttersprache abgeleiteten Wort- und Ausdruckswahl.

dabei den Sinn zu verändern. In diesem Sinne erfolgte eine Art »Übersetzung« „von der in der Mehrheitsgesellschaft marginalisierten Sprache der Migrantinnen in eine dominante Sprache“ (Ruokonen-Engler 2012: 138).

3.4. Auswertung der Interviews

Diese Studie zielt darauf ab, Partizipationsprozesse aus biographischer Perspektive sowie an der Schnittstelle von Struktur und Handeln zu untersuchen. Dies erfolgte zunächst anhand der biographieanalytischen Rekonstruktionen eines Einzelfalls, in dem Partizipationsprozesse in ihrer je spezifischen biographischen, aber auch gesellschaftlichen, kulturellen und sozialen Einbettung und Verschränkung analysiert und rekonstruiert wurden. Für die Auswertung und Interpretation biographischer Erzählungen stehen zwar mehrere narrationsanalytische und texthermeneutische Verfahren zur Verfügung, aber ein eindeutiges, immer gültiges Rezept für die Auswertung gibt es nicht. Je nach Vorhaben, Gegenstand und Fragestellung der Forschung kann es sinnvoll sein, auf einen bestimmten interpretativen Ansatz zurückzugreifen oder auch mehrere Ansätze und Verfahren miteinander zu kombinieren, um Forschungsfrage und -gegenstand so differenziert wie möglich untersuchen zu können.

Demnach entschied ich mich für eine Kombination mehrerer Verfahren. Für die Analyse des Materials orientierte ich mich in erster Linie am Auswertungsverfahren der Narrationsanalyse nach Fritz Schütze (1983, 1984), welches mit einigen Aspekten des Auswertungsverfahrens der biographischen Fallrekonstruktion nach Gabriele Rosenthal (1995, 2014) ergänzt wurde. Darüber hinaus legte ich bei der Analyse einen besonderen Fokus auf die Rekonstruktion der biographischen Selbstpräsentationen, indem verschiedene Textsorten, Prozessstrukturen, Konstruktionen von Differenz und diskursive Elemente ausgearbeitet wurden (Ruokonen-Engler 2012). Diese Kombination verschiedener Ansätze und Verfahren zur Auswertung des empirischen Materials möchte ich an dieser Stelle darlegen.

3.4.1. Aufbereitung des empirischen Materials

Im Rahmen der Studie führte ich zehn biographisch-narrative Interviews mit engagierten Migrantinnen. Diese habe ich nach der Erhebungsphase ein erstes Mal abgehört und mir dabei Notizen über die biographischen Angaben der Interviewpartnerinnen gemacht. Am Ende dieses Verfahrens entstand eine Tabelle, die alle zehn Fälle auf reduzierter Weise darstellte und eine

Gegenüberstellung ermöglichte.³³ Der abduktiven Forschungslogik zufolge wählte ich aus diesen zehn Fällen zunächst einen aus, der ursprünglich als »Ankerfall« der Analyse dazu dienen sollte, das zu untersuchende Feld aufzuschließen. Letztendlich wurde er als einziger, beispielhafter Einzelfall herangezogen und dargestellt, da er eine große Vielfalt an möglichen Dimensionen aufweist, in denen andere Fälle variieren. Anhand der biographischen Daten aus dem Interview erstellte ich eine *Kurzbiographie* bzw. ein *biographisches Portrait* für den herangezogenen Fall.³⁴ Das verwendete Interview wurde vollständig und wortwörtlich transkribiert. Dieses transkribierte Interview wurde im nächsten Schritt einer *formalen Textanalyse* unterzogen (Schütze 1983). Dabei wurde der Text sequenziell, d. h. in der Abfolge seines Entstehens, analysiert. Zur Unterteilung des Textes in einzelne thematische Erzählsegmente – die sogenannte Sequenzierung oder Segmentierung – wurden verschiedene Kriterien berücksichtigt: Rahmenschaltelemente, formale Markierer, Textsortenwechsel sowie Themenwechsel. Die nicht-narrativen Textpassagen (Argumentationen und Beschreibungen) wurden ebenfalls in diesem ersten Analyseschritt mit einbezogen.³⁵

Als nächstes führte ich die *strukturelle inhaltliche Beschreibung* der Erzählsegmente durch, bei der „der Subtext des Textes offen gelegt“ (Küsters 2009: 80) wurde. Hierbei legte ich ein besonderes Augenmerk „auf die Verbindung von formalen und inhaltlichen Elementen [...], auf das Verhältnis zwischen den dargestellten Inhalten und der Art und Perspektive ihrer Darstellung“ (a.a.O.: 79). Darüber hinaus interessierte mich die Art und Weise der Verbindung von Thematik und Textsorten. Entsprechend entschied ich mich an dieser Stelle dazu, Beschreibungen und Argumentationen bei der Analyse zu berücksichtigen und danach zu schauen, „an welchen Stellen im Interview, bei welchen Themenbereichen und biographischen Zeitpunkten, [die Biographin, M.B.A.] argumentiert, beschreibt oder erzählt“ (Rosenthal 1995: 219). Außerdem sollte analysiert werden, wann, wie und warum bestimmte Themen (nicht) eingeführt und dargestellt wurden. Im diesem Analyseschritt wurden darüber hinaus „die einzelnen zeitlich begrenzten Prozeßstrukturen des Lebensablaufs – d. h. fest gefügte institutionell bestimmte Lebensstationen; Höhepunktsituation; Ereignisverstrickungen, die erlitten werden; dramatische

³³ Die erstellte Tabelle mit allen zehn Fällen befindet sich im Anhang.

³⁴ Die Kurzbiographie wird für die Darstellung der biographischen Rekonstruktion herangezogen. Sie dient dabei als Rahmeninformation zur Präsentation der Interviewpartnerinnen sowie zur Orientierung bei der Interpretation der Ergebnisse.

³⁵ Nach dem Auswertungsverfahren von Schütze sollen bei der formalen Textanalyse alle nicht-narrativen Textpassagen eliminiert werden, um sodann „den ‚bereinigten‘ Erzähltext auf seine formalen Abschnitte hin zu segmentieren“ (Schütze 1983: 286). Meiner Meinung nach stellen nicht-narrative Textpassagen jedoch einen unverzichtbaren Bestandteil der sequenziellen Gestalt der biographischen Selbstpräsentation dar.

Wendepunkte; sowie geplante und durchgeführte biographische Handlungsabläufe“ (Schütze 1983: 286) herausgearbeitet und erste deskriptive und analytische Kategorien entwickelt.

Die Ergebnisse der strukturellen inhaltlichen Beschreibung wurden dann bei der *analytischen Abstraktion* – mithilfe der im vorherigen Analyseschritt entwickelten Kategorien – auf abstrakter Ebene miteinander verknüpft. Dadurch war es möglich, „die biographische Gesamtformung, d. h. die lebensgeschichtliche Abfolge der erfahrungsdominanten Prozeßstrukturen in den einzelnen Lebensabschnitten bis hin zur gegenwärtig dominanten Prozeßstruktur“ (ebd.) herauszuarbeiten.³⁶ Abschließend wurden in einem letzten Analyseschritt empirisch fundierte Hypothesen gestellt, anhand derer das empirische Material interpretiert und strukturiert wurde.³⁷

3.4.2. Biographieanalytische Rekonstruktion

Zur Rekonstruktion der biographischen Selbstpräsentation sowie der »Konstruktionsprinzipien« des Dargestellten (Dausien 1994: 154) habe ich – in Anlehnung an Ruokonen-Engler (2012) – eine Kombination von Interpretationsansätzen herangezogen, mit dem Ziel, nicht nur die verschiedenen Textsorten und Prozessesstrukturen der (Partizipations-)Biographie, sondern auch Differenzkonstruktionen und diskursive Elemente als Deutungsmuster herauszuarbeiten und deren Bedeutung für die biographische Handlungsorientierung im Partizipationsprozess sichtbar zu machen. Die herangezogenen Ansätze möchte ich nachfolgend kurz erläutern.

Kognitive Figuren und Zugzwänge des autobiographischen Erzählens

Erzählungen weisen in der formalen Struktur ihrer Darstellung eine systematische Ordnung auf, die sowohl „auf die interaktive Dynamik und Gesprächsorganisation der kommunikativen Situation“ als auch „auf die Struktur der wiedererinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung“ (Schütze 1984: 79) zurückzuführen sind. Diese Ordnungsstruktur wird von den *kognitiven Figuren* sowie den *Zugzwängen des Erzählens* bestimmt (Kallmeyer/Schütze 1977; Schütze 1984). Diese sind „das Erinnern und Erzählen steuernde konventionelle Orientierungsdimensionen“ (Ruokonen-Engler 2012: 130).

Die erste kognitive Figur stellen die *Biographie- und Ereignisträgerin(nen) und ihre Beziehungen untereinander* dar. Zu Beginn der Stegreiferzählung erfolgt stets die Selbsteinführung der

³⁶ Die Ergebnisse der analytischen Abstraktion bildeten die Grundlage für die Darstellung der biographischen Fallrekonstruktionen in dieser Arbeit.

³⁷ Im Rahmen dieser Studie war die Analyse ausschließlich dreier Fälle möglich. Deshalb strebte ich keine Entwicklung einer „gesättigten“ Typologie, sondern beabsichtigte lediglich eine empirisch fundierte Theoretisierung des untersuchten Phänomens.

Erzählerin als Biographieträgerin. Darüber hinaus können auch andere EreignisträgerInnen eingeführt werden, wie signifikante Andere, unbelebte Objekte oder kollektive soziale Einheiten, denen eine lebensgeschichtliche Bedeutung zukommt und die in Interaktion mit der Biographieträgerin treten (Schütze 1984: 84f). Es ist zwar möglich, dass die Biographieträgerin in bestimmten Erzählpassagen ihre Rolle als Geschichtsträgerin zugunsten anderer EreignisträgerInnen verliert, doch im Verlauf der Stegreiferzählung kommt die Erzählerin immer wieder auf sich selbst als Biographieträgerin zurück (a.a.O.: 87).

Eine autobiographische Erzählung entfaltet sich darüber hinaus als „Abfolge von Zustandsänderungen“ (a.a.O.: 88) der Biographieträgerin. Demzufolge ist die Biographieträgerin stets in Ereignisabläufe – d. h. *Ereignisketten* – verwoben. Diese bestehen aus Einzelereignissen, die in systematischer Beziehung zueinander stehen und supra-segmentale, übergreifende Prozessabläufe bilden. Entscheidend ist hierbei die *Erfahrungshaltung*, die die Biographieträgerin den Ereignisabläufen gegenüber einnimmt. Es können vier „grundsätzliche Arten der Haltung gegenüber lebensgeschichtlichen Erlebnissen“ (Schütze 1984: 92) bzw. »Prozessstrukturen des Lebenslaufs« unterschieden werden:

Biographische Handlungsschemata erfordern eine aktive, intendierte Haltung der Biographieträgerin und können auch von ihr geplant sein; der Erfahrungsablauf besteht in dem erfolgreichen oder erfolglosen Versuch, sie zu verwirklichen. *Institutionelle Ablaufmuster der Lebensgeschichte* orientieren sich an vorgegebenen Normen und Werten; beinhalten eine Angleichung an institutionelle Erwartungsstrukturen. *Verlaufskurven* sind als übermächtig erscheinende Ereignisse, auf die die Biographieträgerin »konditionell« reagiert, „um mühsam einen labilen Gleichgewichtszustand der alltäglichen Lebensgestaltung zurückzugewinnen“ (ebd.). *Wandlungsprozesse* können nicht antizipiert werden; bedeuten eine systematische Veränderung der Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten.

Eine weitere kognitive Figur stellen die *sozialen Rahmen* dar, also die *Interaktions- und Handlungssituationen*, *Lebensmilieus* und *sozialen Welten*, die als Orientierungs- und Vorstellungskontexte fungieren, innerhalb dessen sich die Lebensgeschichte entfaltet (a.a.O.: 98). Die Biographieträgerin muss demzufolge „den jeweils spezifisch erfahrbaren und intentional adressierbaren sozialen Rahmen angeben, vor dessen Horizont die Zustandsänderung überhaupt erst sichtbar und faktisch möglich wird“ (ebd.). Darüber hinaus muss auch die *Gesamtgestalt der Lebensgeschichte* als kognitive Figur betrachtet werden. Diese hat einen von der Erzählerin „thematisierten Aspekt“ bzw. „einen Gesichtspunkt, unter welchem [die Erzählerin] das Erfahrungsmaterial aufordnet“ (Schütze 1984: 103).

Der Erzählfluss lebensgeschichtlicher Erzählungen wird schließlich durch bestimmte zeitliche, räumliche, konventionelle und normative Vorstellungen strukturiert und gesteuert, die dafür sorgen, dass die Geschichte plausibel, glaubwürdig und verständlich erzählt wird. Diese *Zugzwänge des Erzählens* (Kallmeyer/Schütze 1977) bewirken, dass zwar nicht alle, jedoch mindestens die wesentlichen Sachverhalte, Ereignisse und Ereignisfolgen eines Vorgangs erzählt werden. Die Erzählerin »spürt« bei der Entfaltung ihrer Erzählung das »Bedürfnis«, über manche, für das Verständnis der Geschichte relevante Sachverhalte ausführlicher zu erzählen (*Detailierungszwang*), die erzählte(n) Geschichte(n) vollständig, sequentiell geordnet darzustellen und abzuschließen (*Gestaltschließungszwang*) sowie „nur das zu erzählen, was an Ereignissen als ‚Ereignisknoten‘ innerhalb der zu erzählenden Geschichte relevant ist“ (*Kondensierungszwang*) (Kallmeyer/Schütze 1977: 188).

Biographische Konstruktion von Differenz

In Anlehnung an den narrationstheoretisch fundierten und sozialkonstruktivistisch orientierten Ansatz der Biographieforschung (Dausien 2000a, 2001) habe ich in dieser Studie versucht, Differenzkonstruktionen im Zusammenhang mit individuell-biographischen Erfahrungen zu rekonstruieren und sie in ihren strukturellen Auswirkungen für das Handeln der Subjekte zu analysieren. Dies bedeutet, zu untersuchen, ob Differenzen (z. B. in Bezug auf Geschlecht oder Ethnizität) „zu biographisch bedeutenden Kategorien des Handelns sowie der Selbstpräsentation avancieren und so aus der Biographie rekonstruiert werden können“ bzw. „wie und in welchen Prozessen die Differenzen (...) an der Konstitution von Subjektivität und Handlungsfähigkeit beteiligt sind“ (Ruokonen-Engler 2012: 155). So wird analysiert, wie Differenzen „individuell-biographisch bearbeitet – aufgegriffen oder zurückgewiesen, unterlaufen, kritisiert und mit eigenem Sinn ausgestattet – werden“ (Dausien, zit. in: ebd.).

Diskurse als Deutungsmuster

Für die Analyse der biographischen Konstruktionen als Vermittlungsakt zwischen Individuum und Gesellschaft sowie Handeln und Struktur erschien mir schließlich zielführend, auch diskursive Elemente zu untersuchen. Menschliches Handeln – und damit auch die biographische Selbstpräsentation – wird nicht nur von psychischen Mechanismen oder institutionellen Anforderungen hervorgebracht, sondern unterliegt auch Diskursen³⁸. Diskurse haben eine wirklichkeitskonstituierende Funktion: Sie können „die denkenden Subjekte ‚umstellen‘, sodass diese

³⁸ Für eine Definition des Diskurs-Begriffs siehe den „Exkurs zum Begriff der »Migrantin«“ in dieser Arbeit.

im Extremfall von ihnen ‚durchdrungen‘ bzw. durch sie ‚erschaffen‘ werden, indem sie nämlich ganz selbstverständlich und unreflektiert ihnen gemäß denken und handeln“ (Schäfer/Völter 2005: 182, Anm. 2). Ihre faktische Wirkung entfaltet sich „in Handlungs- und Deutungsmustern als Generatoren und Stabilisatoren von Alltagshandeln und Selbstbildern“ bzw. als Teil des „biographischen Hintergrundwissens“ (a.a.O.: 179). Sie lassen sich als solche in den Biographien rekonstruieren. Subjekte können Diskurse allerdings nicht nur reproduzieren, sondern auf diese aktiv und performativ einwirken und sich dabei an ihrer Produktion und Transformation beteiligen (a.a.O.: 180). Auf der analytischen Ebene untersuchte ich folglich, ob und in welchem Zusammenhang die Interviewten bei ihrer biographischen Selbstpräsentation auf bestimmte migrations- und/oder geschlechtsspezifische Diskurse zurückgreifen und welche Auswirkungen diese auf ihre Handlungsorientierung bzw. Selbstpräsentation haben.

4. Biographische Fallrekonstruktion

Dieses Kapitel befasst sich mit den Ergebnissen der biographieanalytischen Auswertung eines Einzelfalls. Einzelfallanalysen ermöglichen nicht nur die Erfassung des jeweiligen subjektiven Sinns, sondern auch des Allgemeinen am individuellen Fall. Bei der Auswertung des biographisch-narrativen Interviews habe ich das Ziel verfolgt, den biographischen Partizipationsprozess – also die Partizipationsbiographie – sowie unterschiedliche biographische Subjektivierungsprozesse und Positionierungen zu rekonstruieren. Dabei spielte vor allem der »Prozesscharakter« von Biographien eine wesentliche Rolle: So wurden die dargestellten Erfahrungen in Bezug auf Partizipation sowohl „in ihrer lebensgeschichtlichen Aufschichtung und Entwicklung“ als auch „in der Prozeßhaftigkeit ihrer Darstellung im Interview“ (Dausien 1994: 146) rekonstruiert. Dabei ging es nicht um die Analyse einer objektiven »Wahrheit«, sondern um die Rekonstruktion der biographischen Konstruktionen »ersten Grades« (Schütz 1971), d. h. „der im empirischen Material aufgedeckten »Konstruktionsprinzipien« des Biographischen, die Aufschluss über die subjektive Welt- und Selbstsicht, die Handlungsorientierung, Handlungsbedingungen und Bewältigungsstrategien geben“ (Ruokonen-Engler 2012: 162, H.i.O.). Aus diesem Grund erscheint es mir besonders wichtig, für die Darstellung der biographischen Fallrekonstruktion eine Form zu wählen, in der einerseits die Aussagen nicht aus ihrem Entstehungszusammenhang gerissen, andererseits aber die großen Mengen biographischen Materials in einer ergebnisorientierten Weise dargestellt werden. Dementsprechend entschied ich mich für eine Darstellungsform, die diesem Umstand Rechnung trägt:

Bei der folgenden Ergebnisdarstellung widmete ich mich zunächst der Reflexion des Interviews (Kontaktaufnahme, Interviewsituation, Gesamteindruck)¹. Danach stellte ich meine Interviewpartnerin anhand des biographischen Portraits vor, in dem die zentralen Lebensereignisse aus der Biographie chronologisch zusammengefasst wurden. Anschließend erläuterte ich die Ergebnisse der Analyse.

Bei der Darstellung der Ergebnisse sollte vor allem die sequentielle Struktur und Gestalt der biographischen Erzählung erhalten bleiben sowie der Interpretationsprozess in abstrahierender Weise sichtbar werden, um so die Gesamtformung der Partizipationsbiographie herausarbeiten zu können. Die in der strukturellen Beschreibung entwickelten und später in der analytischen Abstraktion vertieften Kategorien und theoretischen Konzepte dienten zur Strukturierung und

¹ Die Grundlage dieser Darstellung bilden meine Forschungsnotizen sowie die Memos, die ich nach jedem Interview verfasst habe.

Verknüpfung der Ergebnisse. Besonders aussagekräftige und zentrale Interviewpassagen, in denen sich die wichtigsten Entwicklungs- und Transformationsprozesse verdichtet abzeichneten – so genannte Kernstellen –, wurden zur Veranschaulichung der theoretischen Überlegungen herangezogen. Schließlich wurden die Ergebnisse der Analyse zusammengefasst und dabei das Typische des Einzelfalls sowie die spezifischen Partizipationsprozesse sowie Positionierungen der Interviewten herausgearbeitet.

Zur Gewährleistung des Schutzes der Interviewpartnerin wurde ihr Name geändert. Für die Darstellung des Namens als Fallmerkmal habe ich mich dazu entschieden, ein Format zu wählen, das der eigentlichen Anredeform in der Interview- und Kommunikationssituation entsprach. Die Anredeform spiegelt nicht nur das Nähe-Distanz-Verhältnis zwischen mir und meiner Interviewpartnerin wider, sondern stellt darüber hinaus ein wichtiges Element der Subjektivitätskonstruktion und dementsprechend der Positionierungen der interviewten Frau im biographischen Partizipationsprozess dar.

4.1. Frau Nazemis Partizipationsbiographie: „Ich bemühe mich“

Frau Nazemi² war in dem Gesamtsample (erste Auswahl) zwar die dritte Interviewpartnerin, ihr Interview habe ich jedoch im zweiten Auswahlschritt als erstes analysiert. Dieses Interview kann dementsprechend als »Ankerfall« bezeichnet werden. Frau Nazemis Partizipationsbiographie zeigt einen Partizipationsprozess auf, der sich als (zum großen Teil nicht-intendierte) Reaktion auf den Verlust von Handlungsfähigkeit nach der Migration rekonstruieren lässt. Die Gesamtgestalt des Interviews kreist um ihren Versuch, die als (vor allem in persönlicher und beruflicher Hinsicht) übermächtig empfundene »Ohnmachtssituation« in Deutschland zu bewältigen.

4.1.1. Reflexion des Interviews

Kontaktaufnahme

Das biographisch-narrative Interview mit Frau Nazemi fand im November 2014 statt. Frau Nazemi wurde mir als Interviewpartnerin von einer Bekannten vermittelt, der ich im Zuge einer

² Die Wahl des Anrede-Formats »Frau + Nachname« hat zwei Gründe: Einerseits war dies die Form, in der ich Frau Nazemi ansprach, andererseits bezeichnete sie sich selbst in der Erzählung wiederholt als »Frau Nazemi« und sprach dabei von sich in der dritten Person. Die Bedeutung dieser Selbst-Bezeichnung wird in der weiteren Analyse untersucht.

zufälligen Begegnung von meiner Masterarbeit und der Suche nach Interviewpartnerinnen erzählte. Ich bekam Frau Nazemis Kontaktdaten mit der Bitte, sie telefonisch zu kontaktieren. Ich rief sie mehrmals an, konnte sie jedoch zunächst nicht erreichen. Nach einigen Versuchen gelang es mir, mit Frau Nazemi zu sprechen. Das Gespräch war sehr kurz und schnell. Sie stimmte dem Interview sofort zu und schlug direkt einen Termin und sogar einen Ort (die Räumlichkeiten eines Jugendclubs, die sie im Rahmen ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit kennt und nutzt) für das Treffen vor. Ich willigte ein, wir verabschiedeten uns und beendeten das Telefonat.

Interviewsituation

Vor dem Interview mit Frau Nazemi hatte ich schon zwei andere biographisch-narrative Interviews geführt. Dies ermöglichte mir, u. a. die erzählimpulsgebende Frage sowie die Nachfragen auszuprobieren und anzupassen, Erfahrungen mit unerwarteten Ereignissen in der Interviewsituation zu sammeln, in die Rolle der Interviewerin einzufinden und mich grundsätzlich sicherer in der Anwendung der biographisch-narrativen Methode zu fühlen. Die aus den ersten zwei Interviews gewonnenen Eindrücke gaben mir darüber hinaus das Gefühl, dass nicht nur meine Fragestellung relevant war, sondern auch, dass die interviewten Frauen grundsätzlich bereit waren, mir – einer in den meistens Fällen völlig unbekannten Person – ihre Lebensgeschichte zu erzählen.³ Diese positiven Erfahrungen schlugen sich in einer etwas sichereren und ruhigeren Haltung gegenüber Frau Nazemi nieder.⁴

Am Tag des Interviews traf ich Frau Nazemi wie abgesprochen an der Straßenbahn-Haltestelle in der Nähe des Jugendclubs, in dessen Räumlichkeiten das Interview stattfinden soll. Wir begrüßten uns mit Handschlag und liefen zusammen zum Jugendclub. Auf dem Weg erzählte sie mir, dass der Jugendclub an dem Tag geschlossen sei und wir deshalb dort ungestört das Interview durchführen könnten. Dort angekommen zeigte sie mir die Räumlichkeiten, bat mir einen Kaffee an und ging in die Küche. Währenddessen bereitete ich mein Equipment vor. Bis zu diesem Zeitpunkt erlebte ich Frau Nazemi als freundlich, gleichzeitig jedoch distanziert und formell. Sie kam mit dem Kaffee zurück und setzte sich an den Tisch. Zunächst erklärte ich Frau Nazemi den Ablauf der Einführung und wies noch einmal darauf hin, dass ich das Interview auf Tonband aufnehmen möchte. Besonders interessant erschien mir diesbezüglich, dass

³ Dies war jedoch, wie schon weiter oben angemerkt, nicht immer der Fall.

⁴ Aufregung und Nervosität waren trotzdem vorhanden. Dies wurde mir vor allem am Ende des Interviews klar, als ich feststellte, dass ich den Hinweis auf den Datenschutz und die Anonymisierung vergessen hatte. Dies holte ich in unserem Nachgespräch nach.

sie ebenfalls ein Aufnahmegerät mitgebracht hatte. Sie äußerte den Wunsch, das Interview aufzeichnen zu wollen, um sich im Nachhinein des Gesagten versichern zu können bzw. Missverständnisse auszuschließen. Diese Haltung deutete möglicherweise auf Angst und Unsicherheit seitens Frau Nazemi hin, die vermutlich auf das Format der spontanen Stegreiferzählung und die damit verbundene Unmöglichkeit zur Vorbereitung und zur z. T. bewussten Steuerung der Erzählung zurückzuführen sind. Um ihre Unsicherheit zu reduzieren, erklärte ich mich bereit, ihr den transkribierten Text zukommen zu lassen und stimmte ihrem Wunsch nach eigener Aufnahme zu. Anschließend stellte ich mich und mein Forschungsvorhaben noch einmal ausführlich vor und erklärte ihr den Ablauf des Interviews.

Anmerkungen zum Interview und Gesamteindruck

Die Grundlage der nachstehenden Darstellung bildet die Analyse der Interviewtranskription. Das Transkript umfasst 44 Seiten, von denen 16 auf die Haupterzählung und 28 auf den Nachfrageteil mit anschließender Bilanzierung entfallen. Das Interview dauerte fast zwei Stunden und wurde einmal durch einen Handy-Anruf für Frau Nazemi und ein zweites Mal durch das Ankommen des Hausmeisters unterbrochen. Während des Interviews fragte mich Frau Nazemi, ob meine Familie auch in Deutschland lebe. Im Zuge der in der Interviewsituation erreichten interpersonalen Nähe erschien es mir wichtig, auf die Frage einzugehen. Ich antwortete zunächst kurz darauf und erklärte mich bereit, am Ende des Interviews mehr darüber zu erzählen. Nach dem Interview griff Frau Nazemi ihre Frage wieder auf, woraufhin ein relativ langes Nachgespräch folgte.

Frau Nazemi erzählt ihre Geschichte ausführlich und flüssig, beginnt allerdings mit einer Positionierung als Migrantin und mit der Migrationssituation. Die thematische Struktur der biographischen Erzählung orientiert sich somit an ihren Erfahrungen nach der Migration. Ihre Partizipationsbiographie entfaltet sie grundsätzlich nur aus dieser Position.⁵ Frau Nazemi gibt ihre damaligen Erfahrungen und Situationen sehr häufig mit der »wörtlichen Rede« wieder. Damit werden zum einen eine Hervorhebung und Betonung des Gesagten ermöglicht, zum anderen auch eine authentischere »Nachinszenierung« vergangener Erlebnisse erschaffen. Die direkte Rede bleibt mit der Erlebniswelt der Biographin verbunden und reproduziert auch die expressiv-emotive Seite des Erlebten. Darüber hinaus ist Frau Nazemi in der Lage, sich sehr gewandt auszudrücken bzw. wirkt in ihren sprachlichen Äußerungen überwiegend sicher. Sie benutzt

⁵ Auch als ich im Nachfrageteil nach der Zeit vor der Migration fragte, ging Frau Nazemi nur sehr kurz und oberflächlich darauf ein und stellte sehr schnell wieder den Bezug auf das Leben in Deutschland her.

immer wieder (umgangs-)sprachliche Wendungen sowie Metaphern. Dies ist ein Indiz dafür, dass sie über die Jahre ein »Gefühl« für die Sprache entwickelt hat.

4.1.2. Das biographische Portrait⁶

Maimouna Nazemi kommt aus Afghanistan und ist Lehrerin von Beruf (Mathematik und Physik). Sie migriert zusammen mit ihrem Ehemann im Jahre 1979 nach Deutschland als Folge des in dem Herkunftsland durch die sowjetische Intervention ausgebrochenen Krieges.⁷ Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie Ende 50, lebt schon seit 36 Jahren in Deutschland und hat zwei Kinder. Sie ist Vorsitzende eines afghanischen Vereins und engagiert sich auch in Kooperation mit Schulen im Bereich der Elternarbeit.

Frau Nazemi wird Mitte der 1950er Jahre in Afghanistan geboren. In ihrer Familie gibt es insgesamt sechs Geschwister. Der Vater stirbt sehr früh. Aus diesem Grund muss die Mutter alleine alle Kinder großziehen. Als Frau Nazemi zwanzig ist, lernt sie ihren Ehemann kennen, der zuvor in Deutschland studierte. Sie heiraten und leben in Afghanistan zwei Jahre zusammen. Als der Krieg 1979 ausbricht, beschließt das Ehepaar, nach Deutschland auszuwandern. Frau Nazemi ist zu diesem Zeitpunkt ca. im zweiten Monat schwanger. In Deutschland angekommen leben sie zunächst in einem Hotel. Der Ehemann fängt zwei Tage nach der Ankunft an zu arbeiten. Im August 1979 kommt die Tochter zur Welt; sie wohnen noch im Hotelzimmer. Der Arbeitgeber des Ehemannes bietet ihnen eine Drei-Zimmer-Wohnung an. Das Ehepaar übernimmt alle Renovierungsarbeiten und zieht mit der Tochter in die neue Wohnung ein.

Zu dieser Zeit wird die Tochter krank. Frau Nazemi kann dem Arzt aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse nicht erklären, was ihre Tochter hat. Daraufhin beschließt sie, Deutsch zu lernen. Erst lernt sie zu Hause mit ihrem Ehemann, doch aufgrund vieler Diskussionen bricht sie den Unterricht nach kurzer Zeit ab. Frau Nazemi spricht in dieser Zeit nur »gebrochenes« Deutsch mit ihrer Tochter. Als die Tochter zwei Jahre alt ist, kommt ihre Cousine aus Afghanistan zu Besuch, die sie dazu motiviert, arbeiten zu gehen. Sie nimmt zunächst einen Job als Küchenhilfe in einem Restaurant an, wird aber im Laufe der Zeit immer wieder befördert. Dort kandidiert sie als Vorsitzende des Betriebsrates und wird von allen MitarbeiterInnen gewählt. Zwölf Jahre nach der Geburt der Tochter wird Frau Nazemi zum zweiten Mal schwanger und

⁶ Das biographische Portrait sowie die Interpretation des Interviews im folgenden Kapitel werden aus Gründen der Authentizität und der lebendigen Erzählung in Präsensform verfasst.

⁷ Im Jahr 1978 kam die kommunistische Demokratische Volkspartei Afghanistans an die Macht, es gab jedoch Widerstand gegen die neue Volksrepublik seitens islamistischer Mudschaheddin-Gruppen. Der Kampf gegen die kommunistische Regierung verursachte schließlich einen Bürgerkrieg. Die Sowjetunion fürchtete eine Allianz Afghanistans mit den USA und griff daraufhin militärisch in das Land ein.

bleibt daraufhin eineinhalb Jahre zu Hause. Als sie in das Restaurant zurückkommt, gibt es einen neuen Betriebsleiter, der sie noch einmal befördert. Zur gleichen Zeit nimmt sie an einem Afghanistan-Projekt teil, besucht Weiterbildungen und unterrichtet ihre Muttersprache ehrenamtlich in einem afghanischen Verein.

Zehn Jahre später erkrankt Frau Nazemi an einer Depression und wird arbeitsunfähig. In dieser Zeit kehrt sie zum ersten Mal nach Afghanistan zurück und ist von den Zuständen dort erschüttert. Zurück in Deutschland verstärkt sich ihre Depression. Sie bleibt weiterhin arbeitsunfähig, engagiert sich dennoch weiter im Verein und darüber hinaus auch im Bereich der Elternarbeit. Im Rahmen ihrer ehrenamtlichen Arbeit wird sie für ein Fernsehinterview mit ihrer Tochter angefragt. Daraufhin wird sie zu einer Gesprächsrunde zum Thema afghanische Kinder in der Schule eingeladen. Ferner erhält sie ein Job-Angebot von einer Schule, um afghanische Kinder zu unterrichten. Nach einem Jahr in der Schule wird ihr Unterricht erweitert und in den offiziellen Lehrplan eingebunden. Frau Nazemi arbeitet dort zehn Jahre lang in einer Kettenbefristung und bekommt schließlich einen unbefristeten Vertrag. Schließlich gründet sie zusammen mit einem Arbeitskollegen einen Verein, der Kinder und Jugendliche aus Intensivklassen unterstützt und Deutschkurse für Migrantinnen anbietet. In diesem Verein ist sie bis heute tätig.

4.1.3. Biographieanalytische Falldarstellung

Im Folgenden möchte ich die Rekonstruktion der Partizipationsbiographie von Frau Nazemi darstellen und die zentralen, aus der strukturellen Beschreibung herausgearbeiteten und in der analytischen Abstraktion konkretisierten Kategorien der biographischen Subjektivierung von Frau Nazemi im Kontext ihres Partizipationsprozesses erörtern. Diese Kategorien sind: 1) die Konstruktion der Migration als Ohnmachtserfahrung und Alltagsbewältigungskrise; 2) die Konstituierung des Verselbstständigungs- und Ermächtigungsprozesses durch Mutterschaft und Arbeit; 3) die Wandlung des Verhältnisses zum Herkunftsland als partizipative Wendung; 4) das Engagement als Vermittlungs- und Transformationsprozess zwischen der Herkunftslandverbindung und der Verankerung sowie Etablierung im Migrationsdasein; 5) die Positionierung als »integrierte« Migrantin.

4.1.3.1. Migration als Ohnmachtserfahrung und Alltagsbewältigungskrise

Frau Nazemi beginnt ihre Erzählung mit einer expliziten Positionierung als Migrantin. Von dieser Position ausgehend beginnt sie ihre Selbstpräsentation, nicht wie üblich mit den frühen

biographischen Erfahrungen, sondern mit der Erfahrung der Migration. Die Migrationserfahrung stellt somit ein grundlegendes Element für die Entwicklung der Geschichte dar. Dabei lassen sich anhand des ersten Suprasegments »Das (Nicht-)Ankommen in Deutschland« (HE 1/15-3/98)⁸ zwei Dimensionen als zentrale biographische Erfahrungsstrukturen herausarbeiten: die Erfahrung der Ohnmacht und die Krise in der Alltagsbewältigung. In der anschließenden Darstellung werden diese Dimensionen vertiefend erläutert.

Eingangssequenz

Für die Analyse des gesamten biographischen Interviews ist die Interpretation der Eingangssequenz von besonderer Bedeutung, da sich in dieser die Struktur der folgenden Erzählung bereits herausbildet. Deshalb möchte ich zunächst das erste Segment näher betrachten.

FN: Alles klar - so wie Sie vorhin erzählt haben, ich bin auch Migrantin, li//mein Hintergrund ist Afghanin

I: mhm [bejahend]

FN: ich komme aus Afghanistan und damals mit dieser Geschichte -- ähm Krieg in Afghanistan 1979 bin ich ähm hier einmarschiert mit meinem Mann äh nach Deutschland - ähm zu flüchten so heißt das

I: mhm

FN: ähm und das war für uns diese Geschichte vorübergehend, wir gehen jetzt nach Deutschland, weil mein Mann hier in Deutschland studiert hat - und dann war er in Afghanistan und dann haben wir uns kennengelernt in Afghanistan - waren wir frisch verheiratet [räuspert sich] ich war damals auch so hm zwanzig Jahre alt (HE 1/15-2/25)

Frau Nazemis Eingangserzählung beginnt mit einer Selbsteinführung als Biographieträgerin über die Benennung ihrer Position als Migrantin und einer geographischen Verortung. Sie bezieht sich dabei auf die eigene Biographie und Herkunft vor dem Hintergrund der Migration. Die Migrationserfahrung ist der zentrale Aspekt, um den Frau Nazemi ihre Partizipationsgeschichte strukturiert. Damit wird die Position offengelegt, aus der sie ihre Lebensgeschichte erzählt. Diese zieht sich durch das gesamte Interview. Mit ihrer Positionierung als afghanische

⁸ Das Kürzel für den Verweis auf die Interviews besteht aus folgenden Komponenten: die Abkürzung für Haupterzählung (HE) oder Nachfrageteil (NFT) und die Zeilennummerierung (Seitenzahl/Zeile). Alle zitierten Interviewpassagen werden in der Darstellung sprachlich geglättet. Um die Lesbarkeit zu erleichtern, werden die angewendeten Transkriptionsnotationen nur z.T. übertragen (zur Bedeutung der Transkriptionsnotationen siehe Anhang).

Migrantin stellt sie darüber hinaus den Bezug auf die von mir gestellte Erzählimpulsfrage her und ratifiziert gleichzeitig unser Arbeitsbündnis.

Nach dieser Verortung ihrer Biografie auf der Migrations- und national-geographischen Achse erfolgt unmittelbar die Erläuterung des Migrationsgrundes: der Ausbruch des Krieges in ihrem Herkunftsland. Die Verwendung des Verbs *einmarschieren* kann als Verbalisierung des damaligen Erlebens gedeutet werden. Es hat eine militärische bzw. kriegerische Konnotation und weist auf das Empfinden der Migration als »Marsch« hin, d. h. eine Wanderung, bei der man sich in relativ schnellem Tempo über größere Distanzen vorwärts auf ein Ziel zubewegt. In diesem Zusammenhang wird auch ihr Mann als Erfahrungsbegleiter eingeführt. Mit dem Begriff *flüchten*, der unmittelbar als Verbesserung bzw. Spezifizierung genutzt wird, konkretisiert sie den Grund ihrer Migration, der bis dahin nur angedeutet wurde. Sie verlässt ihr Herkunftsland, weil dort plötzlich eine akute Gefahr droht. Im Gegensatz zu »fliehen« liegt bei »flüchten« die Betonung auf Bewegung und Geschwindigkeit. Mit der Offenlegung des Migrationsgrundes unterstreicht sie darüber hinaus die aussichtslose Situation, die sie zur Migration genötigt hat. Die Migration bzw. die Flucht wird als einziger Ausweg aus der akuten Lebensgefahr empfunden und deshalb als einzig mögliche Lösung anstandslos hingenommen. Die Zeit zwischen Geburt und Migration – also das Leben in Afghanistan – hat offenbar für die Entwicklung der Geschichte keine große Relevanz und wird übersprungen.

Die Migration ist zunächst nicht als dauerhafter Aufenthalt, sondern als eine Interimslösung während der Kriegszeit vorgesehen. Dies weist noch einmal auf die Dringlichkeit und die Not hin, die sie quasi zur Migration getrieben haben. Die Gefahr des Krieges zwingt sie zum Handeln. Dabei erscheint die Migration als einzig richtige Entscheidung und wird relativ bedenkenlos akzeptiert – vor allem, weil sie als vorübergehender Zustand aufgefasst wird. Dies lässt ihre Einstellung gegenüber der Migration erkennen: Sie ist mit der Hoffnung auf unmittelbare Sicherheit, aber auch mit der Absicht auf spätere Rückkehr in ihr Herkunftsland verbunden.

Auch bei der Auswahl des Migrationsziels scheint es nur eine einzige, »selbstverständliche« Lösung zu geben, die auf ihren Mann und dessen Verbundenheit mit Deutschland aufgrund seines dortigen Studiums zurückgeführt werden kann. Dem Ehemann kommt somit die Rolle des strategischen Entscheidungsträgers zu. Dadurch distanziert sich Frau Nazemi gleichzeitig von der Verantwortung der Auswahl und gibt zu erkennen, dass sie ihrem Ehemann gefolgt ist. So lässt sich auch ihre Beziehung zum »Aufnahmeland« rekonstruieren. Neben der Hoffnung auf Sicherheit und der Absicht auf Rückkehr verbindet sie mit Deutschland die (Macht-)Posi-

tion ihres Ehemannes und gleichzeitig ihre eigene Entscheidungs- und Handlungsunmöglichkeit. Frau Nazemis kritische Haltung zum Ungleichgewicht der Machstellungen in ihrer Partnerschaft lässt sich zunächst anhand der Zeitraffung und der Auslassungen der Erzählung rekonstruieren: Der Ehemann wird zwar als Ereignisträger eingeführt, Frau Nazemi relativiert jedoch seine (Macht-)Position, indem sie der Beziehung bzw. ihm als Ereignisträger in der Geschichte wenig Platz einräumt.

Die wechselseitige Beziehung zur deutschen Sprache und zum Ehemann

Nachdem Frau Nazemi kurz über die Beziehung zum Ehemann und die Zeit vor der Migration erzählt hat, verortet sie sich in Deutschland und geht auf ihre Konfrontation mit der deutschen Sprache ein.

FN: Wo ich nach Deutschland kam, konnte ich kein Wort Deutsch, während ich habe auch keine, ehrlich gesagt kein Interesse für diese Sprache gehabt in Afghanistan, wo mein Mann sich mit den Arbeitskollegen oder - Freunden getroffen hat - die Sprache hat mir - hat mir so schlecht in den Ohren geklungen und da habe ich gesagt ‚boah dieses//die Sprache wird//würde ich nie im Leben lernen‘ - vielleicht habe ich zu viel gesagt - und kam ich nach Deutschland und konnte ich wirklich kein Wort Deutsch (HE 2/25-2/30)

Als Frau Nazemi nach Deutschland kommt, ist sie nicht in der Lage, Deutsch zu sprechen. Obwohl sie schon in Afghanistan durch die ArbeitskollegInnen und FreundInnen ihres Ehemannes in Kontakt mit der deutschen Sprache gekommen ist, interessiert sie sich nicht dafür. Die Abneigung gegen die Sprache geht so weit, dass sie sich grundsätzlich weigert, sie jemals zu erlernen. Ihre ablehnende und distanzierte Haltung bezüglich der deutschen Sprache kann als Erweiterung bzw. Übertragung aus der Einstellung gegenüber dem Migrationsland verstanden werden. Sowohl der Bezug zu Deutschland als auch die deutsche Sprache sind mit der Lebens- und Arbeitswelt des Ehemannes verbunden. Die Verweigerung der deutschen Sprache bietet ihr einen Handlungsspielraum: damit grenzt sich Frau Nazemi von ihrem Ehemann ab und positioniert sich als selbstständige Akteurin. Gleich im Anschluss folgt eine Bewertung, in der das davor Gesagte jedoch aus heutiger Sicht relativiert wird. Da sie inzwischen Deutsch gelernt hat und sich ohne Probleme verständigen kann, erscheint die Aussage voreilig gewesen zu sein. Die Ambivalenz ihrer Beziehung zur deutschen Sprache sowie das Bedürfnis zur Ablösung von dem Ehemann bestimmen jedoch sehr stark die weitere Entwicklung der Erzählung.

Das Wohnen im Hotelzimmer als »Gefängnissituation«

Im darauffolgenden Segment erzählt Frau Nazemi über ihre Schwierigkeiten in der ersten Zeit nach der Migration. Die Erinnerungen an diese Zeit sind mit starken Gefühlen und Emotionen verbunden. Anhand der Beschreibung ihrer damaligen Wohnverhältnisse schildert sie den dramatischen Lebenschnitt, der mit der Migration einhergeht.

*FN: und wir haben damals in einem Hotel gelebt, weil - keine Möglichkeit [atmet tief durch] so und ein Zimmer zwölf Quadratmeter -- ich hab mich so gefühlt, so eingesperrt zu sein - weil ich konnte nicht auch rausgehen, ich konnte auch noch nicht wegen der Sprache, und ich wusste nicht, wenn ich ra//jetzt rausgehe, ob ich wieder mal das Hotel finde, um wieder zurückzukommen -- und dann hab ich immer gewartet, bis mein Mann von der Arbeit kam, und ich war in dieser Zeit auch schwanger mit meinem ersten Kind - hab ich gewartet, bis mein Mann wieder zurückkam und abends sind wir in -- zum Essen gegangen. Ich habe in dieser Zeit ähm morgens gefrühstückt, und dann abends um - 17 Uhr, 19 Uhr hab ich Abendessen gegessen. Das war so - im Urteil das war ein sehr schlechtes Erlebnis für mich [räuspert sich] -- und ich habe auch - manchmal **Lust** gehabt, irgendwas zu essen oder irgendwas zu trinken [emotional] - aber -- keine Möglichkeit. Ich hab nur geheult, ich habe am Fenster geguckt, vom Fenster -- zum Gl//Unglück an meinem Fenster war so ein **altes** Haus - und ich konnte nicht mehr weiter sehen, und das war für mich so ein schlechtes Erlebnis, so wie im Gefängnis, da hab ich immer geheult - ,warum bin ich hier, was mache ich hier' [mit fragendem, reumütigem Ton] (HE 2/34-2/48)*

In diesem sehr kleinen Hotelzimmer fühlt sich Frau Nazemi wie »eingesperrt« wie eine Gefangenen. Das Gefühl des Eingesperrt-Seins entsteht jedoch nicht allein aufgrund der Einschränkungen bezüglich der Zimmergröße, sondern vielmehr aus ihrer subjektiven Definition der Situation: Aufgrund der fehlenden Sprachkenntnisse und der damit verbundenen Angst, den Weg zurück ins Hotel nicht mehr finden – und wahrscheinlich auch nicht erfragen – zu können, traut sie sich nicht, das Zimmer zu verlassen. Die Unmöglichkeit der sprachlichen Kommunikation mit ihrer Umgebung wirkt wie eine Art äußerliche oder fremde Kraft, die ihr den Ausgang versperrt. Nach dieser Argumentation folgt eine Beschreibung in Form einer verdichteten Situation. Diese Form der komprimierten Darstellung ermöglicht der Biographin einerseits die damaligen, sich über einen relativ längeren Zeitraum wiederholenden Umstände zusammengefasst zu präsentieren, andererseits aber schwierige biographische bzw. für die Biographin schwer erzählbare Stationen zu überbrücken, die aber für die Entfaltung der Geschichte relevant sind. Das Warten auf den Ehemann, die Schwangerschaft, die lange Zeit ohne Essen und Trinken, das Weinen, der versperrte Blick aus dem Fenster: Diese Erfahrungen zeigen die heftige

Belastung, das Empfinden starker Traurigkeit, Verzweiflung und Hilfslosigkeit sowie das Gefühl der Abhängigkeit auf. Sie machen ihr Gefühl des Eingesperrt-Seins nachvollziehbar und verdeutlichen die Ernsthaftigkeit und Dramatik ihrer Lage. In diesem Kontext spielt das Ungleichgewicht der Machtstellungen in der Partnerschaft erneut eine zentrale Rolle: Während Frau Nazemi die Migration als einen erheblichen Einschnitt erlebt, der ihr Leben auf den Kopf stellt, kann der Ehemann sein Leben relativ ungestört weiterführen. Diese Situation erzeugt letztendlich ein Abhängigkeitsverhältnis, das den Ehemann in eine machtvollere Position bringt. Im Anschluss bewertet sie die Situation aus dem Hier und Jetzt als ein *schlechtes Erlebnis*, welches mit dem Aufenthalt in einem Gefängnis vergleichbar ist. Die Einleitung *im Urteil* deutet darauf hin, dass diese Bewertung erst mit der Aufarbeitung und Reflexion der Ereignisse retrospektiv entstanden ist. Damit erschließt sich der Beginn des Segments mit *eingesperrt*.

Zusammenfassung

Das erste Suprasegment verdeutlicht, wie Frau Nazemi sich selbst als Biographieträgerin vor dem Hintergrund ihrer Migrationserfahrung einführt. Die gesamte Migrationserfahrung – von den auslösenden Umständen über das Ankommen bis hin zum Versuch, sich einzuleben – wird als Bewältigungskonstellation freigesetzt und erscheint biografisch als kritische Lebenssituation. Diese Herausforderungen werden als individuelles »Betroffen-Sein« empfunden, im Sinne eines emotionalen Zustands, der losgelöst von der sozialen Umwelt auf das Selbstsein verweist. Frau Nazemi definiert sich in dieser Phase weniger über soziale Rollen und Verhaltensmuster, sondern vielmehr über solche emotionalen Zustände. Die von Frau Nazemi als belastend empfundenen äußeren Umstände, die mit der Migration einhergehen, bewirken eine akute Überforderung. Gewohnte Problemlösungsstrategien sind wirkungslos, woraufhin innere Spannung und Unbehagen entstehen. Diese resultieren in Orientierungslosigkeit und eine damit einhergehenden Handlungsunfähigkeit: Die durch die Migration entstandene Belastung und Überforderung können nicht bewältigt werden. Die Unmöglichkeit der Bewältigung führt zum Rückzug und zur Isolation im Hotelzimmer und letzten Endes zu Selbstzweifeln. Der Versuch, die Erfahrungen der »Ohnmacht« und der Krise in der Alltagsbewältigung durch Mobilisierung innerer und äußerlicher Ressourcen zu überwinden, ist der Ausgangspunkt aller späteren Handlungsorientierungen und zieht sich durch die gesamte Erzählung hindurch.

In diesem Segment kommt somit die Konstruktion der Migration als Ohnmachtserfahrung und Alltagsbewältigungskrise zum Ausdruck, die mit einem Verlust der Handlungsfähigkeit und mit Gefühlen von Hilfs- und Machtlosigkeit sowie des Ausgesetzt- und Zurückgeworfen-Seins

einhergehen. Diese deuten auf den Aufbau eines negativen Verlaufskurvenpotenzials hin: Es handelt sich um eine Verkettung von Ereignissen, die der Biographin als intentionsäußerliche Auslösebedingungen gegenüberreten, ihren Möglichkeitsspielraum für Handlungen und Entwicklungen einschränken und ihre Situations- und Selbstdefinition verändern. Frau Nazemi erleidet die in Form von äußerlichen Bedingungen eintretenden Ereignisse zunächst als ein »Getriebenwerden«, in dem jede Form der Gegensteuerung unmöglich erscheint. Die eigene Lebensgestaltung wird dadurch eingeengt; die weitere Entwicklung gerät außer Kontrolle. Später reagiert Frau Nazemi »konditionell« auf diese von ihr als ausweglos empfundene Situation und entwickelt ein eigenes Bewältigungsmuster, welches sich durch das gesamte Interview hindurchzieht: das des »Sich-Abfindens« und »Sich-Anpassens«. Im Hinblick auf die Analyse des Gesamtinterviews stellen diese Formen der Bewältigung zwei grundlegende Dimensionen der Partizipationsbiographie von Frau Nazemi dar.

4.1.3.2. Verselbstständigung und Ermächtigung durch Mutterschaft und Arbeit

Anhand des zweiten Suprasegments »Mutterschaft, Spracherwerb und Einstieg in das Arbeitsleben« (HE 3/68-10/261) kann der Prozess der allmählichen Überwindung der anfänglichen Ohnmachtsposition und Alltagsbewältigungskrise bis hin zur Verselbstständigung und Ermächtigung von Frau Nazemi rekonstruiert werden. Dieser wird durch die Erfahrungen als Mutter und im Kontext des Arbeitslebens strukturiert und nachgezeichnet. Für Frau Nazemi (sowie für die meisten engagierten Migrantinnen, die Kinder haben) ist die Erfahrung der Mutterschaft mit einem Handlungsbedürfnis verbunden. Dieses Bedürfnis erwächst aus dem Verantwortungs- und Pflichtgefühl gegenüber dem Kind sowie aus den jeweiligen Vorstellungen über die eigene Mutterrolle und das Muttersein. Aktiver und selbstständiger zu werden ist für Frau Nazemi in diesem Kontext eine sich quasi »natürlich« ergebende Konsequenz der Mutterschaft, die unhinterfragt akzeptiert wird und die es ohne weiteres – wenn auch mit Hürden und Hemmnissen verbunden – zu meistern gilt. Im Prozess des Sich-Verselbstständigens wird der Einstieg ins Arbeitsleben als nächste, unausweichliche Entwicklungsstufe durchlaufen. Dadurch wird das Selbstständigwerden intensiviert und schließlich zur Ermächtigung. Die Positionen als Mutter und Arbeitnehmerin bleiben dabei durch den Versuch ihrer Vereinbarkeit untrennbar miteinander verbunden.

Die Handlungsmotivation aufgrund der Mutterschaft

Die Rolle und die Verantwortung als Mutter stellen für Frau Nazemi den ersten Wendepunkt im Hinblick auf die Herausbildung neuer Handlungsmöglichkeiten dar. Der Verselbstständigungs- und Ermächtigungsprozess setzt mit dem Bedürfnis ein, das Hotelzimmer alleine zu verlassen. Als Bedingung dafür ist das Gefühl des Orientiert-Seins von großer Relevanz. Die treibende Kraft, um den ersten Schritt zu machen, schöpft Frau Nazemi zu einem großen Teil aus dem Zustand der Schwangerschaft.

*FN: so bis irgendwann mal, dass ich mich ein bisschen so ähm -- orientiert habe, ich muss jetzt langsam rausgehen und gucken. Ein paar Wörter hab ich auch gelernt ähm - dass ich jetzt rauskomme von diesem -- zwölf Quadratmeter-Zimmer - und dann hab ich auch bald hm, mit der Schwangerschaft muss ich auch ein bisschen **rausgehen** - dann hab ich angefangen so nach zwei Monaten hab ich mich getraut - rauszugehen. Dann bin ich rausgegangen ohne meinen Mann (...) (HE 2/48-2/53)*

Zu einem nicht bestimmten Zeitpunkt hat Frau Nazemi das Gefühl, sich etwas orientiert zu haben. Es wird zunächst nicht erklärt, was zur dieser ersten Orientierung geführt hat, es ist jedoch anzunehmen, dass dieses Gefühl eine notwendige Voraussetzung für das Verlassen des Hotelzimmers darstellt. Die Verwendung der wörtlichen Rede in dem Satz *ich muss jetzt rausgehen und gucken* kann dabei auf einen inneren Monolog im Sinne eines Aushandlungsprozesses hindeuten. Als weitere Vorbedingung für das »Rauskommen« wird das Lernen einiger Wörter angegeben. So wird ein Kausalitätszusammenhang zwischen dem Willen »rauszugehen« und dem Annäherungsversuch an die deutsche Sprache hergestellt. Die deutsche Sprache wird zum ersten Mal nicht im Zusammenhang mit dem Ehemann gedacht, sondern erhält eine funktionale Bedeutung. Plötzlich unterbricht Frau Nazemi die Erzählung, um eine Begründung für ihr Bedürfnis, das Zimmer zu verlassen, hinzuzufügen – ihre Schwangerschaft. Aufgrund der Unterbrechung zwecks Ergänzung dieser Information kann man davon ausgehen, dass die Schwangerschaft eine entscheidende Veranlassung bzw. Motivation darstellt. Das Zimmer zu verlassen schafft darüber hinaus die Möglichkeit, dem Gefühl der Abhängigkeit vom Ehemann entgegenzuwirken und zum ersten Mal nach der Migration selbstständig zu handeln.

Aber nicht nur die Schwangerschaft, sondern auch die Geburt der Tochter motiviert sie – und auch ihren Ehemann – zum Handeln. Bis zur Geburt der Tochter im August 1979 wohnt das Ehepaar noch im Hotel. Frau Nazemi bezieht sich auf die Geburt mit der Redensart *dann kam meine Tochter auf die Welt* (HE 3/57), die eine bildliche – und auch sinnliche – Komponente

aufweist. Obwohl der Geburt in der Erzählung wenig Platz eingeräumt wird, verstärkt die Benutzung der Redensart vielmehr die Bedeutung des spürbaren »Daseins« der Tochter in der damaligen Situation. Zudem gibt sie auch den genauen Zeitpunkt an, zu dem die Tochter geboren wird. Daraus kann man entnehmen, dass von der Migration bis zu diesem Zeitpunkt fünf Monate vergangen sind und somit Frau Nazemi schon vor der Migration schwanger war. Mit dem Satz *wir waren immer noch im Hotel* (HE 3/59) wird das Fortbestehen der problematischen Wohnverhältnisse trotz Zeitvergehen und Familienzuwachs aufgedeckt. Der Umzug in ein (größeres) Haus scheint ein logischer Schritt zu sein, der jedoch zunächst fremdbestimmt wird: Der Arbeitgeber vom Ehemann reagiert auf die Geburt der Tochter und bietet dem Ehepaar eine angemessene Unterkunft an. In diesem Segment zeichnen sich die ersten Veränderungen ab, die aufgrund der Anwesenheit der Tochter in Gang gesetzt werden und auch zum Prozess des Selbstständig-Werdens beitragen.

Es ist auch das Dasein der Tochter, das Frau Nazemis ambivalentes Verhältnis zur deutschen Sprache wieder hervortreten lässt und sie zu einer Auseinandersetzung damit drängt:

FN: *hm und das war wirklich diese Zeiten, wo mein zum Beispiel meine Tochter hat Probleme gehabt, so gesundheitliche Probleme, dann musste ich zum Arzt gehen zur Hauptkontrolle - und ich konnte nicht diese eh - diese Probleme, die sie hat, beim Arzt äußern, und dann hab ich **auch dort geheult**, **was soll ich jetzt sagen** [fragend - leicht verzweifelt], das Kind hat Probleme, und ich kann nicht 'damals waren - muss ich auch sagen die Deutschen so stur, da (...) haben die gesagt 'Sie sind in Deutschland, Sie müssen Deutsch sprechen' -- **so** das war, wo ich gesagt hab 'ok das ist richtig, ich muss Deutsch lernen' [räuspert sich]" (3/68-3/76)*

Die kleine Tochter wird in dieser Zeit krank und Frau Nazemi muss mit ihr zum Arzt gehen. In diesem Kontext spricht sie aber von gesundheitlichen Problemen, was auf die Aufschichtung der damaligen Erfahrung hindeuten kann: Es geht nicht allein um das Krankwerden der Tochter, sondern um die damit einhergehenden Probleme und Aufgaben, die es in der Situation zu bewältigen bzw. lösen gilt. Frau Nazemi muss dem Arzt die Probleme ihrer Tochter sprachlich erläutern, was sie mangels Deutschkenntnisse nicht vollbringen kann. Dies führt erneut zu einer »Ohnmachtsposition«, die Verzweiflung und Unsicherheit hervorruft. Gleichzeitig wird Frau Nazemi mit der Haltung der Deutschen konfrontiert, keine andere Sprache als Deutsch in der Kommunikation zuzulassen. Auch wenn dies zunächst als »Sturheit« bezeichnet wird, reagiert Frau Nazemi flexibel darauf und passt sich – dem Wohl ihrer Tochter zuliebe – der Forderung an. Die Konfrontation mit dieser Forderung stellt das entscheidende Moment dar: Frau Nazemi stößt an ihre Grenzen und stellt dabei fest, dass sie – den Erwartungen entsprechend – Deutsch

lernen muss. Dieses Segment verdeutlicht eine für die Entwicklung der Partizipationsgeschichte grundlegende Transformation: Mit dem Entschluss, die deutsche Sprache zu lernen, bekennt sie sich einerseits zu dem Willen, aus ihrer Ohnmachtsposition herauszubrechen, um – vornehmlich der Tochter wegen – ihr Leben in Deutschland in den Griff zu bekommen und selbstständig handeln bzw. agieren zu können. Andererseits orientiert sie sich an dem herrschenden Diskurs, wonach sie als Migrantin verpflichtet ist, Deutsch zu sprechen, wenn sie in Deutschland leben möchte. Frau Nazemi versucht, mithilfe ihres Ehemannes zu lernen. Doch ihre Erwartungen werden nicht erfüllt und daraus resultieren eine Infragestellung des Wissens und Könnens des Ehemannes und die Streitereien, die schlussendlich den Abbruch des Unterrichts bewirken.

Die besondere Verbindung zwischen dem Dasein der Tochter und dem Spracherwerb wird darüber hinaus an folgender Textstelle deutlich:

*FN: das war mein Fehler meine Tochter mit meiner Tochter hab ich auch angefangen, Deutsch zu sprechen, weil mein Gedanke war - wenn das Kind in den Kindergarten kommt und kein Wort Deutsch sprechen kann - wie wär das [fragend]. Sie muss Deutsch lernen - und dann hab ich mit ihr nur Deutsch gesprochen, aber dieses gebrochene Deutsch, das ich **konnte** -- ähm das war für mich -- eine wie soll ich sagen (...) meine Tochter war für mich auch eine Übung-Sprache, dadurch hab ich auch viel gelernt (HE 4/88-4/93)*

Frau Nazemi bleibt entschlossen, die Sprache zu lernen. Sie fängt deshalb an, zu Hause mit ihrer Tochter auf Deutsch zu sprechen. Um ihre Entscheidung – welche sie zuvor schon als *Fehler* einschätzt – zu rechtfertigen, versucht sie, ihre damaligen Gedanken zu rekapitulieren. Ihre größte Sorge ist, dass ihre Tochter in den Kindergarten kommt und kein Wort Deutsch sprechen kann. Dieser Gedanke ruft eine gewisse Unsicherheit hervor, sei es entweder aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen mit fehlenden Deutschkenntnissen und der damit verbundenen Ohnmacht, oder sei es aus Angst, ihre Tochter könnte als »anders« betrachtet und behandelt werden. In Bezug auf ihren eigenen Lernprozess stellt die Tochter eine Art Sprachübung dar. In diesem Segment wird deutlich, welchen Stellenwert die Deutschkenntnisse für Frau Nazemi haben. Anstatt mit der Tochter die Sprache zu sprechen, die sie am besten beherrscht und ihr vor allem emotional am nächsten ist, entscheidet sie sich ganz rational-funktional für die deutsche Sprache. Dies erfolgt in der Hoffnung, die Zukunft der Tochter positiv beeinflussen zu können und gleichzeitig auch ihren eigenen Sprachlernprozess zu fördern. Die Ablehnung der Muttersprache zugunsten der für das alltägliche Handeln notwendigeren Sprache stellt ein wichtiges Mo-

ment dar, das im Laufe der Geschichte intensiviert wird. Um ihre Handlungsfähigkeit zurückzugewinnen, distanziert sich Frau Nazemi von ihrem Herkunftsland und konzentriert sich auf das Leben in der Migration. Als die Tochter zwei Jahre alt ist, kommt eine Cousine aus Afghanistan zu Besuch. Die Cousine wird zunächst als signifikante Andere für die Tochter in die Geschichte eingeführt. Sie ist diejenige, die mit der Tochter anfängt, »ihre« Sprache zu sprechen. Man kann entnehmen, dass Frau Nazemi in den ersten zwei Jahren ausschließlich Deutsch mit ihrer Tochter gesprochen hat. Der erste Kontakt mit der afghanischen Sprache erfolgt offenbar erst durch die Cousine. Dies würde auch bedeuten, dass der Vater – der ebenfalls Afghane ist – ebenso wenig mit der Tochter Afghanisch spricht.

Die Erfahrungen des Mutterseins und des Spracherwerbs, die einerseits mit einer emotionalen Distanzierung vom Herkunftsland, andererseits mit einer weiteren Vertiefung der Ablösung vom Ehemann einhergehen, sind somit eng mit dem Prozess der Verselbstständigung und Ermächtigung verbunden. Frau Nazemi definiert sich in ihrem neuen Dasein vor allem durch ihre Positionierung als verantwortungsbewusste, eigenständig handelnde Mutter. Dabei orientiert sie sich sehr stark an der Rolle ihrer eigenen Mutter:

FN: trotz, dass wir kein Vater gehabt haben in Afghanistan, es ist sehr schwer wenn ähm der Vater ist eine - äh sehr große Positi//Funktion in der Familie -- äh aber meine Mutter irgendwie hatte auch das äh gebogen mit dem (Sinn) wir haben überhaupt nicht diese Funktion diese ähm – vermisst, so dass wir sagen, ok wir haben keinen Vater und - wir können nicht weiter leben, aber - sie hat wirklich so gut gemacht, dass wir alle einen Schul//Abschluss erreicht haben, alle sechs Geschwister (NFT 16/474-16/479)

Das Vorbild ihrer Mutter kann als (unbewusster) Hintergrund für Frau Nazemis Beweggründe und Bemühungen gedeutet werden, sich für ihre Tochter einzusetzen und dies gleichzeitig ohne die Hilfe ihres Ehemannes zu schaffen. Frau Nazemi hat ihre eigene Mutter als starke, engagierte Frau erlebt, die als alleinstehende Frau unermüdlich die Erziehung ihrer Kinder gefördert hat. Die Bemühungen ihrer Mutter gingen so weit, dass die Vaterfigur trotz ihrer gesellschaftlich angesehenen Funktion nur eine untergeordnete Rolle spielte. Frau Nazemi sieht in ihrer Mutter ein Vorbild – ein Ideal, dem sie nacheifert.

Die Stärkung von Eigenmacht und Autonomie durch das Arbeitsleben

Neben der Mutterschaft stellt der Einstieg in das Arbeitsleben eine weitere Dimension der Verselbstständigung und Ermächtigung dar, die Frau Nazemi neue Handlungsmöglichkeiten eröffnet. Die Cousine spielt dabei eine entscheidende Rolle in der Geschichte. Mit ihren Fragen löst

sie einen Reflexionsprozess bei Frau Nazemi bezüglich ihrer damaligen Situation aus und muntert sie auf, einen Job zu suchen:

FN: und sie hat mir auch gesagt ‚ja guck, du kannst doch Deutsch sprechen, was machst du hier zu Hause‘ [fragend] - ‚ich bin doch mit dem Kind zu Hause‘ [erklärend, selbstverständlich] ‚ja dann geh doch arbeiten irgendwo [ratend] den ganzen Tag bist du zu Hause‘ - sie hat mich motiviert rauszugehen, eine Arbeit zu suchen (4/98-4/102)

Für Frau Nazemi ist das Zu-Hause-Bleiben, um ausschließlich für das Kind zu sorgen, ein selbstverständlicher Teil der Mutterrolle. Die Cousine scheint dies aber als Grund für das Zu-Hause-Bleiben nicht anzuerkennen und legt ihr nahe, arbeiten zu gehen. In gewisser Hinsicht wirft sie Frau Nazemi sogar vor, den ganzen Tag nur zu Hause zu sein – also nichts Anderes zu tun, als Mutter zu sein und sich somit nicht um sich selbst zu kümmern. Denn »arbeiten« bedeutet in diesem Sinne auch, etwas für sich zu tun. Die Cousine – als signifikante Andere – gibt ihr die nötige Motivation, den entscheidenden Antrieb. Sie bekräftigt Frau Nazemi in ihrem Können, während sie gleichzeitig ihre »Untätigkeit« bzw. »Passivität« bemängelt. In diesem Segment zeichnet sich der erste Schritt in ein »aktives« Dasein ab, nämlich die Eröffnung und Erkennung der Möglichkeit, das Haus verlassen und sich von der Tochter trennen zu können, um etwas für sich zu tun, d. h. arbeiten zu gehen.

Der Entschluss, arbeiten zu gehen, bringt die Frage nach den tatsächlichen beruflichen Möglichkeiten hervor. Um ihre Zweifel diesbezüglich nachvollziehbar zu machen, wird der von Frau Nazemi in Afghanistan nachgegangene Beruf – Lehrerin – offengelegt. Ein Versuch, ihren Beruf in Deutschland auszuüben bzw. weiter zu verfolgen, wird jedoch von vorne herein ausgeschlossen und in gewisser Hinsicht auch selbst untersagt. Die Notwendigkeit, aktiv zu werden bzw. einer Tätigkeit außerhalb des Mutterseins nachzugehen, scheint jedoch so groß zu sein, dass Frau Nazemi einen Job in der Küche eines Restaurants annimmt, der weit unter ihrer Qualifikation liegt. Dies löst einen Identitätskonflikt aus:

*FN: manchmal habe ich die Treppe geputzt, und ich habe Tränen gegossen, da hab ich gesagt ‚mein Gott, wo bist du gelandet, was hast du studiert und was hast du, was machst du jetzt [beschämend fragend] das ist dein Leben‘ - **aber** immer, ich hab mich immer wieder getröstet, hab ich gesagt ‚ok es ist nur vorübergehend, wenn in Afghanistan alles jetzt mit den (Russen) und mit diesen Sachen alles geklärt ist, dann kann ich wieder nach Afghanistan zurückreisen (HE 5/118-5/123)*

Die Vorwürfe gegen sich selbst entstehen aus einem Schamgefühl: Die Jobsituation entspricht nicht ihren (akademischen) Fähigkeiten und Kenntnissen, ist aber (in ihren Augen) ihre einzige

wirkliche Möglichkeit. Ihr Bildungshintergrund stellt ein identitätsstiftendes Moment dar, welches durch die Annahme eines un(ter)qualifizierten Jobs infrage gestellt wird und quasi an Gültigkeit verliert. Die Aussichts- und Hoffnungslosigkeit der Situation bewegt sie dazu, diesen unzufriedenstellenden Zustand als ihr einzig mögliches Leben in der Migration zu begreifen. Dies wird jedoch durch die Überzeugung relativiert, dass dieses Leben nur vorübergehend sei, da Frau Nazemi nach wie vor an der Hoffnung auf Rückkehr nach Afghanistan festhält. Die Idee eines zeitlich begrenzten, nur durch äußerliche (politische/gesellschaftliche) Umstände bestimmten Aufenthalts in Deutschland erzeugt das Gefühl eines »Zwischenzustands«, der sich zwar zeitlich ausdehnen kann, doch auf keinen Fall »endgültig« ist. Solange sie in diesem Zustand lebt, hat sie Sicherheit und Halt – sie muss ihr altes »Ich« nicht (völlig) aufgeben.

Dieser zwar nicht zufriedenstellende, dennoch relativ bequeme Zustand wird allerdings durch die Einführung eines weiteren signifikanten Anderen durcheinandergebracht.

FN: da war ein Italiener dort, der Betriebsleiter und ist er zu mir gekommen und da=hat er gesagt ,Frau Nazemi Sie sind so jung und Sie sind zu schade für die Küche [besorgt] - wollen Sie nicht in dem äh Getränkebuffet arbeiten [fragend], kommen Sie raus bisschen mit den Leuten' - pf das war wie ein (Schock) für mich und hab ich gesagt ,ich kenn mich überhaupt nicht mit diesen alkoholischen Sachen (...) da sagte er - ,glauben Sie mir, das lernen Sie so schnell wie möglich, kommen Sie raus'. Da bin ich rausgekommen, hab zwei Tage mit einer Kollegin zusammen gearbeitet - nach einer Woche war ich wirklich so fit dass ich - alles konnte (HE 5/124-5/132)

Der Betriebsleiter erkennt Frau Nazemis Fähigkeiten und muntert sie auf, aus der Küche herauszugehen und zuerst am Getränkebuffet, später als Bedienung zu arbeiten. Beide Male reagiert Frau Nazemi zunächst skeptisch und ablehnend. Sie muss sich immer wieder neuen Aufgaben stellen, denen sie glaubt, nicht gewachsen zu sein. Dies führt zur Verunsicherung und zu Selbstzweifeln, die mangels Selbstvertrauen entstehen. Der Betriebsleiter bleibt die motivierende Kraft hinter Frau Nazemi. Er redet geduldig und liebevoll auf sie ein und bekräftigt sie in ihren Fähigkeiten. Dank des Vertrauens des Betriebsleiters in ihre Fähigkeiten wird Frau Nazemi quasi in eine Rolle »gedrängt«, die sie sich allein nicht zugetraut hätte, in der sie sich jedoch ganz schnell zurechtfinden kann und die sie binnen kurzer Zeit souverän beherrscht. Frau Nazemi scheint grundsätzlich eine in sich gekehrte Person zu sein, die sich selbst Grenzen setzt und in gewisser Hinsicht selbst im Weg steht. Sie vermittelt das Gefühl, immer aus einem »Versteck« bzw. ihrem »Schutzraum« herauskommen zu müssen, was ihr viel Überwindung und Mut abverlangt und ihr meistens alleine nicht gelingt. Erst durch Motivation und Zutrauen

signifikanter Anderer kommt sie zögerlich ins Tun, und dank der ersten Erfolgserlebnisse werden Fremdmotivation zum eigenen Sich-Bemühen und Fremdvertrauen zum Sich-Zutrauen.

Diese Haltung des Sich-Ermuntern-Lassens und Ausprobierens verändert sich jedoch, als ihr eine verantwortungsvollere Stelle als *Vertrauensperson* angeboten wird. An diesem Punkt kollidieren ihre Rollen als Mutter und Arbeitnehmerin zum ersten Mal. Dieser Rollenkonflikt löst bei Frau Nazemi den Bedarf zur Positionierung und Grenzziehung aus.

*FN: da haben sie mich oft dann mich gefragt, ob ich als eine Vertrauensperson da einsteige - ich war so pessimistisch, da hab ich gesagt ,was wollen die von mir diese Vertrauensperson, was heißt das - was soll ich jetzt hier machen‘ [fragend] Vertrauensperson da hat er mir auch erklärt, der war immer noch dieser Italiener (...) hab ich gesagt das ist mir **so** eine schwere Verantwortung - ich kann das nicht übernehmen als eine Frau, dass ich - mein Haushalt mache und meine Kind noch -- erziehe, wo nach drei Jahren nachdem dass meine Cousine nach äh Amerika - geflogen ist und meine Tochter war im Kindergarten, da hab ich gesagt - war mir zu schwer, da hab ich gesagt, ne ist es mir zu viel diese Verantwortung -- da hab ich es nicht gemacht (HE 6/156-6/167)*

Es scheint für Frau Nazemi eine klare Geschlechterrollenverteilung zu geben: Als Frau kümmert sie sich um Haushalt und Kind; die Arbeit im Restaurant spielt eine nebensächliche Rolle. Der Job gibt ihr zunächst die fehlende Motivations- und Antriebskraft, um aus ihrer »Ohnmachtsposition« herauszukommen und fungiert auch als Strategie zur Alltagsbewältigung. Dadurch wird sie ermutigt, ihr »Versteck« zu verlassen, neue Herausforderungen anzunehmen und sich ihren Ängsten und Unsicherheiten zu stellen. Die Arbeit im Restaurant – von den unqualifizierten Aufgaben in der Küche bis zu der anspruchsvolleren Tätigkeit im Service – hat mit ihrem eigentlich Beruf zwar nichts zu tun, stellt jedoch vor allem die Möglichkeit dar, eine gewisse »Freiheit« und »Selbstständigkeit« zu gewinnen. Da sie bislang ihre häuslichen Aufgaben nicht erwähnt hat, kann man davon ausgehen, dass Familie und Job sich ohne Schwierigkeiten vereinbaren lassen. Doch als die (verantwortungsvolle) Arbeit wichtige Zeit und Energie ihres »Frauen- und Mutterdaseins« wegzunehmen droht, zieht Frau Nazemi eine klare Grenze. Haushalt und Kind haben Priorität. Außerdem ist ihre Tochter im Kindergarten. Dies bedeutet für sie, »hinterher« zu sein, um für eine erfolgreiche Bildungskarriere der Tochter zu sorgen. Eine mögliche eigene Karriere im Restaurant gehört nicht zu ihren Prioritäten, da der Aufenthalt in Deutschland und somit die Arbeit im Restaurant für sie lediglich einen vorübergehenden Zustand darstellen. Entsprechend lehnt sie die Beförderung als Vertrauensperson ab. Frau Nazemi widmet sich in erster Linie ihren Rollen als Mutter und Frau und definiert und positioniert sich auch dadurch. Diese Rollen sind miteinander verschränkt und an das Zuhause-

Sein gebunden – diese Konstellation wird als selbstverständlich hingenommen und weiterhin reproduziert. Die Rolle der Arbeitnehmerin dagegen ist scheinbar von untergeordneter Relevanz, obwohl die Darstellung ihres Aufstiegs und ihrer Weiterentwicklung im Job einen relativen großen Platz in der Geschichte einnimmt. Dies weist auf die Bedeutung ihrer Erfahrungen im Job für die Entwicklung der Geschichte hin.

Frau Nazemi entscheidet sich klar gegen die Übernahme einer verantwortungsvollen Stelle im Restaurant zugunsten ihrer Verpflichtungen als Mutter. Dennoch lässt sie sich ein weiteres Mal von einem signifikanten Anderen zur Verantwortungsübernahme im Rahmen einer ehrenamtlichen Tätigkeit »überreden«. An dieser Stelle lässt sich Frau Nazemi – wie im Falle der ersten Beförderungen – noch einmal von äußerlichen Bedingungen treiben. Frau Nazemis Interesse am Betriebsrat wird von der Betriebsleitung wahrgenommen. Diese ermutigt und motiviert sie dazu, sich als Kandidatin für das Betriebsratsamt zur Verfügung zu stellen. In diesem Kontext – sowie im Rahmen ihrer entgeltlichen Arbeit im Restaurant – wird sie aufgrund ihres Engagements und ihrer Bemühungen von ihrer Umgebung »bemerkt« und als Zeichen der Bestätigung und Anerkennung dazu animiert, sich zu beteiligen und in ihrer Beteiligung anerkannt. Wie bei den vorherigen Jobangeboten reagiert Frau Nazemi auf die Aufforderung zur Kandidatur zuerst mit Skepsis, Verunsicherung und Selbstzweifeln. Sie fühlt sich aufgrund ihrer nicht-deutschen Herkunft und ihrer damit verbundenen »Wissenslücke« und mangelnden Sprachkenntnisse im Vergleich zu den deutschen bzw. deutschsprachigen KollegInnen schlechter aufgestellt und deshalb ungeeignet für das Amt. Durch die vehemente Motivation der Betriebsleitung entscheidet sie sich schließlich für eine Kandidatur und wird von allen MitarbeiterInnen als Vorsitzende des Betriebsrates gewählt – obwohl dieses Amt für sie mit viel Verantwortung verbunden ist.

Das ehrenamtliche Engagement kann man als das Bemühen einer jungen Frau werten, ihre Stärken und Fähigkeiten zu zeigen und sich dabei im Arbeitsleben zu behaupten und zu positionieren. Dennoch ist zu bedenken, dass sie zuvor – aufgrund der großen Verantwortung – eine entgeltliche, verantwortungsvolle Position im Betrieb abgelehnt hat und nun ein unentgeltliches, verantwortungsvolles unentgeltliches Amt übernimmt. Hier entsteht ein Widerspruch. Etwas scheint bei der ehrenamtlichen Tätigkeit anders zu sein, so dass sie sich trotz all ihrer Einwände dazu entscheidet, die zusätzliche Verantwortung zu übernehmen. Bei diesem Ehrenamt handelt es sich einerseits um eine besondere Form der Verantwortung, da sie als Repräsentantin ihrer ArbeitskollegInnen fungiert und agiert und dementsprechend anerkannt wird. Andererseits ist die Position mit dem besonderen Zweck verbunden, sich dadurch für ihre ArbeitskollegInnen einsetzen und womöglich auch sinnvolle Veränderungen bewirken zu können.

FN: *na ja, die waren alle zufrieden, und ich bin so ein Mensch, wenn ich was übernehme - dann fühle ich mich so verantwortungsvoll, ich muss das alles so richtig machen - du musst das - genau sein, es war für mich ein bisschen äh – wie soll ich sagen so äh und das war so ein Druck für mich - aber damals, wenn man jung ist, weiß ich nicht jetzt, wenn ich im Nachhinein denke, wenn man jung ist, denkt man nicht so - hat man diese Kraft und Energie und - man macht auch. Ob das jetzt damals für mich war nicht so, wenn ich denke, macht mir Spaß, macht mir nicht Spaß [fragend] das war keine Rede davon (...) ob mir Spaß macht oder nicht, da war für mich so eine Pflicht und musste das tun - so hab ich das gemacht nach fünf Jahren hm“ (HE 7/179-7/189)*

Die Position ist allerdings mit gewissen Erwartungen verbunden: sowohl mit denen der MitarbeiterInnen als auch mit denen, die Frau Nazemi an sich selbst stellt. Das Verantwortungsbewusstsein sowie der Drang zum Perfektionismus üben dabei einen großen Druck auf sie aus und bringen sie dazu, an die Grenzen ihrer Leistung zu gehen – ohne dies jedoch weiter infrage zu stellen. Frau Nazemi handelt aus ihrem Verantwortungs- und Pflichtgefühl heraus, investiert Kraft und Energie, denkt aber nicht über mögliche Konsequenzen nach, wie sie es im Falle der Beförderung als Vertrauensperson tut. Auch der Spaß-Faktor spielt bei der Ausübung des Ehrenamtes keine Rolle. Für sie handelt es sich um eine Pflicht – und dies, obwohl sie sich freiwillig dafür entscheidet. Das Bedürfnis, einerseits sich als verantwortungsvolle, engagierte Person zu positionieren und als solche anerkannt und respektiert zu werden, sowie andererseits den an sie gerichteten (fremden und eigenen) Erwartungen gerecht zu werden, mobilisieren sie zum Handeln und versperren ihr gleichzeitig die Möglichkeit des Aussteigens. Auf die Einzelheiten der Ausübung des Ehrenamtes geht Frau Nazemi jedoch nicht weiter ein. Dies kann so interpretiert werden, dass die besondere Relevanz dieses Ereignisses für die Partizipationsgeschichte nicht primär in den Aufgaben bzw. in der Tätigkeit an sich liegt, sondern vielmehr mit der Art und Weise des Zustandekommens der Position und der Bewältigung der damit verbundenen An- und Herausforderungen zusammenhängt. Die erste Phase des Verselbstständigungs- und Ermächtigungsprozesses wird an diesem Punkt als abgeschlossen betrachtet.

Anschließend wird die zweite Schwangerschaft als plötzlicher Bruch in die Geschichte eingeführt. Die Betonung des Zeitraums der Arbeit im Restaurant im Zusammenhang mit der Erwähnung der Schwangerschaft – *zwölf Jahre war ich in diesem Betrieb* (HE 7/190) – kann darauf hindeuten, dass Frau Nazemi dies als eine lange, anstrengende Zeit empfunden hat, die mit der Geburt ihres Sohnes eine Pause erfährt. Obwohl diese Tätigkeit ihren eigentlichen Berufsqualifikationen nicht entspricht und obwohl Frau Nazemi den Aufenthalt in Deutschland und dementsprechend auch den Job im Restaurant lediglich als vorübergehend ansieht, bleibt

sie dort letzten Endes für eine erhebliche Zeit. In diesem Sinne scheint sie sich mit dem Job abgefunden zu haben und die Möglichkeit, etwas Anderes zu tun, nicht mehr in Betracht zu ziehen. Der Job bietet ihr einen sicheren, konstanten Rahmen, um sich zu entfalten und weiterzuentwickeln, verlangt ihr aber dennoch viel Kraft und Energie ab. Deshalb wird die Schwangerschaft zwar als Bruch erlebt, fungiert jedoch gleichzeitig als legitime Rechtfertigung für eine Pause und den Rückzug ins passive Leben des Häuslichen. Das Zu-Hause-Bleiben wird erneut als selbstverständliche Konsequenz der Mutterrolle hingenommen und damit auch der dadurch verspürte »Genuss« legitimiert. Leider wird der Erzählfluss durch einen Anruf unterbrochen. Nach der Pause geht Frau Nazemi nicht mehr auf das Thema »zweites Kind und zu Hause bleiben« ein.

Die Arbeit im Restaurant bleibt dennoch ein wichtiger Faktor im Prozess der Verselbstständigung und Ermächtigung. Sie bietet ihr die Möglichkeit, ihre Fähigkeiten zu zeigen und Anerkennung für ihre Leistungen zu bekommen. Dies schlägt sich immer mehr in wachsendem Selbstbewusstsein und zunehmender Selbst- und Handlungssicherheit nieder. Dabei erweitert Frau Nazemi ihren Handlungsspielraum. Dies zeigt sich zunächst durch die Rückkehr in den Betrieb nach der Elternzeit.

FN: *und nach den eineinhalb Jahren, wo ich zurück ähm zum Betrieb musste (...) da war der neue Betriebsleiter ein Deutscher -- ähm -- da hab ich, der erste Tag wir haben uns kennengelernt, und hab ich mich vorgestellt da ,bin ich die Frau Nazemi, ich bin von diesem ähm Erziehungsurlaub wieder zurück - da möchte ich wieder hier anfangen‘ - ,äh sehr willkommen‘ nun ja hieß es. An dem Tag haben wir da zusammengesessen und haben wir uns unterhalten - und nach einer halben Stunde er ist zum Büro gegangen und wieder rausgegangen, da sagte er ,wissen Sie, Frau Nazemi, wir sind heute Abend, wir beide allein im ganzen Restaurant‘ ,öh‘ [verblüfft] hab ich gesagt ,ok, kein Problem‘ - **wir haben zwei Teile gehabt** - ähm - da waren -- sechzig Tische - und hab ich gesagt ,ok du bleibst da im hinteren Bereich, und ich bleibe da vorne und machen wir weiter‘. Und wir haben beide an dem Abend, das war **gerammelt** voll --- und wir sind beide wirklich so gerannt, haben so gearbeitet, ich wusste überhaupt nicht äh, wie ich das geschafft habe -- ähm dann um elf Uhr ist mit mir wieder äh er ist im Büro gegangen, und dann als er ähm nach zwei Stunden wieder rauskam, wo ich alles fertig gemacht hab, Restaurant eingedeckt und alles fertig gemacht - da sagte er ja zu mir ,ich hab von Ihnen gehört, aber ich hab schon jetzt - wirklich erlebt – fantastisch, Sie haben sehr toll gemacht‘ -- ,oh danke schön [gerührt, stolz] [lacht kurz] ja freu mich so was zu hören‘ (HE 7/195-8/212)*

Die Rückkehr in den Betrieb sowie die Wiedereinstellung laufen wie selbstverständlich ab. Die Entscheidung, weiterhin im Restaurant zu arbeiten, wird nicht ausgehandelt oder infrage gestellt, sondern als selbstverständliche Tatsache hingenommen. Frau Nazemi *muss* wieder in das Restaurant zurück. Sie hat eine bestimmte Position im Betrieb, welche sie sich mit ihrem engagierten Einsatz erkämpft hat. Ihre KollegInnen und die Betriebsleitung kennen und respektieren sie; ihre Bemühungen werden anerkannt und wertgeschätzt. Sie ist im Betrieb etabliert. Dementsprechend zeigt sie eine starke, selbstbewusste Haltung gegenüber dem neuen Betriebsleiter. Bei ihrer Vorstellung setzt Frau Nazemi voraus, dass der neue Betriebsleiter über sie informiert ist, und stellt ihre Forderung nach einem Wiedereinstieg klar und deutlich. Frau Nazemi wird wie »selbstverständlich« wieder angestellt.

Diese Darstellung eines selbstverständlichen und unkomplizierten Ablaufs lässt Frau Nazemis positive Selbstwahrnehmung und -einschätzung in Bezug auf ihre Arbeitsleistungen und die damit einhergehende Gewissheit über ihre wichtige, respektierte und deshalb etablierte Position sichtbar werden. Auch anhand der sprachlichen Form, in der sie sich auf sich selbst bezieht, wird dies deutlich. Die Nutzung der Höflichkeitsform »Sie« sowie die Bezeichnung der Personenkategorie »Frau« drücken nicht nur die notwendige Distanz aus, die zwischen Vorgesetztem und MitarbeiterInnen üblicherweise besteht, sondern deuten vielmehr auf eine besondere Identifizierung im Sinne ihrer Subjektivierung hin. Diese Form der Anrede repräsentiert sowohl ihre Position im Betrieb, als auch die Anerkennung ihrer Person und ihrer Fähigkeiten, den Respekt und das selbstständige Handeln, die sie durch die Arbeit erreichen konnte. Mit dieser Ansprache positioniert sie sich somit als handelndes Subjekt.

Ebenfalls ihre Reaktion auf die Ankündigung des Betriebsleiters auf die bevorstehende Aufgabe deutet auf eine veränderte Einstellung hin: Im Gegensatz zu allen anderen Situationen, in denen sie Herausforderungen bewältigen musste, reagiert sie erstmals nicht mit Skepsis und Ablehnung, sondern »agiert« einfach. Obwohl es dabei um den Wiedereinstieg nach einer langen Zeit und um die Zusammenarbeit mit einem Unbekannten geht, was u. U. zu Verunsicherung und Missverständnissen hätte führen kann, nimmt Frau Nazemi die Herausforderung selbstbewusst an und gibt sogar dem Betriebsleiter Anweisungen. Mit ihrem engagierten Einsatz zeigt Frau Nazemi noch einmal, wozu sie imstande ist. Die Bestätigung lässt nicht auf sich warten: Sie wird am Ende des Abends vom neuen Betriebsleiter »in den Himmel gelobt«. Frau Nazemis »guter Ruf« als kompetente und geschätzte Mitarbeiterin erreicht auch den neuen Betriebsleiter, der Frau Nazemi auch jetzt persönlich erleben darf. Das Lob und die Anerkennung des Betriebsleiters werden nicht nur als Bestätigung der wichtigen, unfehlbaren Position von

Frau Nazemi im Restaurant wahrgenommen, sondern bestärken darüber hinaus auch ihre eigene Selbstwahrnehmung.

Die Wechselwirkung von Arbeit und Mutterschaft stellt schließlich das entscheidende Moment der Verselbstständigung und Ermächtigung dar. Die Familie und die Kinder sind für Frau Nazemi nach wie vor Priorität; die Arbeit bleibt dennoch ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens. Sie versucht, alles unter einen Hut zu bringen und organisiert ihr Leben rund um Familie und Arbeit. Als ihr dann noch einmal im Restaurant eine verantwortungsvolle Stelle angeboten wird – als Zeichen der Bestätigung und Anerkennung ihrer Arbeit –, geraten erneut die Rollen »arbeitende Frau« und »Mutter« in Konflikt. Frau Nazemi ist eine kompetente Mitarbeiterin und wird deshalb immer wieder befördert. Doch Beförderungen bedeuten ein zusätzliches Maß an Verantwortung, Zeit und Arbeit, die Frau Nazemi für diesen Job nicht bereit ist zu investieren. Die Erziehung der Kinder – als wichtiger Teil der Mutterrolle – hat Vorrang und verlangt deshalb ihre volle Aufmerksamkeit, Zeit und Zuwendung. An diesem Punkt gibt es einen Bruch in der Erzählung: Es kommt eine argumentative Passage, in der Frau Nazemi diese Haltung zu erklären versucht. Vor allem der Wert der Bildung und der Wunsch einer erfolgreichen Bildungskarriere werden dabei deutlich.

*FN: weil hier in Deutschland, ich weiß selber wie es ist die Bildung, ich setze alles auf die Bildung meiner Kinder, die müssen - und das braucht Zeit und ich muss dahinter bleiben und jede Kleinigkeit damals wo auch - ähm wo ich kein Deutsch sprechen konnte im Kindergarten, wo meine Tochter im Kindergarten an **jedem** Elternabend, an jeder Kleinigkeit hab ich teilgenommen, es war **egal**, hab ich manchmal **überhaupt** nicht verstanden im ganzen Abend über, was wird gesp//, ein Wort hab ich verstanden, hab ich gesagt, ok über dieses Thema wird gesprochen - ähm dann bin ich geblieben, bis sie alle weg waren, dann hab ich die Erzieherin noch mal gefragt, da hab ich gesagt ,äh Entschuldigung ich habe nicht ganz verstanden, können Sie mir jetzt - langsam und deutlicher sagen, dass ich verstehe, um was - worum geht es überhaupt'. Die waren auch ganz lieb und nett und haben die mir wirklich jede erzählt - so und - da hab ich immer gedacht, das ist meine Pflicht. ich muss hinter den Kinder bleiben, und dann müssen die auch hier, allein können sie nicht ihre Wege finden - da muss ich irgendwie schaffen - und deswegen hab ich gesagt äh pf ich muss auch zu Hause mit den Kindern, wenn das Kind nach Hause kommt, muss ich auch fragen ,hast du Hausaufgaben, hast du das auch' - Mitteilungsheft hab ich immer geguckt, und ich hab schon - auch mich **so viel** – informiert, was gibt's hier in diesen Schulen, was für ein System ist, weil das System ist - so unterschiedlich - zwischen unserem Schulsystem und hier, es ist ein ganzes Spagat - und das hab ich mir äh - mit diesem Arrangement, dass ich **immer** präsent bin in der Schule (...) das war mir sehr wichtig - deswegen habe ich nicht angenommen, hab ich*

gesagt ,ne, ist mir so eine große Verantwortung, dass ich hier noch eine - Führungsposition habe und dann zu Hause das - es geht nicht‘ [entschlossen] (HE 8/222-9/247)

Diese argumentative Interviewstelle dient der ausdrücklichen Positionierung von Frau Nazemi. Frau Nazemi ist zu allererst Mutter – und zwar eine interessierte, hingebungsvolle und aktive. Der Erfolg als Mutter korreliert dabei mit dem erfolgreichen Bildungsweg der Kinder. Der unermüdliche Einsatz in Form ständiger Präsenz in Kindergarten und Schule sowie der Begleitung der Kinder stellt für Frau Nazemi die höchste Priorität dar. Frau Nazemi erkennt ihre eigenen Informationsdefizite und gesteht sich dabei ihre persönlichen Schwierigkeiten ein. Gleichzeitig möchte sie sich aber nicht als gänzlich »passiv« bzw. »unwissend« zeigen bzw. darstellen. Diese Positionierung erfolgt vor dem Hintergrund negativer Klischees und Vorurteile bezüglich inaktiver, nicht partizipierender und nicht interessierter Migranteneltern. Sie offenbart an dieser Stelle einerseits ihre sprachliche »Schwäche«, welche zum lückenhaften Verstehen führt und einen besonderen Umgang mit ihr erfordert. Andererseits relativiert sie diese jedoch, indem sie andererseits ihr Engagement und ihren Einsatz darlegt und ausdrücklich betont. Mit dieser Strategie stößt sie auf Offenheit und Verständnis. In dieser Geschichte kommt eine Differenzerfahrung zur Sprache, die vor allem aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse entsteht, die jedoch durch ein akzeptierendes und anerkennendes »Auffangen« zum positiven, bestätigenden Erlebnis wird.

Frau Nazemi betrachtet die schulische Begleitung der Kinder als ihre Pflicht, denn ihrer Meinung nach können die Kinder nicht *alleine ihre Wege finden*. In ihren Augen kann sie sich als verantwortungsvolle Mutter dieser Aufgabe nicht entziehen. Die Ansicht, dass die Kinder auf ihre Unterstützung und Begleitung angewiesen sind, ist wahrscheinlich auf die gefühlte Benachteiligung zurückzuführen, die ihren Kindern aufgrund ihrer sprachlichen Defizite widerfahren könnte. Um diese benachteiligte Position zu überwinden, macht es sie sich zur persönlichen Aufgabe, dafür zu sorgen, dass die Kinder in der Schule erfolgreich sind. Zu Hause zu sein bedeutet für sie gleichzeitig, für die Kinder »präsent« sein – ihre Hauptaufgabe, ihre Pflicht als Mutter ist es, sich für die Bildung ihrer Kinder zu »engagieren«. Erneut ist das freiwillige Engagement von Frau Nazemi mit einem Pflichtbewusstsein verbunden: Diese Aufgabe muss bewältigt werden, und sie ist dafür zuständig.

Die Unterschiede zwischen dem afghanischen und deutschen Schulsystem sind dabei für sie so groß, dass sie von einem *Spagat* spricht. Die beiden Schulsysteme werden als grundsätzlich »gegensätzlich« wahrgenommen, so dass die Differenzen irgendwie überbrückt werden müssen. Dies bewältigt sie, indem sie ein Arrangement, eine Vereinbarung mit sich selbst trifft: in

der Schule *immer präsent* zu sein. Mit ihrem Engagement versucht sie, nach innen die eigenen Wissenslücken und »Defizite« zu kompensieren und nach außen das Bild einer interessierten, engagierten und sich kümmernden Mutter zu vermitteln. So definiert und positioniert sich Frau Nazemi als »engagierte Mutter« und beansprucht dabei eine sichtbare, aktive Rolle im Geschehen. Gleichzeitig als Mutter engagiert zu sein und in einer führenden Position im Restaurant zu arbeiten, stellt für Frau Nazemi eine so große Herausforderung dar, dass sie befürchtet, diese in dem Umfang nicht gerecht werden zu können. Da die Mutterrolle Vorrang hat, wird die Beförderung quasi automatisch abgelehnt. So offenbart sich Frau Nazemis Entwicklung durch das Zusammenwirken von Mutterschaft und Arbeit. Die Verantwortung für die Bildung der Kinder zu übernehmen – im Gegensatz zur Verantwortung im Job – stellt für Frau Nazemi keine Wahl dar. Es ist vielmehr eine Art »Berufung«, ein gespürter innerer Drang, der sie zum Handeln zwingt. In diesem Bereich stellen sprachliche Mängel und »Unwissenheit« zwar auch eine Schwierigkeit dar, mit der sie umgehen muss – jedoch stellen sie kein Hindernis für ihr Handeln und ihre Entscheidung mitzumischen dar.

Der Betriebsleiter geht daraufhin auf Frau Nazemis Bedürfnisse ein. Insofern kann man davon ausgehen, dass Frau Nazemi diese Begründung auch ihm gegenüber geäußert hat. Er hat ein großes Interesse, Frau Nazemi mit einer verantwortungsvolleren Position zu betrauen und schlägt einen Kompromiss vor. Er bietet ihr noch einmal die Stelle als Vertrauensperson an, dieses Mal jedoch mit eingeschränkter Verantwortung.

*FN: „Sie können dann so machen, dass Sie, hm wenn Sie hier in Schicht sind, **da** sind Sie wieder als dieser Name Vertrauensperson - ähm Sie sind auch ungefähr so wie eine ähm - ein Betriebsleiter, Sie haben die Schlüssel, Sie haben Verantwortung - und Sie machen schon alles, aber wenn Sie nicht hier sind, dann sind Sie **befreit** - da haben Sie ihre Privatleben‘ da hab ich gesagt, das klingt bisschen besser (HE 9/251-9/255)*

Das Interesse des Betriebsleiters geht so weit, dass er sich Frau Nazemis Bedürfnissen anpasst und für sie eine besondere Position erschafft. Dieses Entgegenkommen des Arbeitgebers kann zum einen als Zeichen der Anerkennung und Wertschätzung der Arbeit und des Engagements von Frau Nazemi interpretiert werden. Zum anderen ist es aber auch das Resultat von Frau Nazemis klarer Positionierung und Prioritätensetzung. Mit dem neuen Angebot und dem damit verbundenen ausdrücklichen Wunsch des Betriebsleiters, Frau Nazemi als Vertrauensperson anstellen zu wollen, werden Frau Nazemis Gegenargumente – wenn auch nicht unbedingt beabsichtigt – zu Forderungen. Das Entgegenkommen des Betriebsleiters ist mit einer Lockerung der Machtverhältnisse verbunden, um ihr einen »Sicherheits- und Machtraum« zu verschaffen.

Sie positioniert sich im Geschehen als die Entscheidungsperson. Sie kann mitreden, und ihr wird zugehört. Sie kann ihre Arbeitsstelle mitgestalten, sich an dem Prozess beteiligen und mitentscheiden. Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein kommen immer mehr zum Vorschein: Frau Nazemi entdeckt Handlungsspielräume und nutzt diese. Der Restaurant-Job und die daraus resultierenden Erfahrungen stellen demzufolge eine relevante Phase ihrer Subjektivierung dar: Frau Nazemi wird durch die Leistungen und Handlungen im Rahmen ihrer Tätigkeit zunehmend zu einem gesellschaftlich akzeptierten und handlungsfähigen Subjekt.

Zusammenfassung

Diese Darstellung verdeutlicht die Konstituierung des Verselbstständigungs- und Ermächtigungsprozesses in der ersten Phase nach der Migration. Dieser Prozess entfaltet sich dabei rund um die Erfahrungen der Mutterschaft und den Einstieg ins Arbeitsleben. Die biographische Haltung von Frau Nazemi kann dabei als Bewältigungsstrategie verstanden werden. Auch wenn Frau Nazemi auf die ihr begegnenden Ereignisse weiterhin konditionell reagiert, eröffnen ihr die Positionierungen als verantwortungsbewusste Mutter und engagierte Arbeitnehmerin neue Spielräume für Handlungsaktivitäten und Identitätsentfaltungen. Die »Verpflichtungen« des Mutterseins und die Weiterentwicklung im Job ermöglichen ihr die Wiedererlangung eines Gleichgewichtszustandes der alltäglichen Lebensgestaltung und den sozialen Anschluss. Diese zielen nicht allein auf eine gesellschaftliche Anpassung, sondern vielmehr auf das Sich-Zurecht-Finden in einer unübersichtlichen Situation und später auf die Wiedererlangung von Selbstständigkeit und Handlungsfähigkeit ab. Vor allem an den Beispielen des Deutschlernens sowie der stetigen Annahme der Beförderungsangebote – aber auch deren Ablehnung – zeigt sich eine positive Entwicklung, die zwar neue Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten bietet, sich jedoch gleichzeitig stark an einem normativen, institutionellen Rahmen orientiert. Hier wird Frau Nazemis extreme Orientierung an Normen und Werten sichtbar, ebenso wie ihre Fähigkeit, auf äußerlich-schicksalhafte Bedingungen zu reagieren, sich an Gegebenheiten anzupassen und die an sie gerichteten Erwartungen zu erfüllen.

4.1.3.3. Wandlung des Verhältnisses zum Herkunftsland als partizipative Wendung

Die emotionale und ambivalente Beziehung zum Herkunftsland stellt zusammen mit der Migration eine der zentralen Erfahrungsstrukturen in Frau Nazemis Partizipationsgeschichte dar. Das Spannungsverhältnis zwischen dem Wunsch einer Wiederherstellung und Aufrechterhaltung des Kontakts und des Bezugs zum Herkunftsland einerseits und dem Bedürfnis bzw. der

bewussten Entscheidung zur Distanzierung andererseits setzt einen Transformationsprozess in Gang, der in einer entscheidenden biographischen Veränderung resultiert. Die Erfahrungen der Annäherung und Entfremdung bzw. Entkopplung sowie die Verhandlung und Umdeutung der Beziehung zum Herkunftsland strukturieren die folgenden Entwicklungen. Diese lassen sich entlang des dritten Suprasegments »Die Umkehr in der Rückkehr« (HE 7/261-12/333) nachzeichnen.

Der »Wiederaufbau« der Beziehung zum Herkunftsland

In den bisher dargestellten Segmenten der biographischen Erzählung werden die emotionale Bindung an das Herkunftsland sowie die damit gekoppelte, traumatische Erfahrung der Migration vornehmlich als Hindernis für die Wiedererlangung der Handlungsfähigkeit empfunden und deshalb unterdrückt. Im folgenden Segment wird dagegen die Beziehung zu Afghanistan schrittweise wiederbelebt, was zu grundlegenden Veränderungen in Frau Nazemis Leben führt. Die Annäherung an das Herkunftsland stellt zunächst die Möglichkeit dar, ihren eigentlichen Beruf auszuüben und wieder in Kontakt mit ihrer Muttersprache zu kommen. Frau Nazemi verortet die folgenden Ereignisse im Jahr 1990. Die Aussichten auf eine baldige Befreiung Afghanistans sind zu diesem Zeitpunkt groß. Deshalb wird Frau Nazemi als afghanische Lehrerin dazu eingeladen, sich am Projekt *Wiederaufbau Afghanistan* (HE 10/263) zu beteiligen. Es handelt sich mit großer Wahrscheinlichkeit um ein Projekt im Rahmen von Entwicklungszusammenarbeit.

FN: *da hab ich so irgendwie einen Brief bekommen - ähm ob ich auch an so was Interesse habe - ,pf ja klar, warum nicht‘. Dann hatte uns, da war für uns diese ähm sechs Monate Weiterbildung - hier mussten wir in die Schule gehen, und dann haben wir auch einmal in der Woche Hospitation gehabt, ne dass wir - den Unterrichtsschein und - selber auch mit den Kindern (HE 10/266-10/270)*

Bezüglich der Anfrage kann man zunächst vermuten, dass sie ihre Teilnahme selbstverständlich zusagt, was durch die Interjektion *pf* und den Ausruf *ja klar* ausgedrückt wird. Im Anschluss relativiert sie jedoch diese scheinbare Selbstverständlichkeit, indem sie rhetorisch fragt *warum nicht*. An diesem Ausdruck wird Frau Nazemis besonders vorsichtige, bedachte und (womöglich auch) skeptische Haltung gegenüber einer Verbindung mit dem Herkunftsland sichtbar. Denn damit zeigt sie, dass sie in erster Linie einige Bedenken hat bzw. über ihre Teilnahme zunächst nachdenkt. Da sie dennoch keine ausreichenden Einwände finden kann, nimmt sie die Einladung an und erklärt sich bereit teilzunehmen. Im Rahmen des Projekts besucht sie eine

Weiterbildung und darf dabei in einer Schule hospitieren. Die Teilnahme am Projekt bietet ihr die Möglichkeit, zum ersten Mal seitdem sie in Deutschland lebt, die Verbindung zum Herkunftsland »wiederaufzubauen« und gleichzeitig einer Tätigkeit nachzugehen, die einen engen Bezug zu ihrem eigentlichen Beruf hat. An dieser kurzen Interviewpassage wird somit zum ersten Mal der erste Schritt hin zu einer Annäherung an das Herkunftsland deutlich. Zum anderen markiert die Beteiligung an diesem Projekt den Anfang einer neuen Phase in Frau Nazemis Leben, nämlich ihren Weg zurück in die Arbeit als Lehrerin.

Zeitgleich zum Projekt gründet Frau Nazemi zusammen mit der afghanischen Community, zu der aufgrund des Projektes ein Kontakt entsteht, einen Verein, um afghanische Kinder in der Muttersprache zu unterrichten. Frau Nazemi erkennt in dem neu gegründeten Verein die Chance, ihre Muttersprache zu unterrichten und gleichzeitig durch den Unterricht ihre Muttersprache wieder sprechen zu können. Dabei handelt es sich um eine ehrenamtliche Tätigkeit, die sie einmal in der Woche, und zwar *immer jeden Freitag* (HE 10/277) zwanzig Jahre lang ausübt. Mit der ausdrücklichen Betonung des Zeitraums und der ununterbrochenen, konstanten Ausübung der ehrenamtlichen Tätigkeit gibt Frau Nazemi zu erkennen, dass diese Aufgabe eine wichtige Bedeutung in ihrem Leben hat. Der muttersprachliche Unterricht im Rahmen des Vereins ermöglicht ihr auch, ihren eigenen Kindern die afghanische Sprache näherzubringen. In diesem Zusammenhang spricht Frau Nazemi von *unserer Sprache* (HE 10/279) – daraus lässt sich die Entwicklung eines Gemeinschafts- bzw. »Wir-Gefühls« in Bezug auf die afghanische Community sowie ihre Identifizierung damit ableiten.

Dass Frau Nazemi sich dafür entscheidet, ihre Muttersprache zu unterrichten – zunächst für afghanische und dann auch für die eigenen Kinder – stellt eine wichtige Wendung dar. Bis zu diesem Zeitpunkt hat sich Frau Nazemi sehr intensiv damit beschäftigt, die deutsche Sprache zu erlernen. Ihre Bemühungen gingen sogar so weit, dass sie auch mit ihrer Tochter Deutsch sprach. Sie hat ihre Muttersprache – und damit auch jegliche Verbindung zum Herkunftsland – abgelehnt. Das Bedürfnis nach der Beherrschung der deutschen Sprache war dabei eng mit dem Bedürfnis der Wiedererlangung der Handlungsfähigkeit und der Herstellung eines Gleichgewichts in der alltäglichen Lebensführung verbunden.

Die dann durch ihre unterrichtende Tätigkeit folgende Annäherung an die afghanische Sprache ermöglicht Frau Nazemi zunächst eine »Versöhnung«, die sich dank des kontinuierlichen Kontakts intensiviert und den Wiederaufbau einer emotionalen Verbindung zulässt. Darüber hinaus bietet sie ihr die Möglichkeit, zum ersten Mal nach der Migration ihren Beruf auszuüben, wenn

auch nur auf ehrenamtlicher Basis. Die »Wiederentdeckung« und die Akzeptanz dieser Verbindung wecken in Frau Nazemi auch das Bedürfnis, ihren Kindern einen Teil »ihrer« Kultur weiterzugeben, nämlich die Sprache. Handlungsfähigkeit und Identitätsentfaltung sind nicht mehr allein an die Aneignung der deutschen Sprache gekoppelt, sondern auch durch die Beziehung zum Herkunftsland und zur afghanischen Sprache möglich. Die beiden Sprachen symbolisieren zwei verschiedene Subjektivierungskontexte, die ihr sowohl Anerkennung und Wertschätzung verschaffen als auch einen Rahmen zur Weiterentfaltung bieten. Obwohl diese anfangs als gegensätzliche, sich ausschließende Bereiche aufgefasst wurden – was zur Zurückweisung der Herkunftsbeziehung geführt hat –, können sie ab diesem Moment auch neben- und miteinander koexistieren. In diesem Sinne kann das Sich-Einlassen auf die Beziehung zum Herkunftsland und zur Muttersprache als Zeichen der zunehmenden Etablierung und Verankerung von Frau Nazemi in der deutschen Gesellschaft verstanden werden.

Das »plötzliche« Krankwerden

In den nächsten zehn Jahren scheint sich an dieser Konstellation nichts oder wenig zu ändern: Die Arbeit im Restaurant, das Engagement im Verein und das Erlernen der deutschen Sprache stellen die wichtigsten Ereignisse dieses Zeitraums dar. Obwohl zu Beginn des Segments mit der Erwähnung des »Wiederaufbaus« angedeutet wird, dass die Befreiung Afghanistans bald anstehe, so dass auch eine Rückkehr als Option offen stünde, scheint sich in diesem Zeitraum an der Situation nichts geändert zu haben bzw. nichts »Wichtiges« passiert zu sein. Das Scheitern der Befreiung – und damit wahrscheinlich auch des Projekts – ist auf die Machtübernahme der Taliban zurückzuführen, die den Bürgerkrieg verschärft und weitere militärische Auseinandersetzungen auslöst.⁹ Frau Nazemi beschäftigt sich deshalb weiterhin mit ihrer Arbeit im Restaurant, ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit im Verein und dem Erlernen der deutschen Sprache. Inzwischen sind zehn Jahre vergangen.

*FN: na ja und äh -- irgendwann mal, das war 2000 - so lange hab ich gearbeitet, ich war so arrangiert, und ich hab schon mit dem Verein und mit dem (iniges) hm alles - auch - die **Sprache** [räuspert sich] zu Hause musste ich sie, inwieweit muss ich gehen mit der Sprache, dass ich mir selber*

⁹ Im Jahr 1990 zieht sich zwar die sowjetische Armee aus dem Land zurück, doch der politische Konflikt in Afghanistan verschärft sich durch einen weiteren Bürgerkrieg und die Entstehung der Taliban-Bewegung. Darauf folgen weitere elf Kriegsjahre. In diesem Sinne kann in diesem Zeitraum keinen Wiederaufbau stattgefunden haben. Viele Maßnahmen zum Wiederaufbau Afghanistans fanden stattdessen erst ab 2001 statt, nachdem die Taliban-Regierung gestürzt wurde. (vgl. Schetter 2010: 136ff) So gesehen ist anzunehmen, dass das von Frau Nazemi erwähnte Projekt zum Wiederaufbau als Reaktion auf die damaligen Aussichten auf eine Beendigung des Konflikts nach dem Rückzug der sowjetischen Truppen entstanden ist – welche aber angesichts der sich rasant verändernden Lage durch die Machtübernahme der Taliban nicht umgesetzt werden konnte.

helfen muss, weil ich keine Zeit gehabt hab, extra so ein Sprachkurs zu besuchen oder (...) irgendwas nur zu Hause mit dem Kontakt -- hab ich mich mit der Sprache entwickelt [lacht] ähm bis 2001 (HE 10/279-10/286)

Frau Nazemi will eine wichtige Entwicklung in die Geschichte einführen – etwas, das ihr bis dahin scheinbar ungestörtes und relativ routiniertes Leben verändert. Doch bevor sie ins Erzählen kommt, spürt sie die Notwendigkeit, noch einige Ereignisse der Zeit zu erwähnen, die für die Entwicklung der Geschichte von Relevanz sind. Die Betonung liegt dabei auf ihrem engagierten Einsatz – sowohl im Restaurant als auch im Verein und zu Hause aufgrund ihrer Bemühungen, die deutsche Sprache zu lernen. Während die Annäherung an die Muttersprache zunächst mit positiven Entwicklungen verbunden ist und eine Veränderung der biographischen Haltung darstellt, bleibt der Aneignungsprozess der deutschen Sprache ein schwieriges Unterfangen, welches Frau Nazemi eigenständig und mit großer Mühe zu bewältigen sucht. Diesen Prozess bezeichnet sie als »Entwicklung mit der Sprache«. Diese Bezeichnung lässt den allmählichen, zeitlich überdauernden Lern- und Reifungsprozesses, die schrittweise Entfaltung, das mühsame Heranwachsen mit der Sprache erkennen. Frau Nazemi engagiert sich unermüdlich, ununterbrochen in allen Bereichen, in denen sich ihr Leben abspielt: in der Arbeit, im Verein – und auch zu Hause, was nicht nur auf das Lernen der deutschen Sprache bezogen ist, sondern auch auf ihre Aufgaben als »Mutter« und »Frau«. Sie versucht, sich weiterhin in Deutschland zu etablieren und gleichzeitig den Kontakt mit ihrem Herkunftsland aufzubauen und aufrechtzuerhalten.

In diesem Szenario erleidet Frau Nazemi einen »unerwarteten« Rückschlag. Im Jahr 2001 wird sie sehr krank. Aus der Retrospektive stellt sie fest, dass es ihr zu dem Zeitpunkt nicht wirklich bewusst war, dass es sich um eine Krankheit handelt. Sie spürt, dass etwas nicht stimmt, kann dies aber nicht zuordnen.

FN: und 2001 äh ich weiß nicht, äh das war nicht so bewusst, dass ich so bewusst denke - ähm es ist so, ich bin sehr scha//sehr, sehr, sehr krank geworden -- und ich wusste überhaupt nicht, was ist das überhaupt, ich hab keine Kraft, keine Energie und überhaupt Schlaflosigkeit, alles Mögliche hab ich gehabt - dann bin ich zum Arzt gegangen, vom einem Arzt zu einem anderen Arzt gerannt immer -- äh keiner hat was gefunden, mein Herz hat gerast, und ähm ich hab mich so schlecht gefühlt - und da konnte ich auch nicht zur Arbeit gehen, da war ich zu Hause, drei Monate war ich zu Hause aber keine Diagnose, niemand hat etwas gefunden - bis mein Hausarzt gesagt hat ‚Frau Nazemi Sie müssen das annehmen, das ist Depression‘ --

I: mhm [Verständnis ausdrückend]

FN: *„und dass diese Krankheit Depression heißt, aber Sie müssen damit umgehen“ - dann hat er mir zum Neurologen geschickt und der Neurologe hat mich untersucht und das und (iniges) und da hat er gesagt „ok - ohne Medikamente können Sie sie auch nicht äh bewältigen alleine“. Da hab ich die Medikamente bekommen, und ich hab mich nicht getraut, diese Medikamente zu nehmen, da hab ich immer gehört, diese Depressionsmedikamente sind so, dass man - nur schlafen muss, und da kam//da hab ich gesagt, ne ich möchte das nicht, dass ich - Medikamente nehme und schlafe, ich muss jetzt - meine Wege finden (7/279-8/302)*

Frau Nazemi schildert das Auftauchen ihrer Symptome als etwas, das »plötzlich« passiert und sie nicht nachvollziehen kann. Die Unkenntnis über ihren Zustand zieht sich über einen Zeitraum von drei Monaten. Dabei verschlechtert sich Frau Nazemis Kondition, so dass sie arbeitsunfähig wird und zu Hause bleiben muss. Die von Frau Nazemi empfundenen, unerwarteten Veränderungen bedeuten für sie einen Verlust von Handlungsfähigkeit bzw. einen passiven Zustand, der ihr aufgezwungen wird und gegen den sie sich nicht wehren kann. So geht die Krankheit mit einem Kontrollverlust einher: Frau Nazemi kann keinen Einfluss mehr auf die Entwicklung der Ereignisse nehmen bzw. ihr Handeln und ihre Gefühle nicht mehr bewusst steuern. Die Unwissenheit über ihren Zustand und die Unmöglichkeit des intendierten Handelns drängen sie zum untätigen Abwarten – einem Zustand, der nicht unbedingt willentlich herbeigeführt wird, sondern mit dem sie sich aufgrund der Ausweglosigkeit der Situation vielmehr abfinden muss. In diesem Sinne erleidet Frau Nazemi erneut eine Alltagsbewältigungskrise, die in eine Ohnmachtserfahrung mündet und sie an das Zu-Hause-Sein bindet. Das Zu-Hause-Sein wird dabei erneut an die Vorstellung des »Passivseins« und der Machtlosigkeit gekoppelt.

Nach diesen drei Monaten Unwissenheit ist es der Hausarzt, der Frau Nazemi darüber informiert, dass sie an Depressionen leidet. Frau Nazemi muss diesen Befund als »Tatsache« anerkennen und sich damit abfinden, gleichzeitig aber auch sich mit ihrer Erkrankung gedanklich und emotional auseinandersetzen und in irgendeiner Weise damit zurechtkommen bzw. fertigwerden. Frau Nazemi wird daraufhin zum Neurologen überwiesen. Dieser zweifelt daran, dass Frau Nazemi die Krankheit aus eigener Kraft und ohne Einwirken von außen überwinden kann und legt ihr deshalb als einzige Lösung nahe, sich einer medikamentösen Behandlung zu unterziehen. Doch Frau Nazemi setzt sich mit den möglichen Folgen dieser Behandlung auseinander: Die Befürchtung, durch die Medikamente gegen die Depression »ruhiggestellt« zu werden und nur zu *schlafen*, bereitet ihr ein gewisses Unbehagen. Die Medikamenteneinnahme würde eine Verstärkung der durch die Krankheit verursachten »Passivität« als eine Verbesserung des Leidenszustands bewirken. Die Vorstellung einer verstärkten Passivität bedeutet für Frau Nazemi

wiederum, die Erfahrung der Ohnmacht und den Verlust von Handlungsfähigkeit und Unabhängigkeit weiter zu intensivieren. Die Angst, noch tiefer in diesen von ihr schon bekannten Zustand zu geraten, motiviert sie dazu, die vorgegebene Lösung zu verweigern und stattdessen eine individuelle Art des Umgangs mit der Krankheit zu entwickeln. Während die Unkenntnis über die Krankheit den Verlust von Handlungsfähigkeit und Selbstständigkeit bewirkt, ermöglicht ihr die Diagnose bzw. die Feststellung der Erkrankung, trotz ihres eingeschränkten Handlungsspielraums, eigenständig zu entscheiden und zu handeln, im Sinne einer bewussten Auseinandersetzung und eines reflektierten, eigenständigen Umgangs damit. Darin zeigen sich Frau Nazemis Bemühungen, ihre erkämpfte Handlungsfähigkeit und Selbstständigkeit zu bewahren.

Frau Nazemi versucht, ihre Depression durch Bewegung und frische Luft zu überwinden. Es sind erneut signifikante Andere (die Tochter und der Bruder), die sie motivieren, die Wohnung zu verlassen und etwas zu unternehmen und die sie dabei begleiten und unterstützen. Der eigenständige Alternativweg zur Bewältigung der Erkrankung (im Gegensatz zu der Lösung der medikamentösen Behandlung) erfordert ein aktives, eigenständiges Zutun und eine ständige Auseinandersetzung mit ihrer Umgebung und ihrer Situation, aber vor allem mit sich selbst. Dabei kommt Frau Nazemi zu einer wichtigen Erkenntnis: *so dann war mir bewusst, jetzt [klopft mit einem Schlüssel auf den Tisch] geht es nicht mehr, diese Maschine ist kaputt [haut mit der Hand auf den Tisch] ich muss langsam machen* (HE 11/312-11/314). Die Metapher verbildlicht die Art und Weise, wie sie sich selbst und ihr Tun betrachtet. In den ersten Jahren in Deutschland arbeitete sie voller Einsatz, unermüdlich wie eine »Maschine« – also wie ein mechanisches Gerät, das Kraft und Energie umformt und überträgt, um so die Arbeit für andere leichter zu machen. Ihr Handeln scheint etwas »Automatisches« zu sein – sie denkt nicht viel darüber nach, sie »tut« einfach. Die unaufhörlichen Bemühungen, ihre Handlungsfähigkeit und Selbstständigkeit wiederzuerlangen und zu erhalten, und dabei gleichzeitig im neuen Land Fuß zu fassen und die Verbindung zum Herkunftsland aufrechtzuerhalten, führen zu einer emotionalen Überanstrengung, die letzten Endes in einem Zusammenbruch resultiert. Die Krankheit und ihr Bewältigungsversuch stellen das verändernde Moment dar, in dem Frau Nazemi erkennt, dass sie zur Ruhe kommen und sich auch um sich selbst sorgen muss.

Das Eintreten der Depression, das mit dem » Zusammenbruch« ihres Lebens in der Migration einhergeht, kann darüber hinaus im Zusammenhang mit der latenten Hoffnung der Rückkehr interpretiert werden. Unabhängig davon, dass der Aufenthalt in Deutschland von Beginn an nur eine vorübergehende Phase darstellen soll, bemüht sich Frau Nazemi stets darum, im neuen Land Fuß zu fassen und sich ein neues Leben aufzubauen. Die Absicht bzw. die Hoffnung der

Rückkehr besteht jedoch latent weiter – muss aber (zugunsten der Wiedererlangung von Handlungsfähigkeit und Selbstständigkeit) bewusst, z. T. aber auch unbewusst verdrängt werden – ist also »rezessiv« vorhanden. Als sich die ersten Aussichten auf eine Befreiung abzeichnen, bekommt Frau Nazemi die Möglichkeit, die Beziehung zu ihrem Land »wiederaufzubauen«. Damit wird auch die Hoffnung auf eine Rückkehr wiederbelebt. Diese muss jedoch weiterhin in Schach gehalten werden, solange ein Ende des militärischen Konflikts nicht konkret abzusehen ist. Und dann erkrankt sie – ausgerechnet in einer Zeit, in der sich der Konflikt in Afghanistan zuspitzt und die kriegesischen Auseinandersetzungen ihren höchsten, kritischsten Punkt erreichen.¹⁰ Eine baldige Beendigung des Konflikts scheint aussichtslos und das imaginäre Bild der Hoffnung auf Rückkehr, das ihr »Funktionieren« über die Jahre latent trägt, bricht zusammen – und damit auch Frau Nazemi selbst. Die Anerkennung ihres »Einsturzes« und das damit einhergehende Bedürfnis nach Reflexion und einer bewussten Auseinandersetzung zunächst mit der Erkrankung, dann mit ihrer Situation und schließlich mit sich selbst untermauern diese Leseart: Der Wegfall der bisher rezessiven und unterdrückten, dennoch stark sinnstiftenden Instanz und der damit verbundene Bruch erfordern eine Konfrontation mit der persönlichen Situation sowie die Ergründung neuer Möglichkeiten und damit eine Umstellung und Neuanpassung.

Die Rückkehr und die Entfremdung vom Herkunftsland

Als das von Frau Nazemi mit Mühe aufgebaute Leben in Deutschland zerbröckelt und sie nicht mehr weiterweiß, beruhigt sich die Situation in Afghanistan. Dadurch wird für Frau Nazemi die Möglichkeit, zum ersten Mal nach 20 Jahren, in ihr Herkunftsland zurückkehren, tatsächlich real.

FN: ja, in dieser Zeit war Afghanistan auch noch hm mit der Taliban-Geschichte, die Taliban waren schon weg 2001 - und da hab ich mich so riesig gefreut, da hab ich gesagt ,oh schön jetzt kannst du doch dein Leben dort jetzt [mit Freude und Hoffnung] – weitermachen, guckst du, wo was gibt's dort'. Mit dieser Hoffnung bin ich nach Afghanistan geflogen - war schon ein bisschen besser von dieser Phase Depression, ich bin ein ganz bisschen, ganz bisschen hochgekommen (HE 11/314-11/319)

¹⁰ Ab Mitte der 1990er Jahre übernahmen die Taliban die Kontrolle über den größten Teil Afghanistans. Der Aufenthalt des Osama Bin Laden im Herrschaftsbereich der Taliban führte zum Konflikt mit den USA. Dieser eskalierte nach den Terroranschlägen vom 11. 9. 2001, da die USA Bin Laden und dessen Terrornetzwerk Al Qaida für die Anschläge verantwortlich machten.

Frau Nazemi ist bereit, das Leben aufzugeben, das sie sich in Deutschland innerhalb von 20 Jahren aufgebaut hat, und in ihrem Herkunftsland wieder neu anzufangen. Der Wunsch, nach Afghanistan zurückzukehren, wird vor allem von der durch den gesundheitlichen Zusammenbruch verursachten Notwendigkeit einer Neuorientierung verstärkt. Die Möglichkeit der Rückkehr wird mit der Hoffnung verbunden, einen neuen Lebenssinn in einer wohlbekannten Umgebung zu finden – und dies, obwohl es ihr zu diesem Zeitpunkt dank der Unterstützung signifikanter Anderer und dank ihres eigenen Willens gelingt, langsam wieder auf die Beine zu kommen. Das Verb *hochkommen* verbildlicht dabei die Art und Weise, wie sie die Erkrankung und ihre Folgen empfindet. Die Depression holt sie ein und zieht sie herunter. Frau Nazemi hat das Gefühl, sich deshalb auf einem tiefen Punkt zu befinden, von dem sie nur mit Mühe wieder hinaufkommen kann. Auch wenn – oder gerade weil – sie sich schon auf dem Weg der Besserung befindet, scheint die Weiterführung des Lebens im Herkunftsland ein legitimer Ausweg zu sein. Die jetzt reale Option der Rückkehr stellt sich somit (erneut) als sinnstiftende, vertraute – und daher auch Sicherheit gebende – Instanz dar. Sie ermöglicht ihr, das zerrüttete Dasein aufzufangen, die in gewisser Hinsicht »fiktive« und jetzt zerrissene »Ersatzexistenz« hinter sich zu lassen und das durch den Krieg unterbrochene Leben in Afghanistan – also ihr »eigentliches, echtes Leben« – wiederaufzunehmen.

Frau Nazemi reist deshalb nach Afghanistan. Die Reise ist zunächst als Urlaub geplant, soll aber dazu dienen, die Lage im Herkunftsland für eine mögliche, definitive Rückkehr zu prüfen. Bei ihrer Ankunft wird sie jedoch mit einem Szenario konfrontiert, das von ihren Erinnerungen und Erwartungen in unüberbrückbarer Weise differiert.

*FN: dann bin ich nach Afghanistan verreist. Wo ich **dort** war das Land, hab ich dieses Land gesehen **zerstört** - ich hab mein Land nicht wiedererkannt - wo ich am Flughafen war, da hab ich gesagt ,mein Gott, wo bin ich überhaupt hier [fragend], ich kenn das‘ [atmet tief durch] ich war zwei Wochen dort und jeder - Platz und jeder Ort, wo ich da war, das war für mich nicht erkennbar - ich hab es überhaupt nicht erkannt - da war so zersch/zerstört -- ähm das hat mich wirklich sehr schwer getroffen, ich war nochmal, wo ich zurück war, da war ich wieder - wieder von null wieder diese Depressionsphase, und ich konnte überhaupt nicht - wieder hochkommen (HE 11/319-11/326)*

Die Betonung auf *dort* und *zerstört* verdeutlicht die Verblüffung, die aufgrund des nicht erwarteten Zustands des Landes entsteht. Die Zerstörung des Landes ist so extrem, dass Frau Nazemi das Gefühl hat, »ihr« Land nicht wiederzuerkennen. Der Ausruf *mein Gott* lässt ihre Bestürzung

und Erschütterung, aber auch das Entsetzen und die Verärgerung erkennen. Der extreme Unterschied zwischen ihren Erinnerungen an das Land und dem jetzigen Bild ruft ein Gefühl der Entfremdung hervor. Frau Nazemi kann keinen Bezug mehr herstellen; das in ihren Erinnerungen romantisierte Bild Afghanistans und die realen Zustände vor Ort klaffen sehr stark auseinander. Die extreme Zerstörung des Landes und der damit einhergehende fehlende Wiedererkennungswert erschüttern Frau Nazemi zutiefst. Sie muss abermals die Hoffnung einer Rückkehr nach Afghanistan und die eines Neuanfangs in ihrem Herkunftsland aufgeben. Doch dieses Mal scheint diese Option endgültig unerreichbar geworden zu sein. Die Beziehung zu ihrem Land verändert sich: Frau Nazemi wird damit konfrontiert, »kein Land« (im figurativen Sinne) mehr zu haben, da »ihr« Land – d. h. Afghanistan, so wie sie es erlebt und in Erinnerung hat – nicht mehr existiert. Resigniert kommt sie nach Deutschland zurück. Doch die durch die Entfremdung verursachte Bestürzung und Erschütterung sind so stark, dass sie erneut in eine Depression fällt. Frau Nazemi wird wiederholt von den Umständen »heruntergezogen« und hat das Gefühl, noch einmal von vorne anfangen zu müssen. Doch aufgrund ihrer Erkrankung ist sie nach wie vor nicht in der Lage, arbeiten zu gehen. Insgesamt ist sie zwei Jahre krankgeschrieben und wird in dieser Zeit von der Krankenkasse finanziell unterstützt.

Die partizipative Haltungsänderung

Die Veränderung des Verhältnisses zum Herkunftsland bewirkt eine Einstellungswandlung gegenüber dem Leben in der Migration. Dieses wird anfangs als »vorläufiges« Leben hingenommen und durch die Hoffnung auf Rückkehr getragen. Es kann deshalb nur aufgrund einer bewussten Unterdrückung und Distanzierung von der Beziehung zum Herkunftsland aufrechterhalten werden. Im Aushandlungsprozess zwischen Annäherung zum Aufnahmeland und Entfremdung vom Herkunftsland wird das Leben in der Migration neu gedeutet – nämlich als »das eigentliche, echte Leben«, an dessen Aufbau, Entwicklung und Weiterführung es zu arbeiten gilt. Diese Leseart wird durch eine weitere Interviewpassage aus dem Nachfrageteil gestützt.

Als ich Frau Nazemi auf die Reise nach Afghanistan anspreche, reflektiert sie die damaligen Ereignisse und bewertet sie aus der Retrospektive. Sie beschreibt zunächst das »idyllische« Szenario, das sie in ihren Vorstellungen erwartet, welches letztendlich aber von dem tatsächlichen Bild vor Ort sehr differiert hat. Frau Nazemi stellt dabei vieles infrage: ihre damalige Haltung, die Rückkehr zu »romantisieren« sowie ihre naive Hoffnung, wieder dort anfangen zu

können, wo sie aufgehört hatte – ohne sich Gedanken darüber zu machen, wie ein jahrzehntelanger Krieg ein Land verändern kann. Die Konfrontation mit der nüchternen Realität vor Ort bewirkt ein Entfremdungsgefühl, das letztendlich zur Veränderung der Einstellung führt.

FN: wo ich hingegangen bin wieder zurück [nach Afghanistan], da hab ich gesagt, vergiss es, ne kannst du nicht - vielleicht manchmal ist die Sache - ähm - immer die ähm viele Sachen haben Vorteile und Nachteile - vielleicht war das für mich auch nicht schlecht, das war auch gut, dass ich - ähm - diese Hoffnung verloren habe und wo ich zurück war - da hab ich gesagt, ne musst hier (sein) hier//hier musst du dein Leben - hier geht weiter, dein Leben geht hier weiter, da kannst du nicht mehr, das ist nicht mehr//es ist nicht mehr machbar – (...) hab ich gesagt ähm nach Deutschland zurück, was hab ich, ok jetzt versuchst du hier -- Fuß zu fassen - hier ist//musst du weiter, dein Leben geht hier weiter - da musst du hier sehen, so das war auch nicht schlecht für mich - ein Stück hab ich schon jetzt - nicht mehr diese - Sehnsucht und diese Strapaze ist nicht mehr da - es ist mein Land, kann ich schon auch in Urlaub gehen (...) - aber - dieses Gefühl ist nicht mehr da, wenn ich dort bin. Da sage ok, ich baue hier mein Leben hm ist nicht mehr da --- ist anders geworden – aber vielleicht war auch nicht schlecht für mich - weiß ich nicht [lacht] (NFT 20/580-21/602)

Frau Nazemi bewertet die Bedeutung der Ereignisse und der damit einhergehenden Einstellungsversänderung für die weitere Entwicklung ihrer Geschichte und auch für ihr heutiges Leben. Frau Nazemi stellt fest, dass Ereignisse sowohl negative als auch positive Auswirkungen haben können. In ihrem Fall wird die negative Seite der Entwicklungen repräsentiert durch die Entfremdung, die sich daraus ergebende »Unmöglichkeit« einer definitiven Rückkehr und den damit gekoppelten Bruch. Gleichzeitig scheint diese »Entkopplung« eine positive Wandlung in Gang zu setzen: Frau Nazemi erlebt den Hoffnungsverlust aus der heutigen Perspektive als einen Wendepunkt, als das entscheidende Moment ihrer Partizipationsgeschichte. Die Einsicht der nicht vorhandenen Anschlussmöglichkeiten an das Leben in ihrem Herkunftsland führt zu einer lebensverändernden Erkenntnis: Ihr Leben ist in Deutschland. Das einst vorübergehende Dasein in der Migration wird zum richtigen, echten Leben. Frau Nazemi ist bereit, dieses Leben als solches zu akzeptieren und weiterzuführen. Dieses Bewusstsein bewirkt eine Veränderung ihrer Einstellung, die ihr ermöglicht, die Entfremdung und Entkopplung vom Herkunftsland zu bewältigen und gleichzeitig die Beziehung zum Herkunftsland zu verhandeln und neu zu definieren. Sie wird nicht mehr mit der Vorstellung eines imaginären, erhofften Lebens verbunden, sondern vor allem mithilfe der ehrenamtlichen Arbeit im afghanischen Verein in ihr neu aufzu-

bauendes Leben bewusst einbezogen und verarbeitet. Der Bezug und die Verbindung zum Herkunftsland werden durch eine Umdeutung erneut zur sinnstiftenden Instanz in Frau Nazemis Leben und bestimmen die folgende partizipative Orientierung in der Migration.

Zusammenfassung

Anhand des dritten Segments »Die Umkehr in der Rückkehr« lässt sich der Beginn eines für die Partizipationsgeschichte ausschlaggebenden Transformationsprozesses rekonstruieren. Dieser Prozess entfaltet sich entlang des Spannungsverhältnisses zum Herkunftsland und verläuft in mehreren Phasen, die wechselhaft durch positive sowie bedrohliche, verlaufskurvenartige Entwicklungen strukturiert sind. In einer ersten Phase wird durch die plötzliche Möglichkeit zur Annäherung an das Herkunftsland eine »Versöhnung« erreicht, die gleichzeitig die schon immer rezessiv vorhandene Hoffnung einer endgültigen Rückkehr belebt. Der Zusammenbruch ihres Lebens aufgrund der Erkrankung setzt erneut eine verlaufskurvenartige Entwicklung in Gang, auf die Frau Nazemi zunächst konditionell reagiert. Sie versucht diese mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu verarbeiten. Darin zeigt sich Frau Nazemis Fähigkeit zur Umstellung und zur Anpassung an die ihr begegnenden, unumgänglichen Ereignisse sowie zur Entwicklung individueller Bewältigungsstrategien, die jedoch immer als intuitive Reaktion auf die äußerlichen Vorkommnisse zu verstehen sind. Die Entfremdung und die Entkopplung vom Herkunftsland sorgen für die Beendigung des negativen verlaufskurvenhaften Prozesses, wodurch ein biographischer Wandlungsprozess induziert wird. Dieser Übergang wird als eine systematische Veränderung der Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten empfunden, die schließlich einen Wandel der eigenen Wahrnehmungen und Orientierungen und somit eine Haltungsumstellung bewirkt.

4.1.3.4. Engagement als Vermittlungs- und Transformationsprozess zwischen Herkunftsland und Migrationsdasein

Frau Nazemis Wandlungsprozess beginnt mit der Veränderung der Beziehung zum Herkunftsland. Damit geht eine Einstellungsveränderung gegenüber dem Migrationsdasein einher, welches nun als das einzig mögliche Leben akzeptiert wird und ausgebaut werden soll. Den durch die Entfremdung vom Herkunftsland ausgelösten, emotionalen Bruch sowie die durch die Erkrankung verursachte und fortbestehende Arbeitsunfähigkeit und die dadurch ausgelöste »Passivität« versucht Frau Nazemi in der Migration durch die Aufrechterhaltung der Verbindung

zum Herkunftsland in Form ehrenamtlicher Arbeit zu kompensieren. Die Kompensationsbemühungen mittels ehrenamtlichen Engagements setzen wiederum eine Serie von Ereignissen in Gang. Diese strukturieren den Geschichtsverlauf zwischen der Intensivierung der Verbindung zum Herkunftsland und der Verankerung und Etablierung im Migrationsdasein. Dabei wird diese Entwicklung durch die Entdeckung und Anerkennung ihrer Lebenserfahrungen als biographische Ressourcen gesteuert, die schließlich zur beruflichen Etablierung führen. Nachgezeichnet wird dieser Prozess im vierten Suprasegment »Der Weg zurück in die Schule« (12/333-15/458).

Die Kompensation und die Entdeckung biographischer Ressourcen durch Engagement

Zurück in Deutschland bleibt Frau Nazemi trotz Depression und Arbeitsunfähigkeit weiterhin im Verein ehrenamtlich tätig. Nachdem sie die Hoffnung der Rückkehr endgültig aufgegeben hat, bekommt ihre Arbeit im Verein eine weitere, besondere Bedeutung. In diesem Rahmen hat Frau Nazemi die Möglichkeit, ihre Muttersprache zu sprechen und weiterzugeben, gleichzeitig aber auch Kontakt mit Menschen aus Afghanistan zu haben und somit den Bezug zu ihrem Land irgendwie aufrechtzuerhalten.

*FN: äh mit dem Verein war ich noch beschäftigt, und **das hat mir Spaß gemacht** [mit Freude] auch dieser Unterricht mit den Kindern, das war mir - so ein Trost, und da war ich sehr äh sehr aktiv mit dem Verein (HE 11/331-12/333)*

Die Betonung des Freude-Zustands hebt die Erfüllung hervor, die sie durch den Unterricht und die Arbeit mit den Kindern erfährt – schließlich kann sie im Rahmen der Vereinsarbeit (wenn auch nur ehrenamtlich) ihren Beruf ausüben. Doch die Arbeit im Verein symbolisiert darüber hinaus die Verbindung zum Herkunftsland und lässt eine emotionale Bindung entstehen, die sie als *Trost* empfindet: Die ehrenamtliche Tätigkeit im Verein fungiert als Kompensation der Entfremdung bzw. der Entkopplung und des damit einhergehenden »Bruches«. Dadurch bekommt Frau Nazemi den notwendigen emotionalen Halt, um das durcheinandergebrachte Leben zu ordnen und wiederaufzubauen. Die ehrenamtliche Vereinsarbeit steht für die Neu-Ausrichtung des Verhältnisses zum Herkunftsland und die damit einhergehende veränderte Auslegung des Lebens in der Migration.

Diese Umstellung wird durch die Aufnahme einer weiteren Tätigkeit noch intensiviert.

FN: während die//dieser Zeit war die Geschichte mit dem A-Amt, da wollten die auch diese//ein Projekt haben - mit der ähm - orientierten äh Arbeit mit den Migrantenern - da hab ich mich auch

*äh interessiert, da war ich auch Mitglied mit ihnen - ähm diese ganzen Ausbildung//Fortbildungen und alles, was im A-Amt als Angebot gab, war für mich so **interessant** - äh trotz, dass es mir so schlecht ging aber ich war bei jeder Fortbildung und hab an jeder -- jeder Sache teilgenommen (HE 12/333-12/228)*

In dieser Zeit erfährt Frau Nazemi auch von einem Bildungsprojekt für Migranteneltern, das die Weitergabe von Informationen an und die Beratung nicht-deutscher Eltern rund um das deutsche Schulsystem zum Ziel hat.¹¹ Im diesem Rahmen bekommt Frau Nazemi die Möglichkeit, als Multiplikatorin und Beraterin für afghanische Eltern aktiv zu werden. Die Angebote und Inhalte des Projekts sind für sie so interessant, dass sie sich trotz ihres schlechten gesundheitlichen Zustands für eine Teilnahme entscheidet. Frau Nazemi bezeichnet sich dabei als *Mitglied* (HE 12/336) des Projekts – d. h. sie begreift sich als Teil, als »dazugehörig«. Die Mitwirkung am Projekt ermöglicht ihr einerseits, etwas Neues auszuprobieren, sich aktiv an einer sinnvollen Tätigkeit zu beteiligen, um so ihren passiven Zustand zu umgehen und gleichzeitig ein Teil von etwas Großem zu werden. Andererseits kann sie dadurch die Verbindung zum Herkunftsland auf eine neue Ebene heben, indem sie als »Bindeglied« und »ethnisierte« Vermittlerin zwischen deutschen Institutionen und afghanischen Eltern fungiert und als Sachkundige auf dem Gebiet adressiert wird. Das Engagement dient zunächst als Ausgleich, als Strategie zur Wiederherstellung eines Gleichgewichtszustands. Doch die Freude und das wachsende Interesse an der ehrenamtlichen Arbeit legen neue Handlungsmöglichkeiten offen, die über den bloßen Kompensationsversuch hinausgehen und eine Weiterentwicklung des Lebens in der Migration in Kombination mit der Verbindung zum Herkunftsland ermöglichen.

Im Kontext dieses Projekts wird Frau Nazemi darüber hinaus als Interviewpartnerin von einem lokalen Fernsehsender angefragt. Für das Interview wurden Migrantinnen gesucht, die eine Tochter in Deutschland großgezogen haben. Frau Nazemi und ihre Tochter nehmen zusammen daran teil und berichten dabei über die Dynamiken der Mutter-Tochter-Beziehung in der Migration sowie ihre persönlichen Erfahrungen damit.¹² Im Anschluss an dieses Interview wird Frau Nazemi als »Fachfrau« für eine Diskussionsrunde angefragt.

¹¹ Im Nachfrageteil (NFT 19/743-22/830) geht Frau Nazemi auf das Projekt und die Inhalte näher ein. Dieses Programm arbeitet mit aktiven Mitgliedern von Kultur- und Bildungsvereinen, religiösen Gemeinden und Herkunftssprachenlehrerinnen und -lehrern zusammen. Diese werden als MultiplikatorInnen geschult, die später für die Weitergabe von Informationen rund um die Themen Schule, Beruf und Erziehung sowie für die Beratung von Eltern in deren Herkunftssprache über die Möglichkeiten des deutschen Schul- und Ausbildungssystems und in Bildungs- und Erziehungsfragen eingesetzt werden.

¹² Auf die angesprochenen Themen im Interview geht Frau Nazemi erst im Nachfrageteil ein. Diese drehen sich vor allem um ihre Rolle als Mutter und die Erziehung der Tochter. Diese Erfahrungen werden im nächsten Auswertungskapitel mit einbezogen und analysiert.

FN: als wir teilgenommen haben, da war vom staatlichen S-Amt jemand interessiert, saß dort und hat mein Interview gehört - in der Pause ist sie zu mir gekommen, das war die Frau Schmidt - vom Aufnahmeberater für die äh Seiteneinsteiger - ist zu mir gekommen und da hat sie gesagt ,ja ich hab Ihr Interview gehört und das äh ist sehr interessant [atmet tief durch] ähm ich habe eine Bitte‘ und da hab ich gesagt ,ja bitte schön, was möchten Sie‘ [fragend] sie sagte ,ja wenn ich Sie einlade in S-Amt - wir haben so viele afghanische Kinder und wir haben so viele Probleme - mit den Kindern, ob Sie uns irgendwie in diesem mal ein bisschen helfen können‘ da hab ich gesagt ,ja gern komm ich‘ (...) und da haben wir so viel gesprochen, und ich hab auch ein paar Tipps gegeben, wie man das machen kann, und wie das ist und wie sieht das aus und so weiter und so fort, äh auch über die Kultur hab ich auch gesprochen (HE 12/344-13/358)

Frau Nazemi wird ferner aufgrund ihrer biographischen Erfahrungen als »Expertin« angesprochen und eingeladen, an Projekten und Veranstaltungen teilzunehmen, dabei ihr Wissen weiterzugeben und sich aktiv zu beteiligen. Ihre Lebenserfahrungen und das daraus gewonnene biographische Wissen werden zunächst von anderen Menschen als produktive, wertvolle Ressource erkannt und bewusst und zielgerichtet als praktische Handlungsmittel eingesetzt. Frau Nazemi selbst erlebt diese Erfahrungen zunächst als etwas Persönliches, das ihr zwar Freude bereitet und emotionalen Halt verschafft, jedoch grundsätzlich wenig gesellschaftlich angesehenen »Nutzen« bringt. Diese Ressourcen stellen latente, noch nicht bewusst erkannte und voll entfaltete Potenziale dar, welche erst durch die aktive Nachfrage Dritter als solche betrachtet und erkannt werden können. Die Anerkennung dieser biographischen Erfahrungen als Ressourcen und deren erfolgreichen Einbettung in den gesellschaftlichen Kontext ermöglichen – wenn auch nicht intentional – die Offenlegung und Erweiterung neuer Handlungsmöglichkeiten sowie die Entfaltung weiterer biographischer Ressourcen im beruflichen Kontext.

Das Engagement als Weg zur beruflichen Anerkennung und Etablierung

Frau Nazemi wird im Anschluss an die Diskussionsrunde und insbesondere aufgrund ihrer Kenntnisse zum Thema »Afghanische Schülerinnen und Schüler« von einem Schulleiter angesprochen. Dieser bietet ihr den Job als Lehrerin für eine Intensivklasse an, da er von Frau Nazemis Kenntnissen und Fähigkeiten überzeugt ist.

FN: dann bin ich dahingegangen in der Woche einmal für zwei Stunden und da ich in der Klasse und da hab ich mich so gefreut - das ist so schön [ergriffen, erfreut] wieder diese Gefühle nach -- dreißig Jahren oder damals waren 25 jetzt 36 Jahren, dass ich in Deutschland bin, in der Klasse zu stehen und unterrichten - das war wirklich sehr schön (HE 12/360-13/371)

Frau Nazemi freut sich sehr über die Möglichkeit, nach so vielen Jahren ihren Beruf wieder ausüben zu können. Die Freude wird dabei dadurch verstärkt, dass sie in den letzten Jahren aufgrund der Depressionen arbeitsunfähig war und dass sie die Hoffnung auf Rückkehr aufgeben musste. So bedeutet die einst für unmöglich gehaltene Chance, in Deutschland ihrem Beruf nachzugehen, nicht nur die Rückkehr ins Arbeitsleben und ins »Aktivsein«, sondern auch die Anerkennung ihrer Fähigkeiten und Fertigkeiten. Nach einem Jahr Arbeit in der Schule bekommt Frau Nazemi ein weiteres Angebot: einen neuen Vertrag mit mehr Wochenstunden und einer Verankerung ihres Unterrichts im offiziellen Lehrplan. Das ist für sie die Möglichkeit, ein fester Bestandteil der Schule zu werden und sich als Lehrerin zu etablieren.¹³ Frau Nazemi begreift sich nach kurzer Zeit als »Teil« der Schule und bekommt Anerkennung und Komplimente seitens der Schulleitung. Sie wird in ihrer Arbeit bestätigt und bestärkt sowie als Mitarbeiterin (wert)geschätzt, akzeptiert und respektiert. Durch die offizielle Verankerung ihres Unterrichts wird sie in die gesamte Schularbeit eingebunden und als Teil der Lehrerschaft anerkannt. Sie genießt das Lob und fühlt sich in ihrer Arbeit bekräftigt. Die Geschichte endet damit, dass Frau Nazemi einen unbefristeten Vertrag bekommt und zusammen mit ihrem Kollegen aus der Intensivklasse einen neuen Verein gründet. Frau Nazemi fühlt sich ihrer neuen Umgebung zugehörig und begreift sich als gleichberechtigten Teil. Die Hervorhebung der Differenz der »ethnisierten« Vermittlerin verliert dabei zugunsten der Etablierung ihrer Position als Lehrerin, einer »Normalisierung« ihres beruflichen Alltags und einer allmählich einsetzenden »Integration« immer mehr an Bedeutung.

Auch wenn dieser Prozess eine große Veränderung im Leben von Frau Nazemi darstellt, bleibt ihre biographische Haltung stets dieselbe: Es sind immer wieder signifikante Andere und äußerlich-schicksalhafte Bedingungen, die Frau Nazemi zu einem weiteren Schritt motivieren – während sie selbst sich weiterhin von ihrem »Schicksal« treiben lässt und sich den Gegebenheiten anpasst. Doch dieses Mal ist die von außen gesteuerte Entwicklung mit Freude und positiven Erlebnissen verbunden: Mit der Stelle als Schullehrerin bekommt Frau Nazemi die Möglichkeit, einer neuen, ihrem Beruf entsprechenden, bezahlten Tätigkeit nachzugehen und gleichzeitig die Verbindung zu ihrem Herkunftsland aufrechtzuerhalten und diese für ihr Leben in der Migration fruchtbar zu nutzen. Diese Entwicklung ist jedoch – wie vieles in Frau Nazemis Biographie – eine weitere unerwartete und nicht intendierte, dennoch entscheidende Wendung in der Geschichte.

¹³ Suprasegment »Der Weg zurück in die Schule« (HE 8/333-11/458), Segment 5: »Schulprojekt und Arbeitsvertrag (HE 9/370-9/380)«

Zusammenfassung

Alle eintretenden Ereignisse, die in dem Suprasegment »Der Weg zurück in die Schule« (HE 8/333-11/458) dargestellt werden, führen – auch wenn sie von Frau Nazemi nicht bewusst und intentional herbeigeführt werden – zu einer grundlegenden Transformation: Frau Nazemi kann letztlich als Lehrerin in Deutschland arbeiten. Das ehrenamtliche Engagement ermöglicht ihr, ihre Lebenserfahrungen als biographische Ressourcen zu erkennen und sie als Handlungsmittel für ihre Weiterentwicklung zu nutzen. Dadurch kann sie ihre emotionale Beziehung zum Herkunftsland sinnstiftend einsetzen und mit dem Leben in der Migration so verschränken, dass ein neuer, natio-ethno-kulturell strukturierter Bedeutungs- und Handlungsspielraum entsteht. Frau Nazemi lässt sich dabei von den äußerlich-schicksalhaften Bedingungen und der Motivation signifikanter Anderer treiben. So erlangt sie nach und nach ihre Handlungsfähigkeit zurück, indem sie eigene Handlungspotenziale bzw. -ressourcen erkennt, nutzt und dadurch ein neues Leben aufbauen und sich neu positionieren kann.

4.1.3.5. Die Positionierung als »integrierte« Migrantin: „Ohne Bewegung kommt gar nichts“

An dieser Stelle möchte ich einige Erläuterungen aus dem Nachfrageteil sowie aus den Bilanzierungsphasen¹⁴ aufgreifen, in denen Aspekte der Haupterzählung vor allem argumentativ-bewertend vertieft und ergänzt wurden. Diese erlauben, „die biographischen Erzählungen mit den argumentativen Meinungen zu vergleichen und in ihrer Ähnlichkeit bzw. Unterschiedlichkeit zu untersuchen“ (Ruokonen-Engler 2012: 225). Während bei der Darstellung der vorangegangenen Kategorien die Rekonstruktion des biographischen Partizipationsprozesses im Vordergrund stand, werde ich jetzt den Fokus insbesondere auf Differenzkonstruktionen rund um Geschlecht, Ethnizität bzw. Kultur und die sich daraus ergebenden Positionierungen legen und diese in Bezug auf die Gesamtinterpretation der Partizipationsbiographie analysieren.

Das »Integriertsein«

Mit der Rekonstruktion der Haupterzählung konnte aufgezeigt werden, dass Frau Nazemis Partizipationsbiographie in erster Linie durch die (erfolgreiche) Bewältigung des Lebens in der Migration sowie des Migrantinseins in Auseinandersetzung mit der Herkunftslandverbindung

¹⁴ Frau Nazemi schließt die Haupterzählung mit einer bilanzierenden Koda ab. Eine zweite Bilanzierungsphase erfolgt auf meine Nachfrage am Ende des Interviews.

strukturiert ist. Diese grundlegenden Erfahrungen sind konstitutiv für ihre biographische Subjektivität: Anhand dieser von ihr als »Integrationsleistungen« aufgefassten Bemühungen definiert sich Frau Nazemi als »engagierte« Migrantin.

FN: *wie ich diese Geschichte äh - es war nicht so einfach, wie ich gesagt habe, es war so - hatte m//hatte mir wirklich - **Kraft**, Energie und Gesundheit gekostet -- ich hab mich inte//hier integriert, äh toi toi toi muss ich sagen, äh 36 Jahre bin ich in Deutschland - ich habe überhaupt keine Probleme gehabt - weder mit den Deutschen persönlich noch mit der Gesellschaft -- weil - - ich bin so ein Mensch - ich hab nicht so viele Erwartungen, ich habe Erwartungen von mir, nicht von der Gesellschaft - oder von den Behörden - ähm - ich denke immer leider muss ich sagen heutzutage ist ganz anders - diese ganzen Angebote, was es heute gibt - ich sehe schon das - gab's damals überhaupt nicht - aber trotz dieser Angebote die Erwartung von den Leuten wird immer noch mehr und mehr - stattdessen, dass sie auch selber ein bisschen hm [energisch] – auch ein bisschen Schritt machen und sagen, ok ich **bewege mich** - ne und dann kann ich auch was erreichen - ohne Bewegung kommt gar **nichts**, aber leider, leider, leider bin ich auch eine Migrantin - muss ich sagen einige hn gibt's, muss ich nicht sagen das gibt's nicht, gibt's auch - sehr engagierte hn Sie sind auch einen Beispiel [zeigt auf Interviewerin] - sehr engagierte äh Migranten und Migrantinnen, die wirklich versuchen - und es gibt auch umgekehrte - und **die** k//da kann man überhaupt nicht bewegen **die** - wenn die von sich aus sich **nicht** bewegen - denen kann man überhaupt nicht helfen (HE 15/427-15/441)*

Mit dieser Bilanzierung beendet Frau Nazemi ihre Haupterzählung. Darin relativiert sie das glückliche Ende ihrer Geschichte, indem sie ausdrücklich ihre individuellen Bemühungen betont, welche sie gleichzeitig – im Sinne des dominanten Integrationsdiskurses – als »Integrationsleistung« deutet. »Integriertsein« bedeutet demnach, trotz ihres »Andersseins« keine Konflikte zu verursachen bzw. nicht »negativ« aufzufallen und sich trotz Einschränkungen und (struktureller) Hindernisse stets aktiv um eine Anpassung zu bemühen, anstatt passiv die Hilfe vom Staat zu erwarten. Auch als sie später von einer Diskriminierungserfahrung aufgrund ihres Aussehens erzählt, beruft sich Frau Nazemi auf diese Annahme. Integrationsleistungen lassen sich nicht unmittelbar am Äußerlichen erkennen, so dass nicht alle Migrantinnen und Migranten *in einen Topf geworfen* (NFT 21/623) werden können. Dies bedeutet also, es kann nicht differenziert werden, wer »integriert« ist und wer nicht. Doch sobald ihre GesprächspartnerInnen von ihren Bemühungen erfahren, bekommt sie *Anerkennung, Akzeptanz und Respekt* (NFT 22/643-22/645), weil sie nicht zu den »Integrationsunwilligen« gehört, sondern *sich wirklich bemüht* (NFT 22/647). Dieses Verständnis von Integration erklärt z. T. die Art ihrer biographi-

schen Selbstdarstellung: die grundsätzliche Ablehnung gegenüber »Passivität« und das ständige Bedürfnis, sich trotz schlimmer Schicksalsschläge stets als aktiv Handelnde darzustellen – auch wenn die meisten Entwicklungen in ihrer Geschichte als Reaktion auf äußerlich-schicksalhafte Bedingungen initiiert werden. Aktivsein, Sich-Bewegen und Ablehnung von Passivität konnotiert sie als positive Eigenschaften und macht sie sich zu eigen. Anhand dieser Eigenschaften unterscheidet sie zwei »Typen« von Migrantinnen und Migranten. Dabei schließt sie sich dem dominanten Integrationsdiskurs an, wonach es einige wenige gut integrierte, engagierte Migrantinnen und Migranten gibt, welche die »Ausnahme« darstellen. Dagegen sind die meisten »integrationsunwillig«, haben keine Motivation und Eigeninitiative und nehmen prinzipiell eine passive und gleichzeitig fordernde Haltung ein. Frau Nazemi ordnet sich der Gruppe der »integrierten« Migrantinnen zu und grenzt sich dabei von der abgewerteten Gruppe der »unerwünschten« Migrantinnen und Migranten deutlich ab.

Frau Nazemis Positionierung als »integrierte« Migrantin erfolgt aus ihrer gegenwärtigen Perspektive und stellt das Ergebnis der Partizipationsgeschichte dar. Sie resultiert aus der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Anforderungen, Zuschreibungen und Teilhabechancen sowie aus dem subjektiven Wunsch nach Wiedererlangung der Handlungsfähigkeit und Anerkennung. Diese Positionierung kann als eine Form der Identifikation verstanden werden: Frau Nazemi fühlt sich ihrem Herkunftsland zwar immer noch sehr verbunden, doch die Bindung an das Leben in der Migration ist durch die berufliche Etablierung und die gesellschaftliche Verankerung deutlich gestärkt worden. Sie identifiziert sich immer mehr mit den Werten und Normen der deutschen Gesellschaft, wozu auch die »Normalisierung« ihrer Einstellung gegenüber Integration gehört.

Weitere Erfahrungsstrukturen, die Frau Nazemis Positionierung als »integrierte« Migrantin maßgeblich mitbestimmen, sind darüber hinaus die Mutterrolle und die Position als Lehrerin sowie deren Wechselbeziehung. In ihren Augen sind Eltern, aber vor allem Mütter, »verpflichtet«, ihren Kindern ein Vorbild zu sein und ihnen dadurch den »richtigen« Weg zu weisen: *und damals hab ich auch immer gesagt, ich muss ein Vorbild sein für meine Kinder [emotional berührt] --- ich muss irgendwie was erreichen [entschlossen]* (HE 15/415-15/444). Für sie bedeutet dies, sich zu bemühen und schwierige Situationen eigenständig zu bewältigen – analog zum Ideal ihrer eigenen Mutter. Die Erziehung und Betreuung der Kinder sowie »zu Hause« präsent zu sein, hatten und haben für Frau Nazemi stets den höchsten Stellenwert. Weitere »Verpflichtungen« (Spracherwerb, Arbeit) wurden und werden immerfort der wichtigen Aufgabe des Mutterseins untergeordnet bzw. ihnen nur im Falle ihrer Vereinbarkeit nachgegangen.

Frau Nazemi hat sowohl durch ihr ehrenamtliches Engagement als auch durch ihre Arbeit in der Schule stets mit »Migranteneltern«, vornehmlich aber mit afghanischen Müttern zu tun. Aus ihrer aktuellen Position als »integrierte« Migrantin und Lehrerin verurteilt sie die Haltung vieler Mütter, die einen Sprachkurs zugunsten der Betreuung der Kinder ablehnen:

FN: die haben keine Lust - dahinzugehen [zum Sprachkurs] die wollen//die verweigern irgendwie ,oh mein Haushalt, meine Kinder, ich muss doch kochen - ich muss doch zu Hause bleiben für die Kinder, die Kinder kommen - vom Kindergarten [sarkastisch] (4) da schüttle ich meinen Kopf, da sag ich tut, mir leid ja pf - wenn ihr nicht so denkt, dass hm die Spra//wie wichtig die Sprache ist - nicht nur für euch alleine, auch für die Kinder - ähm jedes Mal kann man doch nicht einen Dolmetscher haben//mitnehmen in die Schule (NFT 23/669-23/674)

Frau Nazemi schließt sich noch einmal dem dominanten Integrationsdiskurs an und unterstellt den Müttern eine fehlende Motivation bzw. eine »Verweigerung« in Bezug auf den Spracherwerb. Sie kritisiert vor allem die Begründung dieser Einstellung – nämlich die übergeordnete Priorisierung der Aufgaben als Mutter bzw. Ehefrau – sehr scharf und lehnt sie als legitimes Argument für das Zu-Hause-Bleiben ab. Der Spracherwerb sollte an erster Stelle stehen. Frau Nazemi rechtfertigt ihre Haltung durch ihre aktuelle Position als »Expertin« und »Vorbild«, nicht nur aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen als Migrantin und Mutter, sondern auch als migrantische Lehrerin und »ethnische« Vermittlerin. Diese Haltung widerspricht jedoch z. T. ihrer eigenen, zuvor dargestellten Erfahrungen als Mutter. Aus der gegenwärtigen Positionierung als »erfolgreich integrierte« Migrantin heraus werden ihre damalige vorrangige Priorisierung der Mutterrolle sowie die damit einhergehende »Unmöglichkeit«, einen Deutschkurs zu besuchen, bagatellisiert und gemäß dem positiven Ausgang der Geschichte vernachlässigt. In ihrer Haltung beruft sich Frau Nazemi vielmehr auf ihre Bemühungen und Anstrengungen, trotz der schwierigen Umstände die deutsche Sprache zum Wohl ihrer Tochter eigenständig erlernt zu haben.

Die Annahme einer fehlenden Motivation bzw. »Verweigerung« seitens migrantischer Eltern geht über den Spracherwerb hinaus bis hin zur Teilnahme an muttersprachlichen Elternabenden. Frau Nazemi bemängelt das fehlende Interesse migrantischer Eltern an der Bildung ihrer Kinder – und dies vor allem trotz vieler muttersprachlicher Unterstützungsmöglichkeiten. Erneut dienen ihre eigenen Erfahrungen als Maßstab: Früher hat sie trotz fehlender Hilfestellungen und mangelnder Sprachkenntnisse an jeder schulischen Veranstaltung teilgenommen und

sich um die schulische Entwicklung ihrer Kinder sehr gekümmert. Heute steht sie auf der anderen Seite – nämlich auf der der Lehrkräfte –, und ihre Erfahrungen untermauern die Unterstellung einer »Verweigerung«:

*FN: meisten ist es so, dass die äh Migranten alles für die Schule überlassen (...) ich bin jetzt selber in der Schule schon seit jetzt elf Jahren, ich sehe schon wie Kollegen und Kolleginnen Probleme mit Migranten haben (...) aber die **Eltern** sieht man gar nicht --- auch mit den - Einladungen alles Mögliche, aber kann man nicht erreichen (NFT 30/865-30/874)*

Frau Nazemi positioniert sich ganz klar als Teil der Lehrerschaft – und damit auch der Mehrheitsgesellschaft – und nimmt die an den Integrationsdiskurs angelehnte Argumentation der »Passivität« und des fehlenden Interesses der migrantischen Eltern an. Dabei dienen ihre eigenen Erfahrungen erneut als Vorbild und Maßstab: Sie werden als legitime Integrationsleistung betrachtet und dabei übermäßig idealisiert. »Integriertsein« bedeutet somit auch, sich als Mutter über den Bildungsweg der Kinder zu informieren, in der Schule Präsenz zu zeigen – und dies als oberste Priorität zu betrachten.

Schließlich offenbart sich das »Integriertsein« als eine Form der »kulturellen Tarnung«. Aus Angst, dass ihre Tochter sich im Kindergarten aufgrund ihres muslimischen Hintergrunds »anders« bzw. ausgegrenzt fühlen könnte, beschließt Frau Nazemi »christliche« Traditionen und Bräuche zu Hause »nachzuahmen«.

*FN: wie ist es für meine Tochter [fragend] es war immer vor meinen Augen, sie guckt bestimmt und sagt - ‚ich hab kein Geschenk‘ – wie, wie schwer ist für ein Kind ne - dass die anderen Geschenke haben, und sie hat kein Geschenk - aber dann muss sie auch **verstehen** - ich bin Muslim, wir feiern nicht [lachend], das hab ich irgendwie so getrennt ja von Religion und - nur deswegen hab ich das gemacht ne für die Kinder (NFT 32/910-32/915)*

Frau Nazemi versteht diese rituellen Handlungen sowie auch andere Aktivitäten (Schwimmunterricht, Klassenfahrten) als Teil der »deutschen Kultur« und nimmt sie als solche an, löst sie jedoch dabei von einer religiösen Bedeutung ab. Diese Schutzanpassung durch partielle Anpassung bietet ihr einen neuen Handlungsspielraum: Nach außen stellt sie sich als »integriert« bzw. »angepasst« dar und vermeidet so Konflikte aus religiösen Gründen; nach innen deutet sie ihre Religion als eine *private Sache* bzw. als etwas *vom Herzen* (NFT 32/924-32/926) um und lebt sie aus. Diese Nachahmung kann dementsprechend als eine Art Schutzmechanismus verstanden werden.

Zusammenfassung

Frau Nazemi definiert sich als »engagierte« Migrantin, indem sie sich als »integrierte« Migrantin positioniert. »Integriertsein« wird dabei als eine »kulturelle Tarnung« vorgeführt, die ihr die Möglichkeit bietet, sich neue Handlungsspielräume anzueignen, sich dem übermächtigen »Deutschsein« zumindest ideell näher zu fühlen und sich als zugehöriger Teil der dominanten Mehrheitsgesellschaft zu betrachten. Gleichzeitig ermöglicht ihr diese Positionierung, die negative Konnotation der (Fremd-)Zuschreibung »Anderssein« bzw. »Migrantinsein« zu umgehen und in etwas Positives umzudeuten. »Integriertsein« bzw. »Engagiertsein« können somit als performativer Akt verstanden, der die Aushandlung und Re-Interpretation kultureller und identitätsstiftender Aspekte – d. h. eine Spiegelung des Nachgeahmten mit einem verfremdenden Element der eigenen Identität – ermöglicht.

4.2. Zusammenfassende Betrachtungen: Die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte

An dieser Stelle möchte ich „die formale Geordnetheit des autobiographischen Stegreiferzählens“ (Schutze 1984: 108), also das Prozesshafte, das »Werden« des Biographischen in Frau Nazemis Partizipationsgeschichte zusammenfassend erläutern. Die lebensgeschichtliche Gesamtgestalt ist sowohl durch eine an die Vergangenheit gebundene Erfahrungsaufschichtung, als auch durch die gegenwärtige Situation und die in ihr dominante Prozessstruktur bestimmt. Neben der „autobiographischen Thematisierung“ (Schutze 1984: 103), d. h. dem intentionalen Gesichtspunkt, unter dem Frau Nazemi ihre Partizipationsgeschichte organisiert, soll auch die „biographische Gesamtformung“, also „die lebensgeschichtliche Abfolge der erfahrungsdominanten Prozeßstrukturen in den einzelnen Lebensabschnitten bis hin zur gegenwärtig dominanten Prozeßstruktur“ (ders. 1983: 286) sowie die zentralen „Erzähllinien“, d. h. „eine thematisch spezifische Verknüpfung von Prozeßstrukturen des Lebensablaufs unter einem zentralen Gesichtspunkt“ (Schutze 1984: 105) herausgearbeitet werden.

Frau Nazemi erzählt ihre partizipationsbiographische Selbstdarstellung aus dem Standpunkt einer engagierten und bereits »integrierten« bzw. etablierten Migrantin als eine Erleidens- und Transformationsgeschichte. Die biographische Gesamtgestalt kann dementsprechend als ein wechselseitiger Bewältigungs- und Anpassungsprozess interpretiert werden. Die Rekonstruktion der Partizipationsbiographie ist einerseits mit der krisenhaften Erfahrung der Migration und deren Überwindungsversuch verbunden, der sich anhand des Verselbstständigungs- und Ermächtigungsprozesses durch Mutterschaft und Arbeit rekonstruieren lässt. Andererseits wird

die Partizipationsbiographie als Aushandlungs- und Abstimmungsprozess zwischen der Herkunftslandbeziehung und dem Leben in der Migration erzählt und entlang der Erfahrungen im ehrenamtlichen Engagement entfaltet.

Der Bewältigungs- und Anpassungsprozess konstituiert sich zunächst als Reaktion auf die mit der Migration einhergehende Ohnmachtserfahrung und Alltagsbewältigungskrise. Der Verselbstständigungs- und Ermächtigungsprozess, der daraufhin ausgelöst wird, entfaltet sich rund um die Erfahrung des Mutterseins und den Einstieg in das Arbeitsleben. Dieser Prozess kann als reaktiver Bewältigungsversuch verstanden werden, der neue Möglichkeitsräume für Handlungsaktivitäten und Identitätsentfaltungen eröffnet. Die »Verpflichtungen« des Mutterseins sowie der kontinuierliche Aufstieg und die Weiterentwicklung im Job ermöglichen Frau Nazemi die Wiedererreichung eines Gleichgewichtszustandes in der alltäglichen Lebensgestaltung und bieten ihr die Möglichkeit zum sozialen Anschluss. Hierbei geht es vornehmlich um das Sich-Zurecht-Finden in einer unübersichtlichen Situation sowie um die Wiedererlangung von Selbstständigkeit und Handlungsfähigkeit. Gleichzeitig zeichnet sie eine erste Form der gesellschaftlichen Anpassung nach.

Der Höhepunkt des Bewältigungs- und Anpassungsprozesses wird entlang des Spannungsverhältnisses zum Herkunftsland dargestellt. Durch die plötzliche Möglichkeit zur Annäherung an das Herkunftsland wird eine »Versöhnung« erreicht, die gleichzeitig die immer latent vorhandene Hoffnung einer endgültigen Rückkehr belebt. Die Krise aufgrund der Depressionserkrankung setzt erneut eine verlaufskurvenartige Entwicklung in Gang, auf die Frau Nazemi konditionell reagiert und die sie versucht, mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu verarbeiten. Darin zeigt sich zum einen Frau Nazemis Fähigkeit, Belastungen und Einschränkungen kognitiv, emotional und aktiv handelnd auszugleichen und zu meistern. Zum anderen wird ihre Fähigkeit zur Umstellung und Anpassung an die ihr begegnenden, unumgänglichen Ereignisse sowie zur Entwicklung individueller Bewältigungsstrategien deutlich, die jedoch immer als intuitive Reaktion auf die äußerlichen Vorkommnisse zu verstehen sind. Die Entfremdung und die Entkopplung vom Herkunftsland resultieren in einer Beendigung des negativen, verlaufskurvenhaften Prozesses, wodurch der biographische Wandlungsprozess induziert wird. Dieser Übergang wird als eine systematische Veränderung der Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten erlebt und legt neue Handlungsspielräume und -potenziale offen. Dieser Prozess bewirkt schließlich einen Wandel der eigenen Wahrnehmungen und Orientierungen und somit eine »Umkehr« ihrer Einstellung gegenüber dem Migrationsdasein.

Schließlich führt der Bewältigungs- und Anpassungsprozess zu einer grundlegenden Transformation. Das ehrenamtliche Engagement als Form der Kompensation und der Vermittlung ermöglicht, die Lebenserfahrungen als biographische Ressourcen zu erkennen und sie als Handlungsmittel für ihre Weiterentwicklung zu nutzen. Dabei wird die emotionale Beziehung zum Herkunftsland genutzt und mit dem Leben in der Migration so verschränkt, dass ein neuer Bedeutungs- und Handlungsspielraum entsteht. Frau Nazemi positioniert sich dabei als »integrierte« Migrantin im Sinne einer »kulturellen Tarnung«, die ihr die Möglichkeit bietet, sich neue Handlungsspielräume anzueignen, sich dem übermächtigen »Deutschsein« zumindest ideell näher zu fühlen und sich als zugehöriger Teil der dominanten Mehrheitsgesellschaft zu betrachten. Gleichzeitig ermöglicht ihr diese Positionierung, die negative Konnotation der (Fremd-)Zuschreibung »Anderssein« bzw. »Migrantinsein« zu umgehen und in etwas Positives umzudeuten.

5. Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen: Das Allgemeine im Besonderen

Einzelfallanalysen ermöglichen nicht nur die Erfassung des jeweiligen subjektiven Sinns, sondern auch des Allgemeinen, das schon immer im Einzelfall steckt (vgl. Fuchs-Heinritz 2009: 160). Jeder Fall konstituiert seine besondere Allgemeinheit, indem er „nicht ausschließlich allgemeinen Regelmäßigkeiten folgt, sondern in einer Auseinandersetzung mit diesen eine Eigenständigkeit herausbildet“ (Hildenbrand 1995: 257). In diesem Sinne ist das Ziel einer Fallrekonstruktion, den Prozess herauszuarbeiten, „durch den einzelne Handlungen die Struktur des Ganzen im Einzelfall reproduzieren und gegebenenfalls auch transformieren“ (Hermanns, zit. in: Fuchs-Heinritz 2009: 160) – oder in anderen Worten: „von der Explikation der Strukturiertheit eines konkret gegebenen sozialen Ablaufs rekonstruierend zu dem allgemeinen Strukturtyp [zu gelangen] (...), von dem der konkrete Ablauf ein Exemplar darstellt“ (Oevermann, zit. in: Rosenthal 1995: 209). Diese Fallstruktur stellt schließlich eine fallspezifische, unter bestimmten »objektiven« Bedingungen stattfindende und prozesshafte Art und Weise dar, Wirklichkeit sinnhaft zu konstruieren. Aus deren Analyse kann das »Typische« des Einzelfalls herausgearbeitet werden, d. h. „die Regeln, die ihn erzeugen und die die Mannigfaltigkeit seiner Teile organisieren“ (Rosenthal 2005: 50).

Nachdem ich im letzten Kapitel die lebensgeschichtliche Gesamtgestalt der Erzählung herausgearbeitet habe, möchte ich mich nun der Entwicklung eines auf dem Einzelfall basierenden »allgemeinen« theoretischen Aussagezusammenhangs über Partizipationsprozesse im Kontext von Migration und Geschlecht aus biographischer Perspektive widmen. Vor diesem Hintergrund werde ich die aus dem Einzelfall rekonstruierten Dimensionen, die das Feld der »Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen« aufschließen, auf theoretischer Ebene diskutieren, um so die schon im Kapitel 2 erarbeitete theoretische Perspektive mit weiteren Aspekten zu erweitern und zu vertiefen. Die folgenden Überlegungen richten sich auf die Rekonstruktion und Analyse von Partizipation als biographischem Prozess und als »Scharnier« zwischen Struktur und Handlungsfähigkeit.

5.1. Partizipation als biographischer Prozess

Die biographische Perspektive ermöglicht, soziale Phänomene in ihrer Prozesshaftigkeit – d. h. in ihrer Entstehung bzw. Genese sowie in ihrem zeitlichen Verlauf – zu analysieren (Jakob 1993: 446). Dadurch können der „Prozess des Konstruierens selbst“ (Dausien 2000a: 102) bzw. der aktive „Prozess der Verarbeitung, in dem Vergangenes und Zukünftiges, Erfahrung und

Erwartung, Retrospektion und Prospektion ineinandergreifen“ (Dausien 2000a: 102), sowie dessen Interpretation zu einem bestimmten Zeitpunkt und aus der Perspektive des handelnden oder erleidenden Subjekts in den Blick genommen werden. Partizipation (verstanden als Partizipationsrechte und Zugangsmöglichkeiten, d. h. *Teilhabe*, sowie als aktive Formen der Beteiligung und Mitwirkung, also *Teilnahme*) ist – wie schon in den theoretischen Kapiteln dargelegt – immer „in biografischen Ereignissen und Erfahrungen gegründet und in den biografischen Prozess eingebettet“ (Jakob 2003: 79). Partizipationsverhalten erfordert einerseits Anknüpfungspunkte zur eigenen Biographie, andererseits verändert es sich im kontinuierlichen biografischen Prozess. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Motive, Auslöser, Formen, Inhalte und Wege der Partizipation als statisches Ergebnis bzw. Resultat punktueller biografischer Erfahrungen und Ereignisse erklärt werden können. Wenn Partizipation aus der Gesamtperspektive der jeweiligen Biographie betrachtet wird, eröffnet sich die Möglichkeit, Partizipation als biografischen Entwicklungsprozess zu betrachten. Diese Perspektive lässt die biografischen Erfahrungen und ihre Ausarbeitung sichtbar werden, die sich mit den Motiven, Auslösern, Ausdrucksformen, Inhalten und Wegen der Partizipation überlagern und den Verlauf bzw. die Prozesshaftigkeit des Partizipationsprozesses und dessen Auslegung beeinflussen. Im Folgenden möchte ich den im Rahmen der Einzelfallanalyse herausgearbeiteten biografischen Partizipationsprozess als Verlaufskurve und Wandlungsprozess genauer erörtern.

5.1.1. Partizipation als Verlaufskurve und Wandlungsprozess

Im dargestellten Einzelfall von Frau Nazemi konnte die Partizipationsbiographie als Erleidens- und Transformationsgeschichte – also als „Kombination von Verlaufskurvenerfahrungen, d. h. von Prozessen ausgedehnten und tiefgehenden Erleidens, und von Wandlungserfahrungen, d. h. von Prozessen der Entfaltung von inneren kreativen Veränderungspotentialen“ (Schütze 1994: 20) – rekonstruiert werden. Zu Beginn der Partizipationsgeschichte schichtet sich ein Verlaufskurvenpotenzial auf. Dies bedeutet, dass sich der allmähliche Aufbau eines Bedingungsrahmens für das Wirksamwerden der Verlaufskurve graduell abzeichnet. Dieses Potenzial bildet sich zunächst durch eine biografische Verletzungsdisposition (in diesem Fall die aufgrund des in ihrem Herkunftsland ausgebrochenen Krieges erzwungene Flucht) und wird dann durch die Schwierigkeiten der unmittelbaren Lebens- und Alltagsgestaltung im Migrationsdasein verstärkt. Frau Nazemi kann ihren Alltag nicht mehr aktiv gestalten (z. B. das Hotelzimmer nicht verlassen) und reagiert auf äußere Ereignisse konditionell (den ganzen Tag nichts essen, durch das Fenster schauen und weinen). Dabei prägen Erfahrungen des Schocks und der Desorientierung ihren Alltag (Kapitel 4.1.3.1). Nachdem der erste Verwirrungszustand mehr oder weniger

überwunden ist, wird nach und nach ein labiles Gleichgewicht der Alltagsbewältigung aufgebaut. In dieser Phase versucht Frau Nazemi, mit handlungsschematischen Bewältigungsaktivitäten ein Arrangement in der neuen Situation zu finden und orientiert sich dabei überwiegend an dem institutionellen Ablaufmuster einer »erfolgreichen Integration« im Sinne einer intentionalen Ausrichtung, Anpassung und Angleichung an Erwartungsstrukturen (vgl. Schütze 1984: 94) der Mutterschaft und der bezahlten Arbeit. Diese Ausrichtung an normativen Erwartungen ermöglicht es ihr, eine überwiegend automatisierte, routinierte Abwicklung einzelner Erwartungsschritte zu vollziehen, um so Sicherheit und Ordnung herzustellen. Das Verlaufskurvenpotenzial bleibt dabei weiterhin (latent) wirksam. (Kapitel 4.1.3.2)

In der Phase des Aufbaus eines Gleichgewichts beginnen sich Wandlungserfahrungen abzuzeichnen: Frau Nazemi nähert sich ihrem Herkunftsland durch ehrenamtliche Arbeit an, »entdeckt« ihre Muttersprache wieder und bekommt die Möglichkeit, ihren Beruf im Migrationsdasein auszuüben. Verlaufskurven- und Wandlungserfahrungen entfalten sich parallel zueinander, wobei die Prozessstruktur der Verlaufskurve trotzdem dominant bleibt. Die Anstrengungen und Bemühungen zur Aufrechterhaltung des »künstlichen« Gleichgewichts – die von Frau Nazemi viel Kraft und Energie abverlangen – lösen erneut Verlaufskurvendynamiken aus: Diesmal führen sie zur Entstabilisierung und schließlich zum Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung (Ausbrechen der Depression). Frau Nazemi gerät mit ihrer Alltagsbewältigung ins »Trudeln« und verliert dabei die Fähigkeit zur Organisation des Alltags. Nach einer Phase der Ungewissheit versucht Frau Nazemi dank Konfrontation mit der Diagnose, ihre Krankheit zu akzeptieren, sich damit auseinanderzusetzen und sie auf eine individuelle Weise zu bewältigen. Das Verlaufskurvenpotenzial wird jedoch nach wie vor nicht bearbeitet. In diesem Kontext ergibt sich die Möglichkeit der Rückkehr in ihr Herkunftsland und bietet Frau Nazemi die Chance, aus der verlaufskurvenförmigen Lebenssituation zu »flüchten«. Das Scheitern dieses Versuchs fungiert als biographischer Wendepunkt und zwingt Frau Nazemi zu einer Neudefinition ihrer Lebenssituation, die in Form einer systematischen Reorganisation des Lebens erfolgt (Kapitel 4.1.3.3). In dieser Phase knüpft Frau Nazemi an das zuvor entfaltete zunächst »ungewusste« (Schütze 2001: 145) Wandlungspotenzial der ehrenamtlichen Lehrtätigkeit im Verein an. Dadurch ereignen sich „kreative Entfaltungsprozesse, in denen etwas Neuartiges geschaffen und entdeckt wird und in denen man sich auf eine ganz neuartige Weise wahrnehmungs-, empfindungs-, denk- und handlungskompetent erfährt“ (Schütze 2001: 143) (Kapitel 4.1.3.4).

Die Wirkpotenziale beider Prozessstrukturen sind eng miteinander verschränkt und bewirken schließlich die entscheidende biographische Transformation in Frau Nazemis Partizipationsgeschichte. Dies zeigt sich vor allem an der Aushandlung der Herkunftslandbeziehung, die einen partizipationsbiographischen Wendepunkt darstellt und in einer partizipativen Neu-Verortung sowie in der Entdeckung und Entfaltung »verborgener« biographischer Ressourcen im Partizipationsprozess resultiert.

5.1.2. Aushandlung der Herkunftslandbeziehung als partizipationsbiographischer Wendepunkt

Biographische Wendepunkte sind temporale Einschnitte im Lebenslauf, die „die Zeit ‚davor‘ von der Zeit ‚danach‘ trennen“ (Rosenthal 1995: 134). Es handelt sich dabei um Ereignisse oder eine Ereignisabfolge, die eine strukturelle Veränderung im Leben der Biographin bewirken (Völter 2015: 38). Vor allem biographische Wendepunkte, die eine nachträgliche biographische Relevanz haben und solche, die eine Re-Interpretation der gesamten Lebensgeschichte und somit der Vergangenheit, der Gegenwart und des Zukunftshorizonts bewirken – so genannte „Interpretationspunkte“ (Rosenthal 1995: 143) sind für die Rekonstruktion der biographischen Selbstdarstellung besonders interessant. Diese bewusst erlebten Ereignisse verleihen der biographischen Erzählung eine Struktur und dienen dazu, die Vergangenheit temporal zu gliedern. Biographische Wendepunkte lassen sich z. B. durch einen Wechsel der Prozessstrukturen der Erfahrungsaufschichtung erschließen (Völter 2015: 38).

An Frau Nazemis Partizipationsgeschichte lässt sich die Aushandlung und Wandlung des Verhältnisses zum Herkunftsland (Kapitel 4.1.3.3) als ein entscheidender Interpretationspunkt rekonstruieren. Sie gliedert die Partizipationsbiographie in zwei Phasen: die (negative) Zeit des Erleidens und die (positive) Zeit der Transformation. Die Aushandlung des Verhältnisses zum Herkunftsland wird dabei als das verändernde Moment der gesamten Partizipationsbiographie erlebt, da es mit einer Veränderung der Einstellung gegenüber dem Leben in der Migration einhergeht und schließlich neue Handlungsmöglichkeiten und -ressourcen offenlegt. Die Interpretation der Partizipationsgeschichte ist an diesem Wendepunkt ausgerichtet, der aus der Retrospektive den Richtungswechsel der biographischen Entwicklung maßgeblich prägt. Dementsprechend kann man von einem »partizipationsbiographischen« Wendepunkt sprechen, der sich aus der Aufschichtung des Verlaufskurvenpotenzials speist, die Beendigung der negativen Verlaufskurvenentwicklung markiert und letztendlich die Entfaltung des Transformationsprozesses

in Frau Nazemis Partizipationsbiographie ermöglicht. Er bewirkt eine systematische Veränderung der Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten, die schließlich in einem Wandel der eigenen Wahrnehmungen und Orientierungen und somit einer Haltungsumstellung resultiert. Das einst vorübergehende Dasein in der Migration wird zum richtigen Leben; die Beziehung zum Herkunftsland wird mithilfe der ehrenamtlichen Tätigkeit im afghanischen Verein in das neu aufzubauende Leben bewusst mit einbezogen und verarbeitet. Der Bezug und die Verbindung zum Herkunftsland werden durch eine Umdeutung erneut, jedoch in veränderter Form, zur sinnstiftenden Instanz in Frau Nazemis Leben und bestimmen so die folgende partizipative Orientierung in der Migration.

5.1.3. Partizipationsbiographische Ressourcen und die Entstehung des Neuen

Der Begriff der »biographischen Ressource« wird in der Biographieforschung unterschiedlich definiert und verwendet. Die Grundvorstellung biographischer Ressourcen wurde von Erika Hoerning Überlegungen (1989) geprägt, die Lebenserfahrungen und daraus gewonnenes biographisches Wissen als Handlungsressourcen auffasst. So sind biographische Ressourcen Wissensbestände, die aus biographischen Erfahrungen resultieren und die „zukünftige Handlungen nicht nur steuern, sondern die als Wertanlage gesellschaftlich geschätzt und dadurch individuell für die Ausgestaltung zukünftiger biographischer Projekte verwendet werden können“ (Hoerning 1989: 148). Der Begriff kann darüber hinaus auch auf die Fähigkeit zu biographischer Artikulation bzw. Zusammenhangsbildung verweisen, also die Fähigkeit, „biographische Kohärenz herzustellen und Erfahrungen (narrativ) anzuordnen“ (Griese/Griesehop 2007: 103). Demnach bezieht sich der Begriff der biographischen Ressource „zum einen auf die situative Bearbeitung von Ereignissen, zum anderen auf die reflexive Bildung von Haltungen zu sich selbst und zur Welt“ (Bartmann 2005: 27).

Biographische Ressourcen können aber auch auf einer weiteren Ebene analysiert werden. Peter Alheit fokussiert im Rahmen seines Konzepts der »Biographizität«¹⁵ (1995) biographische Ressourcen als ein Potenzial an Möglichkeiten des „ungelebten Lebens“ (a.a.O.: 299), d. h. als das intuitive „biographische Hintergrundwissen, das uns prinzipiell in die Lage versetzt, den sozialen Raum, in dem wir uns bewegen, auszufüllen und auszuschöpfen“ (a.a.O.: 298). Dadurch wird das Verständnis von biographischen Ressourcen „von den gemachten Erfahrungen auf die nicht- oder noch-nicht-gemachten, die potentiellen Erfahrungen [erweitert], die das intuitive

¹⁵ Alheit versteht »Biographizität« als Schlüsselqualifikation bzw. die Fähigkeit, „moderne Wissensbestände an biographische Sinnressourcen anzuschließen und sich mit diesem Wissen neu zu assoziieren“ (Alheit 1995: 292).

Wissen über das ‚ungelebte Leben‘ erkennt“ (Kontos 2000: 49). In ähnlicher Weise spricht Ursula Apitzsch (1996) von biographischen Ressourcen als „verborgenen latenten Potenzialen“ (a.a.O.: 137), die Menschen ermöglichen, soziale Leidensprozesse und Krisensituationen zu reorganisieren, zu transformieren, zu durchbrechen und (im besten Fall) zu beenden. Diese Perspektive bietet die Möglichkeit, in Zeiten konditioneller Gesteuertheit, in denen die intentionale Handlungsfähigkeit verloren zu gehen droht oder sogar verloren geht, nach biographischen Episoden Ausschau zu halten, „in denen sich ‚gelungene Lebensstrategien und Erfahrungen‘, ‚Gegenerfahrungen‘ spiegeln“ (Griese/Griesehop 2007: 104). So kann der Blick auf biographische Prozesse gelegt werden, die zur Veränderung und Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten führen und eine Transformation initiieren (können).

In Anlehnung an diese Definitionen und das Thema dieser Arbeit möchte ich von »partizipationsbiographischen Ressourcen« sprechen. Darunter sollen biographische Erfahrungen *und* latente Potenziale verstanden werden, die in der Dialektik gesellschaftlich-institutioneller Partizipationsstrukturen und der Möglichkeit zur Herstellung narrativer Kohärenz „eine zentrale Dimension der Erzeugung von Neuem darstellen“ (Juhasz Liebermann 2012: 251) und dabei die Chance bieten, Handlungspotenziale freizusetzen, Passivität und Getriebensein zu überwinden (Apitzsch 2000: 72) und so „das biographische Konstrukt auf kreative Weise zu reorganisieren“ (dies. 1996: 137). In Frau Nazemis Partizipationsbiographie können – dieser Definition zufolge – drei zentrale partizipationsbiographische Ressourcen herausgearbeitet werden, auf die sie in Krisensituationen zurückgreift, um zunächst die alltägliche Lebensgestaltung zu stabilisieren, zu reorganisieren und schließlich den gesamten Partizipationsprozess neu zu deuten und Handlungsfähigkeit wiederzuerlangen. Diese sind: die Orientierung am Frauen- und Mutterideal, die normative Orientierung an Arbeit und Beruf sowie die Herkunftslandorientierung.

Die Orientierung am Frauen- und Mutterideal – im Sinne bestimmter, als selbstverständlich erachteter »Verpflichtungen« – und später an Arbeit und Beruf – als normativer Orientierung an damit verbundenen Selbst- und Fremderwartungen – in der Phase der Bemühungen um die Stabilisierung der Verlaufskurve (Kapitel 4.1.3.2) ermöglichen Frau Nazemi die Wiedererlangung eines Gleichgewichtszustandes der alltäglichen Lebensgestaltung und bieten ihr die Möglichkeit zum sozialen Anschluss. Diese zielen nicht primär auf eine gesellschaftliche Anpassung, sondern vielmehr auf das Sich-Zurecht-Finden in einer unübersichtlichen Situation und später auf die Wiedererlangung von Selbstständigkeit und Handlungsfähigkeit ab. Es ist jedoch die Ressource der Herkunftslandorientierung (Kapitel 4.1.3.3), die schließlich zur Überwindung der Verlaufskurve und Reorganisation der Partizipationsbiographie beiträgt und einen

Transformationsprozess bewirkt. Die Herkunftslandorientierung, die sich in Form der Kompensation durch die ausgeübte ehrenamtliche Tätigkeit zeigt, ermöglicht Frau Nazemi eine Entwicklung zwischen der Aufrechterhaltung der Verbindung zum Herkunftsland und der Verankerung und Etablierung im Migrationsdasein. Durch diese Verbindung kann sie letztendlich ihre eigenen Lebenserfahrungen als biographische Ressourcen (an-)erkennen und sie als Handlungsmittel für ihre Weiterentwicklung einsetzen. Die Rekonstruktion partizipationsbiographischer Ressourcen macht sichtbar, auf welche Weise scheinbar geschlechts- und ethnizitätsgebundene traditionelle Entscheidungen (Konzentration auf Mutterrolle, Aufrechterhaltung der Herkunftslandbeziehung) im Kontext des Partizipationsprozesses reinterpretiert werden, so dass „die Traditionsbildung zugleich als Ressource für die Überwindung von Verlaufskurven – und damit spezifischer ‚Unordnung‘ – im Migrationsleben von Frauen interpretierbar wird“ (A-pitzsch 2000: 73). Dies eröffnet ferner die Möglichkeit, ein Ereignis, das eine Verlaufskurve auslöst – in diesem Fall die Migration – auch als „Anfangspunkt eines langfristigen Transformationsprozesses“ (a.a.O: 77) zu deuten.

5.2. Partizipation als »Scharnier« zwischen Struktur und Handlungsfähigkeit

Die biographietheoretische Perspektive eröffnet einen Zugang, um „die dialektische Verschränkung individueller und gesellschaftlicher Strukturierungsprozesse zu erfassen“ (Dausien 2012: 163). Das Konzept der Biographie thematisiert „die subjektive Aneignung und »Konstruktion« von Gesellschaft ebenso wie die gesellschaftliche Konstitution von Subjektivität“ (dies. 1994: 152), die in einem je spezifischen historisch-gesellschaftlichen Kontext positioniert sind und von diesem hervorgebracht werden (dies. 2012: 163). Biographien werden demnach im Spannungsfeld von Struktur und Handeln analysiert. Diese Perspektive ermöglicht es, Partizipation als »Scharnier«, als Vermittlungsakt zwischen Struktur und Handlung, Individuum und Gesellschaft zu betrachten. Dies bedeutet, einerseits die subjektive Aneignung und Konstruktion gesellschaftlicher Partizipationsstrukturen sowie Teilhabe- und Teilnahmemöglichkeiten und -formen zu betrachten, andererseits die sich im Prozess des permanenten Einwirkens auf soziale Partizipationsstrukturen – und damit auch auf die Gesellschaft – konstituierende Subjektivität und Handlungsfähigkeit in den Blick zu nehmen. Aus der Partizipationsbiographie von Frau Nazemi als Vermittlungsakt zwischen Struktur und Handlungsfähigkeit konnten zwei Modi rekonstruiert werden: Partizipation als Form der Alltagsbewältigung und der Vergesellschaftungsprozess im Kontext von Partizipation, Migration und Geschlecht im Sinne des »Engagierte-Migrantin-Werdens«.

5.2.1. Partizipation als Form der Alltagsbewältigung

Die Lebenswelt des Alltags ist „die vornehmliche und ausgezeichnete Wirklichkeit des Menschen“ (Schütz/Luckmann 2003: 29). Sie stellt den Wirklichkeitsbereich dar, an dem der Mensch unausweichlich teilnimmt, in dem er eingreifen, einwirken und ihn so auch verändern kann. Der Mensch wird dabei in der Erfahrung dieser Wirklichkeit verstanden, die er als schlicht gegeben vorfindet und als fraglos erlebt. Doch die sich in diesem Bereich befindlichen Gegebenheiten können die freien Handlungsmöglichkeiten einschränken, indem sie ihm „zu überwindende Widerstände wie auch unüberwindliche Schranken entgegen[setzen]“ (ebd.).

So sieht sich das Subjekt „in der pragmatischen Anstrengung, die Vielfältigkeit der in der Lebenswelt ineinander verquickten Aufgaben zu bewältigen“ (Grunwald/Thiersch 2004: 20). Die alltagsweltlichen Ressourcen, Deutungen und Handlungsmuster – wie z. B. Routinen und Typisierungen –, die sich durch die Erfahrung der Wirklichkeit im Wissensvorrat¹⁶ konstituieren und zur Bewältigung herangezogen werden, haben eine entlastende Funktion und bestimmen gleichzeitig, was als selbstverständlich oder verhandlungsfähig und -bedürftig gilt. Wenn die bisher als fraglos relevant angenommenen Wissensselemente zur Bestimmung und Bewältigung einer neuen Situation nicht ausreichen, entsteht die Notwendigkeit, sie in einem Auseinandersetzungsprozess neu auszulegen und zu modifizieren. Die (schon vorhandenen und neu entstandenen) alltäglichen Bewältigungsmuster werden darüber hinaus von den jeweils spezifischen historisch-gesellschaftlichen Strukturen bestimmt und geformt. Die alltägliche Lebenswelt – als Ort der Erfahrung und der Bewältigung – ist somit „die Schnittstelle von Objektivem und Subjektivem, von Strukturen und Handlungsmustern“ (Grunwald/Thiersch 2004: 18). In diesem Sinne erscheint das Subjekt einerseits als durch den Widerspruch seiner selbstverständlichen Entlastungen und die historischen und sozialen Strukturen *bestimmt*, andererseits auch als *fähig*, sich mit den »gegebenen« Strukturen auf verschiedene Weise auseinanderzusetzen und diese zu verändern. Das Transformationspotenzial der alltäglichen Lebenswelt liegt somit in der Konstitution neuer Ressourcen, Deutungen und Handlungsmuster zur Bewältigung von nicht einzuordnenden bis hin zu kritischen Situationen und Lebensereignissen. Bewältigungsformen hängen dabei ab von der wechselseitigen Beeinflussung individueller Voraussetzungen und der Rahmenbedingungen, in denen sie entstehen.

¹⁶ Der Wissensvorrat des lebensweltlichen Denkens bezeichnet die „Totalität der von Situation zu Situation wechselnden Selbstverständlichkeiten, jeweils abgehoben von einem Hintergrund der Unbestimmtheit“, die „als ein sicherer, vertrauter Boden jeglicher situationsbedingter Auslegung erlebt, im Erfahrungsablauf mitgegeben [ist]“ (Schütze/Luckmann 2003: 36).

Bewältigungsleistungen¹⁷ sind eine flexible Anpassung an gegebene Lebensumstände, im Sinne eines »Ineinanderpassens von Person und Umgebung« (Gerhardt 1986: 32). Bewältigung zielt auf den Erhalt oder die Wiederherstellung bestimmter Lebensbereiche, in denen es geschieht, ab (a.a.O.: 35). Bewältigungsformen bei problematischen und kritischen Lebensereignissen können auf zwei Ebenen analysiert werden – sowohl auf der emotionalen Einstellungsebene als passive kognitive Verarbeitung, als auch auf der Handlungsebene als instrumentelles bzw. problemzentriertes Handeln (vgl. Reißig 2010). Diese zwei Arten mögen sich logisch ausschließen, empirisch können sie jedoch miteinander verschränkt auftreten (a.a.O.: 64). Auf der emotionalen Einstellungsebene kann Bewältigung als Versuch der Stabilisierung, Verteidigung und Anpassung des Selbstkonzepts und der Identität bei Selbstwertproblemen und Identitätsdefiziten verstanden werden. Mechanismen der Bewältigung entstehen somit als Reaktion auf „Diskrepanzen zwischen der normativen Selbstkonstruktion einer Person und dem Bild, welches sie von ihrem aktuellen Selbst hat“ (Brandtstädter/Greve 1992: 276). Auf der intentionalen Handlungsebene geht es um das aktive Eingreifen in die Umwelt und die Veränderung belastender Situationen oder Ereignisse (vgl. Reißig 2010: 57f). Uta Gerhard spricht in diesem Zusammenhang von »psychologischem und sozialem Coping« (Gerhardt 1986: 34). Psychologische Bewältigung meint dabei einen kognitiv verarbeitenden Zugang im Sinne von Deutungsleistungen, die dazu verhelfen, zu einer wenig bedrohlichen Sicht der konflikthafter Situation zu gelangen, die wiederum neue Anpassungsleistungen an die Umgebung unter den veränderten Bedingungen ermöglicht. Soziale Bewältigung bezeichnet ein aktiv eingreifendes Handeln, mit dem das Individuum versucht, durch Manipulation der Umwelt – im Sinne einer »strategischen Manipulation« – weiterzukommen. Diese zwei Ebenen unterscheiden sich bezüglich „des (aktiven bzw. passiven) Verhältnisses zur Umwelt, das das Individuum dabei angeht“ (a.a.O.: 35) und werden als »privates« Bewältigungshandeln aufgefasst. Demgegenüber stellt Gerhardt die »sozioökonomische« Bewältigung (ebd.), die das Ziel verfolgt, die durch kritische Lebensereignisse bedrohten oder verlorenen Statusteilhabe-Möglichkeiten in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen zu erhalten oder wiederherzustellen.

Das Bewältigungs-Konzept ermöglicht es, Frau Nazemis Partizipationsgeschichte auf der Ebene der alltäglichen Lebenswelt im Spannungsfeld von Gesellschaftsstrukturen und Bewäl-

¹⁷ Anders als die meisten Bewältigungstheorien und -ansätze möchte ich nicht von Bewältigungsstrategien sprechen. Der Begriff »Strategie« legt die Idee eines kontrollierten, planmäßigen und zielgerichteten Handelns nahe. Da ich mich aber hier sowohl auf intentionales Handeln als auch auf nicht handlungsartige subjektive Prozesse beziehe, die wiederum nicht immer mit einem klaren Ziel verfolgt werden bzw. denen nicht ein bestimmter Plan zugrunde liegt, werden ich den Begriff »Bewältigungsformen« und »Bewältigungsleistungen« verwenden.

tigungsmustern (Grunwald/Thiersch 2004: 21) zu analysieren. Während der Phase des Erleidens, die mit der erzwungenen Flucht einsetzt, richtet sich Frau Nazemis Handeln vor allem auf den Versuch, die Ohnmachtsposition und die Krise der Alltagsbewältigung sowohl auf der Einstellungs- als auch auf der Handlungsebene zu überwinden. Dies versucht Frau Nazemi durch selbstkorrektive und selbstregulative Handlungen, die es ihr ermöglichen, identitätsthematisch relevante Lebens- und Entwicklungsbedingungen aktiv zu beeinflussen und so drohenden Verlusten in subjektiv bedeutsamen Merkmalen entgegenzuwirken (Brandtstädter/Greve 1992: 279). Durch das aufgrund der Schwangerschaft und der Abhängigkeit vom Ehemann entstandene Bedürfnis, das Hotelzimmer alleine zu verlassen, durch den Entschluss, trotz ihrer Abneigung die deutsche Sprache zu erlernen, sowie durch den Einstieg in eine unterqualifizierte Arbeitsstelle gelingt es Frau Nazemi, das eigene Verhalten und die eigene Entwicklung dem normativen Bild, welches sie von sich selbst hat, anzugleichen. Auch die Aufnahme der ehrenamtlichen Tätigkeit im afghanischen Verein kann als selbstregulative Handlung bezeichnet werden: Das ehrenamtliche Engagement bietet Frau Nazemi die Möglichkeit, ihren eigentlichen Beruf auszuüben und wieder in Kontakt mit ihrer Muttersprache zu kommen. So kann sie ihr aktuelles Selbstbild an die normative und erwünschte Selbstkonstruktion anpassen. Bei dem Versuch der Krankheitsbewältigung mit einem eigenen Muster handelt es sich auch um eine Form der Selbstregulation, vor allem jedoch als kompensatorische Handlung, die darauf abzielt, die durch die Depression verursachte Passivität auszugleichen und so ihre Leistungen auf einem Niveau zu halten, das ihren eigenen und auch den sozialen Erwartungen genügt.

In der Phase der Transformation, die durch die Entfremdung und Entkopplung vom Herkunftsland nach der Rückkehr initiiert wird, versucht Frau Nazemi die kritischen Lebensereignisse weiterhin auf beiden Ebenen zu bewältigen. Der damit einhergehende Hoffnungsverlust wird zunächst auf der Handlungsebene durch die kompensatorische ehrenamtliche Tätigkeit bewältigt, die den erlebten »Herkunftslandverlust« ausgleichen soll. Gleichzeitig erfolgt eine Bewältigung auf der emotionalen Einstellungsebene im Sinne einer Umstellung des normativen Selbstentwurfs. Frau Nazemi löst sich von ihrem Ziel ab, ihr Leben in Afghanistan weiterzuführen. Dadurch ändert sich ihre Einstellung gegenüber dem Migrationsdasein. So gelingt es ihr, die selbstevaluativen Ansprüche an sich selbst, aber auch an die Strukturen, in denen sie lebt, zu modifizieren und sich an die sich verändernden Umstände anzupassen. Durch den Vergleich mit dem hypothetisch »schlechteren« Leben, das sie in Afghanistan aufgrund des Kriegs hätte führen sollen, kann sie das sich wandelnde Selbstkonstrukt stabilisieren und das zu Beginn

als vorläufig hingenommene Leben in der Migration so umzuinterpretieren, dass es zum »richtigen, echten Leben« wird. So wird die blockierte Option der endgültigen Rückkehr abgewertet und die bis dahin als vorübergehend aufgefasste Lebenssituation positiv neu bewertet (vgl. Brandtstädter/Greve 1992: 281ff). In diesem Kontext wird das zunächst als Kompensation ausgeübte Engagement zu einem instrumentellen, zielgerichteten Handeln. Frau Nazemi erweitert ihren Handlungsspielraum, indem sie sich an einem weiteren ehrenamtlichen Projekt beteiligt, in dessen Rahmen sie sich weiterbilden und einer an ihren Beruf angelehnten Tätigkeit nachgehen kann. Dies ermöglicht ihr, trotz krankheitsbedingter Arbeitsunfähigkeit am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben und teilzunehmen und gleichzeitig an ihr »altes« Leben vor der Migration anzuknüpfen. So kann sie sich in eine Richtung entwickeln, die sie ursprünglich für unmöglich hielt, und dabei auch ihr aktuelles Selbstbild im Hinblick auf die normative Selbstkonstruktion stabilisieren. Das problemzentrierte ehrenamtliche Bewältigungshandeln wird nach und nach zu einem sozioökonomischen: Nach dem Fernsehinterview mit der Tochter wird Frau Nazemi aufgrund ihrer Erfahrungen als Lehrerin und mit afghanischen Kindern als »Expertin« angesprochen, was schließlich zu einer festen Anstellung als Lehrkraft in einer Schule führt. So gelingt es Frau Nazemi, nicht nur die Phase der Arbeitsunfähigkeit zu überbrücken und von der »Passivität« ins »Aktivsein« zu gehen, sondern vor allem ihren beruflichen Status wiederzuerlangen und zu sichern.

Vor diesem Hintergrund kann man Frau Nazemis Partizipationsgeschichte als Prozess der Alltagsbewältigung bezeichnen – d. h. als „sich ständig verändernde, kognitive und verhaltensmäßige Bemühung einer Person, sich mit den externen oder internen Anforderungen auseinanderzusetzen, die ihre adaptiven Ressourcen stark beanspruchen oder übersteigen“ (Reißig 2010: 57). Bewältigung kann dabei weder aus dem Subjekt noch aus den Strukturen allein abgeleitet werden; sie ist vielmehr „das Resultat eines Zusammenspiels dieser beiden Größen, die sich dabei wechselseitig beeinflussen“ (Laux/Weber 1987: 290). Diese Dynamik begründet den Prozesscharakter von Bewältigung.

5.2.2. Vergesellschaftung im Kontext von Partizipation, Migration und Geschlecht: »Engagierte Migrantin« werden

Vergesellschaftung bezeichnet allgemein den Prozess, der aus Individuen Gesellschaftsmitglieder macht. Dabei handelt es sich um ein vielschichtiges Geschehen, das sich klassen-, ethnien- und geschlechtsspezifisch vollzieht, sich verändernden sozialhistorischen Bedingungen unterliegt und durch verschiedene gesellschaftliche Instanzen vermittelt ist (Becker-Schmidt 2003:

3). Vergesellschaftung schließt dabei auch Sozialisation ein und steht somit „in einem Spannungsverhältnis zwischen Individuation, d. h. der Ausbildung subjektiven Eigensinns, und Assimilation, d. h. der Einpassung in die Konventionen sozialen Handelns und in die Zwänge sozialer Gegebenheiten“ (ebd.). Vergesellschaftung kann somit als zweiseitiger Prozess von Individuation und Verinnerlichung sozialer Strukturen begriffen werden: „Zum einen ist jede Person ein Knotenpunkt, ein ‚Produkt‘ sozialer Verhältnisse. Zum anderen und zugleich sind Menschen aktive, selbst Strukturen konstruierende, reflexive Akteure/innen“ (Villa 2011: 53). Diese Perspektive eröffnet den Zugang für eine Analyse sowohl auf der soziostrukturellen Ebene als auch auf der subjekttheoretischen Dimension.

Für die Analyse des gesellschaftlichen Gewordenseins – d. h. der „Subjektkonstitution als Prozess im Spannungsfeld von Vergesellschaftung und Individuation“ (ebd.) – engagierter Migrantinnen im Kontext von Partizipation, Migration und Geschlecht kann die herangezogene Perspektive durch zwei weitere Ansätze ergänzt werden. Unter der Prämisse, dass Vergesellschaftung gleichzeitig Vergeschlechtlichung bedeutet, entwickelt Regina Becker-Schmidt das Konzept der »doppelten Vergesellschaftung von Frauen« (1987). Dies bedeutet, dass „Frauen über zwei unterschiedliche und in sich widersprüchlich strukturierte Praxisbereiche [Erwerbs- und Haus- bzw. Familienarbeit, M.B.A.] in soziale Zusammenhänge eingebunden sind“, dass ihre Sozialisation „durch zwei Kriterien sozialer Gliederung markiert ist: Geschlecht und soziale Herkunft“ und „dass Eingliederung in die Gesellschaft sowohl soziale Verortung als auch psychosoziale Strukturierung einschließt“ (Becker-Schmidt 2003: 15). Widersprüchlich ist die doppelte Vergesellschaftung von Frauen aufgrund der Überlappung von Relationen, die das Geschlechterverhältnis strukturieren, und Relationen, die in der Organisation der Gesamtgesellschaft wirksam werden (a.a.O.: 16). Demnach ergibt sich die ambivalente doppelte Vergesellschaftung der Frauen aus der geschlechtsspezifischen Strukturierung beider Bereiche und auch daraus, dass ihre Doppelorientierung „sich lebensgeschichtlich in der Auseinandersetzung mit Vorbildern beiderlei Geschlechts [entwickelt]“ (Becker-Schmidt 2010: 69). Ilse Lenz (1995) erweitert dieses Konzept um einen dritten Bezugspunkt – den Aspekt des Nationalstaates bzw. der Ethnizität – und spricht von einer »dreifachen Vergesellschaftung«. Hier wird – zusätzlich zur Familie und zum Kapitalverhältnis – auch der BürgerInnen-Status als Moment der Vergesellschaftung in den Blick genommen (Lenz 1995: 35f). Dabei werden der differentielle Zugang zu Ressourcen und deren Verteilung, die ethnische Zuschreibung bzw. Zuordnung und Positionierung sowie Prozesse der Einordnung und Ausgrenzung fokussiert (ebd.; Lenz 2009: 98f). Alle drei Strukturen werden in der Zusammenwirkung ihrer Konfigurationen

(dies. 1995: 35) bzw. als sich überkreuzende und z. T. im Widerspruch stehende Ebenen (dies. 1996: 216f) begriffen.

Dieses Konzept ermöglicht es, die Vermittlung struktureller Verhältnisse in den Konstruktionen von Subjektivität sowie auf der Ebene alltäglicher Interaktionen und Lebensrealität zu analysieren. Entsprechend lässt sich Frau Nazemis Subjektkonstitution als dreifacher Vergesellschaftungsprozess durch Familie, Beruf und Nation fassen. In Frau Nazemis Partizipationsbiographie kann zunächst ein Spannungsverhältnis zwischen ihrem Selbstverständnis als verantwortungsbewusste und engagierte Mutter und Arbeitnehmerin festgestellt werden, die versucht, für ihre Kinder zu Hause präsent zu sein und gleichzeitig durch die Arbeit ihre »Passivität« zu überbrücken. Der Mutterschaft kommt in diesem Zusammenhang eine wichtige identitätsstiftende Bedeutung zu, da sie ein inhärenter Bestandteil ihres weiblichen Lebenskonzepts ist und „damit zur »Normalbiographie« der Frau gehört“ (Ruokonen-Engler 2012: 340). Auch wenn die Weiterentwicklung in der (unterqualifizierten) Erwerbstätigkeit nicht relevant für Frau Nazemis Entwicklung zu sein scheint, nimmt ihre Darstellung in der partizipationsbiographischen Erzählung einen relativ großen Platz ein. Sie hat mit ihrem eigentlichen beruflichen Hintergrund zwar nichts zu tun, stellt jedoch vor allem die Möglichkeit dar, eine gewisse »Freiheit« und »Selbstständigkeit« zu gewinnen. Das Bedürfnis, sich einerseits als verantwortungsvolle, engagierte Person zu positionieren und als solche anerkannt und respektiert zu werden, sowie andererseits den an sie gerichteten (fremden und eigenen) Erwartungen gerecht zu werden, mobilisieren sie zum Handeln und versperren ihr gleichzeitig die Möglichkeit des Aussteigens. Der Restaurant-Job und die damit verbundenen Erfahrungen stellen demzufolge eine durchaus relevante Phase ihrer Subjektivierung dar: Frau Nazemi bekommt durch die Leistungen und Handlungen im Rahmen ihrer Tätigkeit zunehmend Anerkennung, Respekt seitens der Betriebsleitung, KollegInnen und MitarbeiterInnen. Sie gewinnt aber auch Selbstsicherheit und Handlungsfähigkeit zurück – und wird so zu einem gesellschaftlich akzeptierten und handlungsfähigen Subjekt.

Mit der Erweiterung auf die Vergesellschaftung auf Ebene der Nation bzw. Ethnizität kann dieses Verhältnis in einem neuen Licht betrachtet werden. Das (Spannungs-)Verhältnis zum Herkunftsland stellt einen entscheidenden Bezug für Frau Nazemis Subjektkonstitution dar. Die Vergesellschaftung auf der Ebene der Familie und Erwerbstätigkeit im Migrationsdasein sind nur vor dem Hintergrund einer erhofften Rückkehr möglich. Dieses »imaginäre« Bild trägt latent ihr »Funktionieren« über die Jahre. Die Einsicht der nicht vorhandenen Anschlussmöglichkeiten in ihrem Herkunftsland führt zu einer Konfrontation mit der persönlichen Situation sowie

zur Ergründung neuer Möglichkeiten und damit zu einer Umstellung und Neuanpassung. Das einst als vorübergehend betrachtete Dasein in der Migration wird zum richtigen, echten Leben. Der Bezug und die Verbindung zum Herkunftsland werden mithilfe der ehrenamtlichen Arbeit im afghanischen Verein umgedeutet, in das neue Leben einbezogen und so erneut zur sinnstiftenden Instanz in Frau Nazemis Leben.

Frau Nazemi wird durch ihr ehrenamtliches Engagement in der afghanischen Community von der Mehrheitsgesellschaft als »Expertin« und ihre Lebenserfahrungen als »Ressourcen« betrachtet und anerkannt. Sie fungiert dabei als eine Art »ethnisierte« Vermittlerin. Diese Anerkennung eröffnet ihr neue Handlungs- und Subjektivierungsmöglichkeiten: Sie bekommt die Chance, ihren eigentlichen Beruf auszuüben. In diesem Kontext verliert ihre Position als »ethnisierte« Vermittlerin zugunsten der Etablierung ihrer Position als Lehrerin, der »Normalisierung« ihres beruflichen Alltags und der allmählich einsetzenden »Integration« immer mehr an Bedeutung. Frau Nazemi positioniert sich als Teil der Lehrerschaft – und damit auch der Mehrheitsgesellschaft – und dadurch auch als »integrierte« Migrantin und Mutter, was wiederum ihre Positionierung als »engagierte« Migrantin begründet. Das »Integriertsein« wird dabei als eine »kulturelle Tarnung« vorgeführt, die ihr die Möglichkeit bietet, sich neue Handlungsspielräume anzueignen, sich dem übermächtigen »Deutschsein« zumindest ideell näher zu fühlen und sich als zugehöriger Teil der dominanten Mehrheitsgesellschaft zu betrachten. Gleichzeitig ermöglicht ihr diese Positionierung, die negative Konnotation der (Fremd-)Zuschreibung »Anderssein« bzw. »Migrantinsein« zu umgehen und in etwas Positives umzudeuten. Somit resultiert diese Positionierung – als eine Form der Identifikation – aus der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Anforderungen, Zuschreibungen und Teilhabechancen sowie aus dem subjektiven Wunsch nach Wiedererlangung der Handlungsfähigkeit und Anerkennung.

6. Abschließende Betrachtungen und Ausblick

Das zentrale Anliegen dieser empirischen Arbeit bestand in der Untersuchung von Partizipationsprozessen und Subjektkonstruktionen in Biographien engagierter Migrantinnen – einer Gruppe, die sowohl von der Migrations- als auch von der Partizipations- und Engagementforschung bisher wenig wahrgenommen wurde. Dabei richtete ich meinen Fokus auf die erzählten Lebensgeschichten von migrierten Frauen, die sich in irgendeiner Form sozial oder gesellschaftlich engagieren, um untersuchen zu können, wie Partizipationsprozesse sich aus biographischer Perspektive rekonstruieren lassen und wie die Migrantinnen in diesem Prozess zu gesellschaftlich agierenden und handlungsfähigen Subjekten und letzten Endes zu »engagierten Migrantinnen« (gemacht) werden. In diesem Kontext interessierten mich auch die Bedeutung von Differenzkonstruktionen sowie die daraus folgenden subjektiven Deutungsmuster, Handlungsorientierungen, Verortungen und Positionierungen der Migrantinnen.

Die Verknüpfung des biographietheoretischen und method(olog)ischen Zugangs mit dem dominanzkulturellen Ansatz sowie dem Ansatz der Differenzkonstruktionen ermöglichte es mir, den Partizipationsbegriff zu erweitern, um so nicht nur konventionelle, gesellschaftlich angesehene Engagementformen in organisierten und formellen Kontexten, sondern vielmehr den biographischen Prozess, in dem Partizipation sich herausbildet, in den Blick zu nehmen. Dadurch konnte die richtunggebende Bedeutung biographischer Erfahrungen und Ereignisse für die Auslösung, Entwicklung und Entfaltung von Partizipationshandeln rekonstruiert und gleichzeitig herausgearbeitet werden, wie Partizipation im biographischen Prozess an subjektiver Relevanz gewinnt. Ferner wurde ein Zugang eröffnet, um das partizipationsbiographische Gewordensein der engagierten Migrantinnen und dabei subjektive Deutungsmuster, Handlungsorientierungen, Verortungen und Positionierungen zu untersuchen.

Bei der Untersuchung verfolgte ich das Ziel, die Gruppe der engagierten Migrantinnen nicht nur sichtbar zu machen, sondern auch einen Perspektivenwechsel zu vollziehen, der einerseits Migrantinnen als handelnde Akteurinnen bzw. »Expertinnen« und ihre Ressourcen in den Vordergrund stellt und der andererseits Partizipation als biographischen Prozess und als »Scharnier« zwischen Struktur und Handlungsfähigkeit in den Fokus nimmt. Dank dieser neuen Perspektive konnte die Frage nach der formellen (Nicht-)Partizipation von Migrantinnen dahingehend umformuliert werden, dass sich prozesshaft in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Strukturen entwickelnde und entfaltende Potenziale in ihrer Entstehung betrachtet, analysiert

und so informelle Formen, aber auch »außergewöhnliche« Wege ebenfalls als konstitutiver Teil des Partizipationsprozesses verstanden werden.

In dieser Studie ist aufgrund zeitlicher und formaler Rahmenbedingungen nur möglich gewesen, einen Einzelfall heranzuziehen. Das analysierte Interview diene dabei als »Ankerfall«, um das zu untersuchende Feld aufzuschließen und erste Dimensionen herauszuarbeiten. Diese Dimensionen könnten wiederum im Hinblick auf eine künftige vergleichende Analyse richtunggebend für die Auswahl von Kontrastfällen sowie die Erstellung von Vergleichskategorien sein und dementsprechend theoretisch weitergedacht, erweitert und vertieft werden. Durch das Heranziehen von Fällen, die Ähnlichkeiten aufweisen – im Sinne der »Strategie des minimalen Vergleichs« – wird es möglich, zunächst die schon aus dem ersten Einzelfall gewonnenen Kategorien und Konzepte zu erweitern, „zu verdichten und von den Besonderheiten des Einzelfalls abzulösen“ (Schütze 1983: 287). Die Erweiterung um einen Vergleich von Kontrastfällen – der »Strategie des maximalen Vergleichs« folgend – erlaubt darüber hinaus, „theoretischen Kategorien mit gegensätzlichen Kategorien zu konfrontieren, so alternative Strukturen biographisch-sozialer Prozesse in ihrer unterschiedlichen lebensgeschichtlichen Wirksamkeit herauszuarbeiten und mögliche Elementarkategorien zu entwickeln, die selbst den miteinander konfrontierten Alternativprozessen noch gemeinsam sind“ (a.a.O.: 288).

In diesem Sinne ist es sinnvoll, nach Partizipationsbiographien zu suchen, in denen ähnliche (verlaufskurvenhafte und Transformationsentwicklungen), aber auch grundsätzlich unterschiedliche biographische Prozessstrukturen überwiegen, wie z. B. biographische Handlungsschemata oder institutionelle Ablaufmuster. So könnten neue Typisierungen von Partizipationsprozessen, aber auch weitere Subjektivierungs- und Vergesellschaftungsformen herausgearbeitet werden. Denkbar wäre auch, Fälle heranzuziehen, in denen die Partizipationsprozesse nicht – wie im Fall von Frau Nazemi – als »abgeschlossen« betrachtet werden, so dass man eine andere Art des Rückblicks auf die Partizipationsbiographie erhält. In solch einem Fall könnte es interessant sein zu untersuchen, ob sich die Interviewte als »engagierte Migrantin« positioniert und wenn ja, in welcher Form dies geschieht. Ein anderer wichtiger Kontrastfall könnte eine engagierte Migrantin sein, die keine Kinder hat, d. h. also ein Fall, in dem aktive Mutterschaft als Auslöser von Partizipationshandeln (zumindest offensichtlich) keine Rolle spielt. Weiterhin könnten Fälle in die Analyse mit einbezogen werden, in denen Migrantinnen sich in anderen Kontexten engagieren – vom informellen Engagement in der Nachbarschaft oder spontanen Aktionen bzw. Projekten, über ein mehr oder weniger formalisiertes Engage-

ment in z. B. Elternbeiräten oder sozialen/kulturellen Einrichtungen bis hin zu politischer Partizipation. Dadurch könnten Aussagen über biographische Prozesse der Formalisierung und Weiterentwicklung der Partizipationsformen und Kontexte getroffen werden. Weitere ergänzende Fälle könnten z. B. migrierte Frauen sein, die sich engagieren, aber sich nicht im Sinne einer »kulturellen Angleichung« als »integriert« bezeichnen bis hin zu solchen, die eine Identifikation mit der »deutschen« Gesellschaft gänzlich ablehnen.

Eine anschließende Heranziehung von Vergleichskategorien böte die Möglichkeit, den in dieser Studie erarbeiteten, empirisch abgeleiteten und gegenstandsbezogenen Aussagezusammenhang über Partizipationsprozesse im Kontext von Migration und Geschlecht aus biographischer Perspektive weiterhin auf empirischer Basis theoretisch zu erweitern, die Typisierungen zu vervollständigen und so die theoretischen Überlegungen zu einer empirisch fundierten, gegenstandsbezogenen »Theorie mittlerer Reichweite« zum Feld der engagierten Migrantinnen zu bündeln.

Literatur

- Akdeniz-Taxer, Annika (2011): Öffentlichkeit, Partizipation, Empowerment. Frauen in der Lokalpolitik ländlich geprägter Gegenden der Türkei. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Alheit, Peter (1993): Transitorische Bildungsprozesse. Das »biographische Paradigma« in der Weiterbildung. In: Wilhelm Mader (Hg.): Weiterbildung und Gesellschaft. Grundlagen wissenschaftlicher und beruflicher Praxis in der Bundesrepublik Deutschland. Bremen: Universität Bremen, S. 343-417.
- Alheit, Peter (1995): „Biographizität“ als Lernpotential: Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung. In: Heinz-Hermann Krüger, Winfried Marotzki (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske u. Budrich, S. 276-307.
- Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg: VSA.
- Anthias, Floya (2003): Erzählungen über Zugehörigkeit. In: Ursula Apitzsch und Mechtild Jansen (Hg.): Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 20-37.
- Apitzsch, Ursula (1996): Biographien und berufliche Orientierung von Migrantinnen. In: Ralph Kersten, Doron Kiesel und Şener Sargut (Hg.): Ausbilden statt Ausgrenzen. Jugendliche ausländischer Herkunft in Schule, Ausbildung und Beruf. Frankfurt am Main: Haag + Herchen, S. 133-147.
- Apitzsch, Ursula (2000): Migration als Verlaufskurve und Transformationsprozess. In: Bettina Dausien, Marina Calloni und Marianne Frieze (Hg.): Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung. Bremen: Univ.-Buchh., S. 63-78.
- Arenhövel, Mark (2000): Zivilgesellschaft. Bürgergesellschaft. In: Wochenschau II (2), S. 55-64.
- Baader, Meike (2008): Das Private ist politisch. Der Alltag der Geschlechter, die Lebensformen und die Kinderfrage. In: Meike Baader (Hg.): „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche!“. Wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim: Beltz, S. 153-172.
- Bartmann, Sylke (2005): Ressourcenbildung im Biographieverlauf. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 6 (1), S. 23-42.
- Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hg.) (2007): Der Nationale Integrationsplan. Neue Wege – Neue Chancen. Berlin.
- Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (2011): Zweiter Integrationsindikatorenbericht. Köln/Berlin.

- Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (2014): 10. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland. Berlin.
- Becker-Schmidt, Regina (1987): Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Lilo Unterkircher und Ina Wagner (Hg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, S. 10-25.
- Becker-Schmidt, Regina (2003): Zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen. Soziologische Grundlegung, empirische Rekonstruktion. In: geder...politik...online, S. 1-18.
- Becker-Schmidt, Regina (2010): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65-74.
- Bohnsack, Ralf (2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen, Toronto: Budrich.
- Boos-Nünning, Ursula; Ilgün, Emra (2009): Ergebnisse einer Pilotstudie zum Thema gesellschaftliche und politische Partizipation von Frauen mit Migrationshintergrund sowie einige Folgerungen für die Politik. Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement.
- Boos-Nünning, Ursula; Ilgün, Emra (2010): Gesellschaftliche und politische Partizipation von Frauen mit Migrationshintergrund. Ergebnisse einer Pilotstudie. In: Migration und Soziale Arbeit 32, S. 62-74.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz.
- Brandtstädter, Jochen; Greve, Werner (1992): Das Selbst im Alter – adaptive und protektive Mechanismen. In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie 24 (4), S. 269-297.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010a): Hauptbericht des Freiwilligensurveys 2009. Zivilgesellschaft, soziales Kapital und freiwilliges Engagement in Deutschland 1999 – 2004 – 2009. München.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010b): Forschungsstudie Migrantinnenorganisationen in Deutschland. Abschlussbericht. Berlin.
- Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement (Hg.) (2005): Herausforderungen an die Einwanderungsgesellschaft. Anfragen an zivilgesellschaftliche Akteure. Dokumentation zur Fachtagung am 28. und 29. Oktober 2005 im Neuen Rathaus in Hannover.
- Castro Varela, Maria do Mar (2007): Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und gelehrter Hoffnung. Bielefeld: transcript.

- Castro Varela, Maria do Mar (2008): „Was heißt hier Integration?“. Integrationsdiskurse und Integrationsregime. In: Landeshauptstadt München, Sozialreferat, Stelle für interkulturelle Arbeit (Hg.): Fachtagung Alle anders – alle gleich? Was heißt hier Identität? Was heißt hier Integration?
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: The University of Chicago Legal Forum 1986, S. 139-167.
- Dausien, Bettina (1994): Biographieforschung als „Königinnenweg“? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung. In: Angelika Diezinger, Hedwig Kitzer, Ingrid Anker, Irma Bingel und Erika Haas (Hg.): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Freiburg i. Br.: Kore, S. 129-153.
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat.
- Dausien, Bettina (2000a): „Biographie“ als rekonstruktiver Zugang zu „Geschlecht“. Perspektiven der Biographieforschung. In: Doris Lemmermöhle, Dietlind Fischer, Dorle Klika und Anne Schlüter (Hg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Leske und Budrich.
- Dausien, Bettina (2000b): Migration – Biographie – Geschlecht. Zur Einführung in einen mehrwertigen Zusammenhang. In: Bettina Dausien, Marina Calloni und Marianne Frieze (Hg.): Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung. Bremen: Univ.-Buchh., S. 9-24.
- Dausien, Bettina (2001): Erzähltes Leben – erzähltes Geschlecht? Aspekte der narrativen Konstruktion von Geschlecht im Kontext der Biographieforschung. In: Feministische Studien 19 (2), S. 57-73.
- Dausien, Bettina (2009): Differenz und Selbst-Verortung. Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Biographien als Forschungskonzept. In: Brigitte Aulenbacher und Birgit Riegraf (Hg.): Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs: für Ursula Müller. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 157-177.
- Dausien, Bettina (2010): Biographieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine rekonstruktive Geschlechterforschung. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 344-367.
- Dausien, Bettina (2012): Differenz und Selbst-Verortung. Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Biographien als Forschungskonzept. In: Brigitte Aulenbacher (Hg.): Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 157-177.
- Deniz, Cengiz (2005): Integration türkischstämmiger Bürger in deutsche Vereine in Kreis und Stadt Offenbach. Machbarkeitsstudie im Auftrag des Deutsch-Türkischen Forums Stadt und Kreis Offenbach e.V. und der Robert-Bosch-Stiftung Stuttgart. Offenbach.

- Deniz, Cengiz (2005): Integration türkischstämmiger Bürger in deutsche Vereine in Kreis und Stadt Offenbach. Machbarkeitsstudie im Auftrag des Deutsch-Türkischen Forums Stadt und Kreis Offenbach e.V. und der Robert-Bosch-Stiftung Stuttgart. Offenbach.
- Deutscher Gewerkschaftsbund (DGB) (2008): Partizipation statt Ausgrenzung. 1. Zwischenbericht zur Umsetzung des Nationalen Integrationsplans Handlungsfelder und Aktivitäten gewerkschaftlicher Integrationspolitik. Berlin.
- Diehl, Claudia (2002): Die Partizipation von Migranten in Deutschland. Rückzug oder Mobilisierung? Opladen: Leske + Budrich.
- Diehl, Claudia; Urbahn, Julia (1998): Die soziale und politische Partizipation von Zuwanderern in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Abt. Arbeits- und Sozialpolitik.
- Elwert, Georg (1982): Probleme der Ausländerintegration. Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Jg. 34 (Nr. 4), S. 717-731.
- Enquete-Kommission „Integration und Migration in Rheinland-Pfalz“ (2010): Abschlussbericht der Enquete-Kommission 15/2 „Integration und Migration in Rheinland-Pfalz“. Landtag Rheinland-Pfalz. Mainz (Drucksache 15/5280).
- Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ (2002): Bericht der Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“. Bürgerschaftliches Engagement: auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft.
- Enzenhofer, Edith; Resch, Katharina (2011): Übersetzungsprozesse und deren Qualitätssicherung in der qualitativen Sozialforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung 12 (2).
- Esser, Hartmut (1986): Ethnische Kolonien: „Binnenintegration“ oder gesellschaftliche Isolation? In: Jürgen Hoffmeyer-Zlotnik (Hg.): Segregation und Integration. Die Situation von Arbeitsmigranten im Aufnahmeland. Mannheim: FRG.
- Farrokhzad, Schahrzad (2006): Exotin, Unterdrückte und Fundamentalistin – Konstruktionen der „fremden Frau“ in deutschen Medien. In: Christoph Butterwegge und Gudrun Hentges (Hg.): Massenmedien, Migration und Integration. Herausforderungen für Journalismus und politische Bildung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 55-88.
- Feministische Migrantinnen, Frankfurt (FeMigra) (1994): Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In: Cornelia Eichhorn und Sabine Grimm (Hg.): Gender killer. Texte zu Feminismus und Politik. Berlin, Amsterdam: Edition ID-Archiv, S. 49-64.
- Freie Universität Berlin (2007): „... und es motiviert mich dann auch“. Ehrenamtliches Engagement von Frauen mit türkischem Migrationshintergrund im Berliner Wrangelkiez. Berlin.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2009): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Gabriel, Oscar W.; Vökl, Kerstin (2008): Politische und soziale Partizipation. In: Oscar W. Gabriel und Sabine Kropp (Hg.): Die EU-Staaten im Vergleich. Strukturen, Prozesse, Politikinhalt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 268-298.
- Geisen, Thomas (2010): Der Blick der Forschung auf Jugendliche mit Migrationshintergrund. In: Christine Riegel und Thomas Geisen (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 27-59.
- Geiss, Sabine; Gensicke, Thomas (2006): Freiwilliges Engagement von Migrantinnen und Migranten. In: Thomas Gensicke, Sibylle Picot und Sabine Geiss (Hg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004. Ergebnisse der repräsentativen Trenderhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 302-349.
- Gemende, Marion; Munsch, Chantal; Weber-Unger Rotino, Steffi (2007): Migration und Geschlecht – zwischen Zuschreibung, Ausgrenzung und Lebensbewältigung. Eine Einführung. In: Chantal Munsch (Hg.): Eva ist emanzipiert, Mehmet ist ein Macho. Zuschreibung, Ausgrenzung, Lebensbewältigung und Handlungsansätze im Kontext von Migration und Geschlecht. Weinheim, München: Juventa-Verlag, S. 7-48.
- Gerhardt, Uta (1986): Patientenkarrieren. Eine medizinsoziologische Studie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gerhardt, Volker (2007): Partizipation. Das Prinzip der Politik. München: Beck.
- Glaser, Barney; Strauss, Anselm L. (1998): Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Huber.
- Griese, Birgit, Griesehop, Hedwig Rosa (2007): Biographische Fallarbeit. Theorie, Methode und Praxisrelevanz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Grunwald, Klaus; Thiersch, Hans (2004): Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – einleitende Bemerkungen. In: Klaus Grunwald und Hans Thiersch (Hg.): Praxis lebensweltorientierter sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Weinheim [u.a.]: Juventa-Verlag, S. 13-40.
- Gümen, Sedef (1996): Die sozialpolitische Konstruktion „kultureller Differenzen“ in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 19 (24), S. 77-90.
- Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hacket, Anne; Mutz, Gerd (2002): Tagungsdokumentation »Fachworkshop Freiwilliges Engagement in Deutschland«. Bonn, 18.12.2001.
- Hadeed, Anwar (2005): Selbstorganisation im Einwanderungsland. Partizipationspotenziale von Migranten-Selbstorganisationen in Niedersachsen. Oldenburg: Bis.
- Hall, Stuart (1994): Ausgewählte Schriften. Hamburg: Argument-Verlag.

- Halm, Dirk (2011): Bürgerschaftliches Engagement in der Einwanderungsgesellschaft. In: Engagierte Einwanderer. Chancen und Probleme der Partizipation von Migranten. FJ SB 24 (2), S. 14-24.
- Halm, Dirk; Sauer, Martina (2005): Freiwilliges Engagement von Türkinnen und Türken in Deutschland. Projekt der Stiftung Zentrum für Türkeistudien im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Essen.
- Halm, Dirk; Sauer, Martina (2007): Bürgerschaftliches Engagement von Türkinnen und Türken in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Han, Petrus (2003): Frauen und Migration. Strukturelle Bedingungen, Fakten und soziale Folgen der Frauenmigration: 19 Tabellen und 2 Übersichten. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Hessisches Ministerium der Justiz, für Integration und Europa (Hg.) (2011): Migrantenorganisationen in Hessen – Motivation und Hinderungsgründe für bürgerschaftliches Engagement. Explorative Studie im Rahmen des Hessischen Landesprogramms Modellregionen Integration. im Auftrag des Hessischen Ministeriums der Justiz, für Integration und Europa.
- Hessisches Sozialministerium (Hg.) (2008): Potenziale von Migrantinnen: Rolle der Frauen im Integrationsprozess. Dokumentation. Wiesbaden.
- Hildenbrand, Bruno (1995): Fallrekonstruktive Forschung. In: Uwe Flick, Kardorff, Ernst von und Heiner Keupp (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Beltz, S. 256-260.
- Hillmann, Karl-Heinz (2007): Wörterbuch der Soziologie. mit 19 Grafiken und einer Zeittafel. Stuttgart: Kröner.
- Hoefl, Christoph; Klatt, Johanna; Kopp, Julia; Klimmeck, Annike; Messinger, Sören; Rugenstein; Walter, Franz (2014): Das Forschungsprojekt: „ViertelgestalterInnen“ in benachteiligten Stadtquartieren. Eine Kurzzusammenfassung. BBE-Newsletter. Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement.
- Hoerning, Erika (1989): Erfahrungen als biographische Ressourcen. In: Peter Alheit und Erika Hoerning (Hg.): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt/Main, New York: Campus-Verlag, S. 148-163.
- Hoffmann-Riem, Christa (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32 (2), S. 339-372.
- Hoffmann, Lutz (2002): Ausländerbeiräte in der Krise. In: Zeitschrift für Ausländerrecht und Politik (2), S. 63-70.
- Holland-Cunz, Barbara (1994): Öffentlichkeit und Intimität. demokratietheoretische Überlegungen. In: Elke Biester, Barbara Holland-Cunz und Birgit Sauer (Hg.): Demokratie oder Androkratie? Theorie und Praxis demokratischer Herrschaft in der feministischen Diskussion. Frankfurt, New York: Campus-Verlag, S. 227-245.

- Hunger, Uwe; Candan, Menderes (2009): Politische Partizipation der Migranten in der Bundesrepublik. Deutschland und über die deutschen Grenzen hinweg. Expertise im Auftrag des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge. Münster.
- Hunger, Uwe; Candan, Menderes (2010): Die politische Partizipation von Migranten in Deutschland. Wo stehen wir? Newsletter Wegweiser Bürgergesellschaft (20/2010).
- Huth-Hildebrandt, Christine (1992): Germanozentrismus oder interkulturelles Denken? Frauen und ihre Beziehungen zu den Migrantinnen. In: Marion Schulz (Hg.): *Fremde Frauen. Von der Gastarbeiterin zur Bürgerin*. Frankfurt: Verlag für Interkulturelle Kommunikation, S. 6-25.
- Huth-Hildebrandt, Christine (2002): Das Bild von der Migrantin. Auf den Spuren eines Konstrukts. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Huth, Susanne (2004): Partizipation durch bürgerschaftliches Engagement in Migrantenselbstorganisationen. INBAS-Sozialforschung GmbH.
- Huth, Susanne (2005): Bürgerschaftliches Engagement von Migrantinnen und Migranten. Stand der Forschung. In: Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement (Hg.): *Herausforderungen an die Einwanderungsgesellschaft. Anfragen an zivilgesellschaftliche Akteure*. Dokumentation zur Fachtagung am 28. und 29. Oktober 2005 im Neuen Rathaus in Hannover, S. 34-45.
- Huth, Susanne (2007a): Bürgerschaftliches Engagement von Migrantinnen und Migranten. Lernorte und Wege zu sozialer Integration. Berlin.
- Huth, Susanne (2007b): Bürgerschaftliches Engagement, interkulturelles Lernen und Integration. Vortrag auf der Tagung „Kultur und aktive Bürgergesellschaft“ der Evangelischen Akademie Tutzing, 23.-25. Februar 2007, Manuskript, www.inbas-sozialforschung.de. Frankfurt am Main.
- Huth, Susanne (2007c): Engagierte Migrant(inn)en in der deutschen Bürgergesellschaft. In: Daniel Dettling und Julia Gerometta (Hg.): *Vorteil Vielfalt. Herausforderungen und Perspektiven einer offenen Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 31-39.
- Huth, Susanne (2012): Freiwilliges und bürgerschaftliches Engagement von Menschen mit Migrationshintergrund: Barrieren und Türöffner. Bonn.
- Iben, Gerd (2011): Integration. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. (Hg.): *Fachlexikon der sozialen Arbeit*. Baden-Baden: Nomos-Verlag-Ges, S. 451-452.
- Ilgün, Emra (2010): Strukturen hemmen Beteiligung und Identifizierung. Gesellschaftliche und politische Partizipation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund. Thema: Aufgemerkt! Mädchen und Politik. In: *betrifft Mädchen* 23 (3), S. 115-117.
- Jakob, Gisela (1993): Zwischen Dienst und Selbstbezug. Eine biographieanalytische Untersuchung ehrenamtlichen Engagements. Opladen: Leske + Budrich.

- Jakob, Gisela (2003): Biografische Strukturen bürgerschaftlichen Engagements. Zur Bedeutung biografischer Ereignisse und Erfahrungen für ein gemeinwohlorientiertes Engagement. In: Chantal Munsch (Hg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit. Weinheim: Juventa-Verlag, S. 79-96.
- Juhász Liebermann, Anne (2012): Biografische Ressourcen. ein zentrales Konzept in der biografischen Bildungs- und Arbeitsmarktforschung. In: Karin Schittenhelm (Hg.): Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung. Theoretische Grundlagen und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 241-266.
- Jungk, Sabine (2001): Selbstorganisation von MigrantInnen – Instanzen gelingender politischer Partizipation? In: Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit 3 (4), S. 82-85.
- Kallmeyer, Werner; Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Dirk Wegner (Hg.): Gesprächsanalysen. Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn, 14.-16. Oktober 1976. Hamburg: H. Buske, S. 159-274.
- Kardorff, Ernst von (2014): Partizipation im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs. Anmerkungen zur Vielfalt eines Konzepts und seiner Rolle in der Sozialarbeit. In: ARCHIV für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit 45 (2), S. 4-15.
- Kast, Alexandra (2006): Gesellschaftliche Teilhabe sichern. Partizipation von Migrantinnen und Migranten in der „Sozialen Stadt“ Berlin. Studie für die Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin. Berlin.
- Keinhorst, Annette; Müller, Gudrun (1996): Mädchen, Frauen & Rechtsextremismus. Dokumentation einer Arbeitstagung vom 7.-9. November 1996 VHS Saarbrücken. Stiftung Demokratie Saarland.
- Kelle, Udo (1994): Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Kelle, Udo; Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kersting, Norbert (2008): Politische Beteiligung. Einführung in dialogorientierte Instrumente politischer und gesellschaftlicher Partizipation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klatt, Johanna (2014): Vier Frauen gestalten „ihr Viertel“. Zum Engagement von Migrantinnen in sozial benachteiligten Stadtquartieren. In: ARCHIV für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit (2), S. 92-100.
- Kleger, Heinz (2001): Bürgergesellschaft und Demokratie in Europa. In: WeltTrends (30), S. 133-150.

- Kontos, Maria (2000): Bildungsprozesse, Abbrüche und die Motivation zur Selbständigkeit – Überlegungen zum Konzept biographischer Ressourcen. In: Hessische Blätter für Volksbildung 50 (1), S. 44-57.
- Kontos, Maria (2014a): Opening participatory routes: Mentoring and building capacity for active citizenship from a gender perspective (Parti GE.MI.). 1. Policy Brief.
- Kontos, Maria (2014b): Opening participatory routes: Mentoring and building capacity for active citizenship from a gender perspective (Parti GE.MI.). 2. Policy Brief.
- Kunz, Thomas (2011): Integration fördern und fordern. Vom „Gastarbeiter“ zur „Integrations-Ich-AG“. In: Sigrid Karin Amos, Wolfgang Meseth und Matthias Proske (Hg.): Öffentliche Erziehung revisited. Erziehung, Politik und Gesellschaft im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Küstners, Ivonne (2009): Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lamnek, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung. Weinheim, Basel: Beltz.
- Landeshauptstadt München, Sozialreferat, Stelle für interkulturelle Arbeit (Hg.) (2008): Fachtagung Alle anders – alle gleich? Was heißt hier Identität? Was heißt hier Integration?
- Latorre Pallares, Patricia; Zitzelsberger, Olga; Öksüz, Mülkan; Hradská, Iva (2006): Selbstorganisationen von Migrantinnen. Ihre Bedeutung für die Partizipation in der Einwanderungsgesellschaft. Darmstadt.
- Latorre, Patricia; Zitzelsberger, Olga (2011): MigrantInnenselbstorganisationen und Soziale Arbeit. Was der Zusammenarbeit auf Augenhöhe im Wege steht. In: Engagierte Einwanderer. Chancen und Probleme der Partizipation von Migranten. FJ SB, S. 49-58.
- Laux, Lothar; Weber, Hannelore (1987): Erträge biographischer Forschung im Bereich von Streß und Bewältigung. In: Gerd Jüttemann und Hans Thomae (Hg.): Biographie und Psychologie. Mit 5 Tabellen. Berlin u.a.: Springer, S. 285-298.
- Lenz, Ilse (1995): Geschlecht, Herrschaft und internationale Ungleichheit. In: Regina Becker-Schmidt (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt [u.a.]: Campus-Verlag, S. 19-46.
- Lenz, Ilse (1996): Grenzziehungen und Öffnungen: Zum Verhältnis von Geschlecht und Ethnizität zu Zeiten der Globalisierung. In: Ilse Lenz, Andrea Germer und Brigitte Hasenjürgen (Hg.): Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive. Opladen: Leske + Budrich, S. 200-229.
- Lenz, Ilse (2009): Klassen-Ethnien-Geschlechter? In: Ilse Lenz (Hg.): Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied: ausgewählte Quellen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 97-100.
- Lepperhoff, Julia; Manske, Alexandra; Schneider, Silke (2008): Migration und Geschlechterkritik. Eine Einleitung. Migration und Geschlechterkritik – Feministische Perspektiven auf die Einwanderungsgesellschaft. In: FEMINA POLITICA – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft 17 (1), S. 9-18.

- Lünenborg, Margreth; Fritsche, Katharina; Bach, Annika (2011): Migrantinnen in den Medien. Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption. Bielefeld: transcript.
- Lutz, Helma (2008): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen, Farmington Hills, Mich.: Budrich.
- Lutz, Helma (2010): Migrations- und Geschlechterforschung: Zur Genese einer komplizierten Beziehung. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lutz, Helma; Davis, Kathy (2005): Geschlechterforschung und Biographieforschung: Intersektionalität als biographische Ressource am Beispiel einer außergewöhnlichen Frau. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 228-247.
- Marx, Daniela (2008): Mission: impossible? Die Suche nach der „idealen Muslimin“. Feministische Islamdiskurse in Deutschland und den Niederlanden. Migration und Geschlechterkritik. Feministische Perspektiven auf die Einwanderungsgesellschaft. In: FEMINA POLITICA – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft 17 (1), S. 55-67.
- Mecheril, Paul (2014): Subjektbildung. Interdisziplinäre Analysen der Migrationsgesellschaft. Bielefeld: transcript-Verlag.
- Menz, Margarete (2008): Biographische Wechselwirkungen. Genderkonstruktionen und „kulturelle Differenz“ in den Lebensentwürfen binationaler Paare. Bielefeld: transcript.
- Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes NRW (1999): Selbstorganisationen von Migrantinnen und Migranten in NRW. Wissenschaftliche Bestandsaufnahme. Düsseldorf.
- Munsch, Chantal (2005): Die Effektivitätsfalle. Gemeinwesenarbeit und bürgerschaftliches Engagement zwischen Ergebnisorientierung und Lebensbewältigung. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Munsch, Chantal (2010): Engagement und Diversity. Der Kontext von Dominanz und sozialer Ungleichheit am Beispiel Migration. Weinheim: Juventa-Verlag.
- Munsch, Chantal (2011): Engagement als Dominanzkultur. Entwurf eines diversitätsreflexiven Begriffs sozialen und politischen Engagements. In: DGfE-Kommission Sozialpädagogik (Hg.): Bildung des Effective Citizen. Sozialpädagogik auf dem Weg zu einem neuen Sozialentwurf. Unter Mitarbeit von Nadine Schneider. Weinheim [u.a.]: Juventa-Verlag, S. 227-241.
- Müssig, Stephanie; Worbs, Susanne (2012): Politische Einstellungen und politische Partizipation von Migranten in Deutschland. Working Paper 46 aus der Reihe „Integrationsreport“, Teil 10. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge.
- Naumann, Siglinde (2011): Migrantenselbstorganisationen. Träger des Engagements von Migrantinnen und Migranten. In: Engagierte Einwanderer. Chancen und Probleme der Partizipation von Migranten. FJ SB.

- Neue deutsche Medienmacher (2015): Glossar der Neuen deutschen Medienmacher. Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland. Berlin.
- Niekant, Renate (2009): Feminismus und die zweite Frauenbewegung in (West-)Deutschland. In: Ingrid Kurz-Scherf, Julia Lepperhoff und Alexandra Scheele (Hg.): Feminismus: Kritik und Intervention. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 98-114.
- Ochse, Gabriele (1999): Migrantinnenforschung in der Bundesrepublik Deutschland und den USA. Oldenburg: Bis, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg.
- Oltmer, Jochen (2013a): Migration. In: Karl-Heinz Meier-Braun (Hg.): Migration und Integration in Deutschland. Begriffe – Fakten – Kontroversen. Bonn: BpB Bundeszentrale für politische Bildung, S. 31-34.
- Oltmer, Jochen (2013b): Einwanderungsland Bundesrepublik Deutschland. In: Karl-Heinz Meier-Braun (Hg.): Migration und Integration in Deutschland. Begriffe – Fakten – Kontroversen. Bonn: BpB Bundeszentrale für politische Bildung, S. 225-226.
- Oppong, Marvin (2011) (Hg.): Migranten in der deutschen Politik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Otten, Matthias; Reich, Hans H.; Schöning-Kalender, Claudia (2008): Die Partizipation und Positionierung von Migrantinnen und Migranten und ihren Organisationen in Rheinland-Pfalz. [Forschungsbericht zum Projekt]. Mainz: Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Familie und Frauen.
- Plackert, Michael (2007): Der Ausländerbeirat. Eine zeitgemäße Form der politischen Partizipation? In: Verwaltungsrundschau 53 (3), S. 80-85.
- Preisinger, Alexander; Dorostkar, Niku (2012): Integration durch Leistung. Fokus „Roma & Selbstorganisation“. In: migrazine.at. online Magazine von Migrantinnen für alle (1).
- Pries, Ludger (2003): Transnationalismus, Migration und Inkorporation. Herausforderungen an Raum- und Sozialwissenschaften. In: Geographische Revue 5 (2), S. 23-40.
- Pries, Ludger (2010): (Grenzüberschreitende) Migrantinnenorganisationen als Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Forschung: Klassische Problemstellungen und neuere Forschungsbefunde. In: Ludger Pries und Zeynep Sezgin (Hg.): Jenseits von „Identität oder Integration“. Grenzen überspannende Migrantinnenorganisationen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 15-60.
- Pries, Ludger (2013): Migrantenselbstorganisationen. Umfang, Strukturen, Bedeutung. Kurzdossier (focus Migration).
- Putnam, Robert D. (2000): Bowling alone. The collapse and revival of American community. New York: Simon & Schuster.
- Reißig, Birgit (2010): Biographien jenseits von Erwerbsarbeit. Prozesse sozialer Exklusion und ihre Bewältigung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Resch, Christine (1998): Arbeitsbündnisse in der Sozialforschung. In: Heinz Steinert (Hg.): Zur Kritik der empirischen Sozialforschung. Ein Methodengrundkurs. Studentexte zur Sozialwissenschaft. Frankfurt, S. 36-66.
- Rommelspacher, Birgit (1995): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. 2. Aufl. Berlin: Orlanda-Frauenverlag.
- Rommelspacher, Birgit (1996): Frauen in der Dominanzkultur. In: Mädchen, Frauen & Rechtsextremismus. Dokumentation einer Arbeitstagung vom 7.-9. November 1996 VHS Saarbrücken. Stiftung Demokratie Saarland, S. 19-38.
- Rommelspacher, Birgit (2009): Intersektionalität. Über die Wechselwirkung von Machtverhältnissen. In: Ingrid Kurz-Scherf, Julia Lepperhoff und Alexandra Scheele (Hg.): Feminismus: Kritik und Intervention. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 81-97.
- Rosa, Hartmut; Strecker, David; Kottmann, Andrea (2007): Soziologische Theorien. Konstanz: UVK-Verlag-Ges.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main, New York: Campus-Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (2005): Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 46-64.
- Rosenthal, Gabriele (2014): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim [u.a.]: Juventa-Verlag.
- Roßteutscher, Siegrid (2009): Soziale Partizipation und Soziales Kapital. In: Viktoria Kaina und Andrea Römmele (Hg.): Politische Soziologie. Ein Studienbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 163-180.
- Ruokonen-Engler, Minna-Kristina (2012): „Unsichtbare“ Migration? Transnationale Positionierungen finnischer Migrantinnen: eine biographieanalytische Studie. Bielefeld: transcript.
- Geiss, Sabine; Gensicke, Thomas (2006): Freiwilliges Engagement von Migrantinnen und Migranten. In: Thomas Gensicke, Sibylle Picot und Sabine Geiss (Hg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004. Ergebnisse der repräsentativen Trenderhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 302-349.
- Sauer, Martina; Goldberg, Andreas (2001): Die Lebenssituation und Partizipation türkischer Migranten in Nordrhein-Westfalen. Ergebnisse der zweiten Mehrthemenbefragung. Münster: Lit.
- Sauer, Martina; Halm, Dirk (2009): Erfolge und Defizite der Integration türkeistämmiger Einwanderer. Entwicklung der Lebenssituation 1999 bis 2008. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Schäfer, Thomas; Völter, Bettina (2005): Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 161-189.
- Schmidt, Manfred G. (2010): Demokratietheorien. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schnurr, Stefan (2001): Partizipation. In: Hans-Uwe Otto, Hans Thiersch und Karin Böllert (Hg.): Handbuch der Sozialarbeit, Sozialpädagogik. Neuwied: Luchterhand, S. 1330-1345.
- Schnurr, Stefan (2011): Partizipation. In: Hans-Uwe Otto und Klaus Grunwald (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. München [u.a.]: Reinhardt, S. 1069-1078.
- Schubert, Klaus; Klein, Martina (2011): Das Politiklexikon. Begriffe, Fakten, Zusammenhänge. Bonn: Dietz.
- Schultze, Reiner-Olaf (2010): Partizipation. In: Dieter Nohlen und Reiner-Olaf Schultze (Hg.): Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe. München: Beck, S. 723-725.
- Schütz, Alfred (1971): Gesammelte Aufsätze. I Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Dordrecht: Springer Netherlands.
- Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK Verlag-Ges.
- Schütze, Fritz (1976): Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. In: Thomas Luckmann (Hg.): Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 7-41.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: neue praxis 13 (3), S. 283-293.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 78-117.
- Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. 1. Kurseinheit. Hagen.
- Schütze, Fritz (1994): Das Paradoxe in Felix' Leben als Ausdruck eines „wilden“ Wandlungsprozesses. In: Hans-Christoph Koller und Rainer Kokemohr (Hg.): Lebensgeschichte als Text. Zur biographischen Artikulation problematischer Bildungsprozesse. Weinheim: Dt. Studien-Verlag, S. 13-60.
- Schütze, Fritz (1995). Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Heinz-Hermann Krüger, Winfried Marotzki (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S. 166-153.

- Schütze, Fritz (2001): Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen. Die Kategorie der Wandlung. In: Ulrich Oevermann, Roland Burkholz, Christel Gärtner und Ferdinand Zehentreiter (Hg.): *Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 137-162.
- Schwanenflügel, Larissa von (2015): *Partizipationsbiographien Jugendlicher. Zur subjektiven Bedeutung von Partizipation im Kontext sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schwanenflügel, Larissa von; Walther, Andreas (2012): Partizipation und Teilhabe. In: Hildgard Bockhorst, Vanessa-Isabelle Reinwand und Wolfgang Zacharias (Hg.): *Handbuch Kulturelle Bildung*. München: kopaed, S. 274-278.
- Schwenken, Helen (2010): Migrantinnenorganisationen: Zur Selbstorganisation von Migrantinnen. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 910-915.
- Sieveking, Klaus (2010): Zur Mobilisierung von politischen Beteiligungsrechten für nicht EU-angehörige Einwanderer. In: *Zeitschrift für Parlamentsfragen* 41 (3), S. 623-637.
- Siouti, Irimi (2013): *Transnationale Biographien. Eine biographieanalytische Studie über Transmigrationsprozesse bei der Nachfolgeneration griechischer Arbeitsmigranten*. Bielefeld: transcript.
- Snow, Noah (2011): Migrant. In: Susan Arndt und Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutscher Sprache: ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast-Verlag, S. 444.
- Spies, Tina (2010): *Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im Diskurs*. Bielefeld: transcript.
- Statistisches Bundesamt (2015): *Ausländische Bevölkerung. Ergebnisse des Ausländerzentralregisters*. 2014.
- Steinert, Heinz (1997): Schwache Patriarchen – gewalttätige Krieger. Über Männlichkeit und ihre Probleme zwischen Warenförmigkeit, Disziplin, Patriarchat und Brüderhorde. In: Joachim Kersten und Heinz Steinert (Hg.): *Starke Typen. Iron Mike, Dirty Harry, Crocodile Dundee und der Alltag von Männlichkeit*. Nomos, S. 121-157.
- Strasser, Elisabeth (2009): Was ist Migration? In: Maria Six-Hohenbalken und Jelena Tošić (Hg.): *Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte*. Wien: facultas.wuv, S. 15-28.
- Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet M. (1996): *Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, PsychologieVerlagsUnion.
- Supik, Linda (2005): *Dezentrierte Positionierung. Stuart Halls Konzept der Identitätspolitik*. Bielefeld: transcript.

- Treibel, Anette (2009): Migration als Form der Emanzipation? Motive und Muster der Wanderung von Frauen. In: Christoph Butterwegge (Hg.): Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung. Migrations-, Integrations- und Minderheitenpolitik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 103-120.
- Treibel, Anette (2010): Von der exotischen Person zur gesellschaftlichen Normalität: Migrantinnen in der soziologischen Forschung und Lehre. In: Gudrun Hentges (Hg.): Migrations- und Integrationsforschung in der Diskussion. Biografie, Sprache und Bildung als zentrale Bezugspunkte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 141-169.
- Trömel-Plötz, Senta (2004): Gewalt durch Sprache. In: Senta Trömel-Plötz (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Wien: Milena, S. 64-82.
- Utlü, Deniz (2011): Migrationshintergrund. Ein metaphorkritischer Kommentar. In: Susan Arndt und Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutscher Sprache: ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast-Verlag, S. 445-448.
- Vicente, Miguel (2011): Die Arbeit der Integrationsbeiräte in Deutschland. In: Engagierte Einwanderer. Chancen und Probleme der Partizipation von Migranten. FJ SB 24 (2), S. 38-43.
- Villa, Paula-Irene (2011): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Völter, Bettina (2015): Biographischer Wendepunkt. In: Regina Rätz und Bettina Völter (Hg.): Wörterbuch Rekonstruktive Soziale Arbeit. Leverkusen: Budrich, S. 38-39.
- Walgenbach, Katharina (2014): Intersektionale Subjektpositionen. Theoretische Modelle und Perspektiven. In: Simone Philipp (et al.) (Hg.): Intersektionelle Benachteiligung und Diskriminierung. Soziale Realitäten und Rechtspraxis. Baden-Baden: Nomos [u.a.], S. 73-88.
- Walther, Andreas (2010): Partizipation oder Nicht-Partizipation? Sozialpädagogische Vergewisserung eines scheinbar eindeutigen Konzepts zwischen Demokratie, sozialer Integration und Bildung. In: neue praxis 40 (2), S. 115-136.
- Walther, Andreas; Stauber, Barbara (2007): Übergänge in Lebenslauf und Biographie. Vergesellschaftung und Modernisierung aus subjektorientierter Perspektive. In: Barbara Stauber (Hg.): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim [u.a.]: Juventa-Verlag.
- Weiss, Karin; Thränhardt, Dietrich (2005): Selbsthilfe. Wie Migranten Netzwerke knüpfen und soziales Kapital schaffen. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- West, Candace; Fenstermaker, Sarah (1995): Doing Difference. In: Gender & Society 9 (1), S. 8-37.
- West, Candace; Zimmerman, Don (1987): Doing Gender. In: Gender & Society 1 (2), S. 125-151.

Zimmer, Annette (2012): Zivilgesellschaft. Ein Leitbild. In: Stefan Hradil (Hg.): Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde. Frankfurt a. Main: Campus-Verlag, S. 347-359.

Anhang

Segmentierung des Interviews mit Frau Nazemi

Haupterzählung (HE) (1/1-15/458)

Einführung/Interviewvorbereitung (1/1-1/4)

Eingangsfrage (1/4-1/5)

Weitere Erläuterungen/Präzisierungen (1/5-1/14)

I. Suprasegment: Das »(Nicht-)Ankommen« in Deutschland (1/15-3/68)

1. Selbsteinführung – Migration – Einführung des Ehemannes (1/15-2/25)
2. Die Anfangssituation in Deutschland (2/25-3/68)
 - 2.1. Abneigung gegen die deutsche Sprache (2/25-2/30)
 - 2.2. Die Arbeitssituation des Ehemannes (2/30-2/34)
 - 2.3. Wohnen im Hotel und erste Schwangerschaft (2/34-2/48)
 - 2.4. Sich orientieren und „rausgehen“ (2/48-3/57)
 - 2.5. Der Umzug in ein größeres Haus (3/57-3/68)

II. Suprasegment: Mutterschaft, Spracherwerb und Einstieg in das Arbeitsleben (3/68-10/261)

1. Leben zwischen den Sprachen (3/68-4/98)
 - 1.1. Kommunikationsschwierigkeiten und Entschluss, Deutsch zu lernen (3/68-3/76)
 - 1.2. Deutschlernen mit Ehemann (3/76-4/86)
 - 1.3. Die Tochter als „Übung“ zum Deutschlernen (4/86-4/93)
 - 1.4. Die Cousine als muttersprachliche Bezugsperson für die Tochter (4/93-4/98)
2. Die Cousine als motivierende Kraft zur Arbeitssuche (4/98-4/102)
3. Selbstzweifel und Unsicherheit bei der Jobsuche (4/102-5/114)
4. Die unterqualifizierte Arbeit in der Küche als einzige Lösung (5/115-5/123)
5. Der Aufstieg und die Weiterentwicklung im Job I (5/123-7/189)
 - 5.1. Von der Küche über das Getränkebüffet bis zum Service (5/123-6/156)
 - 5.2. Die Ablehnung des Jobs als Vertrauensperson (6/156-6/167)
 - 5.3. Die Kandidatur als Vorsitzende des Betriebsrates (6/167-7/189)
6. Die Geburt des zweiten Kindes und Mutterschaftsurlaub (7/189-7/195)
7. Die Rückkehr in den Betrieb (7/195-8/212)
8. Vereinbarkeit von Familie und Job (8/213-8/219)
9. Der Aufstieg und die Weiterentwicklung im Job II (8/219-10/261)
 - 9.1. Die Ablehnung des Jobs als Chefassistentin (8/219-9/247)

- 9.2. Die Annahme des Jobs als Vertrauensperson mit eingeschränkter Verantwortung (9/247-10/261)

III. Suprasegment: Die Umkehr in der Rückkehr (7/261-12/333)

1. Das Projekt Wiederaufbau Afghanistan und die Weiterbildung für Lehrkräfte (10/261-10/270)
2. Der Muttersprache-Unterricht im Rahmen von Vereinsarbeit (10/270-10/279)
3. Das Krankwerden: „Diese Maschine ist kaputt“ (10/279-11/314)
4. Die Rückkehr nach Afghanistan und ihre Folgen (11/314-12/329)

IV. Suprasegment: Engagement und der Weg zurück in die Schule (12/333-15/458)

1. Der emotionale Ausgleich durch ehrenamtliches Engagement (12/331-12/338)
 - 1.1. Das Engagement im Verein als „Trost“ (12/331-12/333)
 - 1.2. Projekt mit Migranteneltern und Fortbildungen (12/333-12/338)
2. Der Einstieg in den Beruf dank ehrenamtlichen Engagements
 - 2.1. Interview mit Tochter im Fernsehen (12/338-12/343)
 - 2.2. »Hilferuf« und Beratung in Schulen (12/343-13/358)
 - 2.3. Schulunterricht für afghanische Kinder (13/358-13/370)
 - 2.4. Schulprojekt und Arbeitsvertrag (13/370-13/380)
 - 2.5. Entfristung des Arbeitsvertrages (13/380-14/396)
 - 2.6. Kurze Bilanzierung der Errungenschaften als „Frau“ (14/398-14/400)
3. Gründung des eigenen Vereins (14/400-15/418)
4. Bilanzierende Vorkoda (15/418-16/451)
 - 4.1. Bilanzierung der Bildungswege der Kinder (15/418-15/423)
 - 4.2. Bilanzierung der ersten Jahre in Deutschland (15/423-16/451)

Nachfrageteil (NFT) (16/459-44/1206)

I. Die Familie in Afghanistan (16/464-13/506)

1. Das Leben in Afghanistan (16/464-12/487)
 - 1.1. Elternhaus und Aufwachsen ohne Vater (17/469-17/480)
 - 1.2. Kennenlernen des Ehemannes und Verlobung (17/480-17/487)
2. Familienverhältnisse während der Zeit in Deutschland (17/487-18/506)
 - 2.1. Geschwister kommen nach Deutschland (17/487-18/491)
 - 2.2. Tod der Mutter (18/491-18/500)
 - 2.3. Nicht-Alleinsein in Deutschland (18/500-18/506)

II. Deutschlernen als „Entwicklung mit der Sprache“ (18/507-20/559)

1. Kein Sprachkurs- und Schulbesuch (18/507-18/515)
2. Möglichkeit zur beruflichen Umschulung (18/515-19/536)
3. Deutsche Bekannte als Vorbild (19/536-19/547)
4. Intensive Beschäftigung mit Zeitunglesen (19/547-20/559)

III. Das Leben zwischen Afghanistan und Deutschland (20/560-19/737)

1. Hoffnung bei der Rückkehr (20/560-21/580)
2. Empfindungen bei der Rückkehr (21/580-21/593)
3. Bilanzierung des Lebens zwischen Afghanistan und Deutschland (21/593-22/615)
4. Migrantinsein in Deutschland (22/615-26/737)
 - 4.1. Negative und positive Erfahrungen (22/615-23/647)
 - 4.2. Bedeutung des Erlernens der deutschen Sprache (23/647-24/679)
 - 4.3. Kinder bekommen (24/679-26/737)

IV. Elternarbeit in Schulen (26/738-32/887)

1. Das Projekt und die Aktivitäten (26/743-30/830)
2. Fehlende Unterstützung bei Schulproblemen der Tochter (30/832-32/863)
3. Schule und Rolle der Eltern (32/863-32/887)

V. Muttersein und Erziehung (33/888-39/1053)

1. Interview mit Tochter im Fernsehen (33/890-33/903)
2. Übernahme christlicher Traditionen bei der Erziehung der Tochter (33/903-34/922)
3. Rolle und Bedeutung von Religion (34/922-34/940)
4. Mutter-Tochter-Beziehung (35/942-36/990)
5. Mutter-Sohn-Beziehung (36/990-38/1029)
6. Bilanzierung des Mutterseins (38/1029-39/1053)

VI. Der neugegründete Verein (39/1054-44/1151)

1. Aufgaben und Arbeit im Rahmen des Vereins (39/1060-41/1104)
2. Erwartungen der Migranteneltern an den Bildungsweg Kinder (41/1104-41/1120)
3. Möglichkeiten zur Weiterbildung der Jugendlichen (41/1120-42/1151)
4. Bilanzierung des gesamten Lebens (42/1153-44/1193)

VII. Koda (44/1193-44/1206)

Transkriptionsnotationen

-	mit Stimme Luft holen
--	kurze Pause
---	längere Pause
(3)	Pause über 3 Sekunden (Länge notieren)
=	Wörter, die zusammengezogen gesprochen wurden
fett	laut/betont gesprochen
<i>leise</i>	leise gesprochen
<u>gedehnt</u>	gedehnt gesprochenes Wort
abe::r	gedehnt gesprochene Laut
easy	Wörter in anderen Sprachen
„komm mit!“	direkte/wörtliche Rede
/ja/[lachend]	besondere Betonung durch Beschreibung
ne//nein	Selbstkorrektur
	Überlappung
()	wenn Aussprache nicht klar: eigene Version in Klammern
(...)	unverständlicher Text bzw. eine Auslassung bei der
[lacht]	Ergänzung bzw. Erklärung

Erklärung zur Prüfungsleistung

Name, Vorname: Bel Adasme, Melisa

Matrikelnummer: 3482829

Studiengang: Soziologie M.A.

Die am FB03 gültige Definition von Plagiaten ist mir vertraut und verständlich:

„Eine am FB03 eingereichte Arbeit wird als Plagiat identifiziert, wenn in ihr nachweislich fremdes geistiges Eigentum ohne Kennzeichnung verwendet wird und dadurch dessen Urheber-schaft suggeriert oder behauptet wird. Das geistige Eigentum kann ganze Texte, Textteile, Formulierungen, Ideen, Argumente, Abbildungen, Tabellen oder Daten umfassen und muss als geistiges Eigentum der Urheberin/des Urhebers gekennzeichnet sein. Sofern eingereichte Arbeiten die Kennzeichnung vorsätzlich unterlassen, provozieren sie einen Irrtum bei denjenigen, welche die Arbeit bewerten und erfüllen somit den Tatbestand der Täuschung.“

Ich versichere hiermit, dass ich die eingereichte Arbeit mit dem Titel

**„Partizipationsbiographien engagierter Migrantinnen.
Eine biographieanalytische Studie über Partizipationsprozesse im Kontext von
Migration und Geschlecht“**

nach den Regeln guter wissenschaftlicher Praxis angefertigt habe. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus Veröffentlichungen oder aus anderen fremden Mitteilungen entnommen wurden, sind als solche kenntlich gemacht. Die vorliegende Arbeit ist von mir selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Quellen und Hilfsmittel verfasst worden. Ebenfalls versichere ich, dass diese Arbeit noch in keinem anderen Modul oder Studiengang als Prüfungsleistung vorgelegt wurde.

Mir ist bekannt, dass Plagiate auf Grundlage der Studien- und Prüfungsordnung im Prüfungsamt dokumentiert und vom Prüfungsausschuss sanktioniert werden. Diese Sanktionen können neben dem Nichtbestehen der Prüfungsleistung weitreichende Folgen bis hin zum Ausschluss von der Erbringung weiterer Prüfungsleistungen für mich haben.

Ort, Datum, Unterschrift

Diese Erklärung ist der Prüfungsleistung als Anhang beizufügen.

Prüfungsleistungen ohne diese Erklärung werden nicht zur Bewertung angenommen.